This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

LSoc 1711.15

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

JOHN HARVEY TREAT

OF LAWRENCE, MASS.

(Class of 1862)

Der Spiritismus.

Von

Prof. Dr. Conſt. Gutberlet.

Görres-gesellschaft
Vereinsschrift 1882

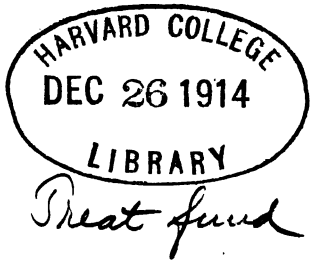
Der Spiritismus.

Von

Prof. Dr. Conſt. Gutberlet.

Köln, 1882.
Druck und Commiſſions-Verlag von J. P. Bachem.
25922

LSoc 1711.15



Einleitung.

Es gibt kaum ein beredteres Zeugniß für die Existenz einer übersinnlichen Welt, als die auffällige Thatsache, daß überall da, wo der Unglaube sie zu leugnen bestrebt ist, der Aberglaube eine unwiderstehliche Reaction dagegen einleitet, und seine verkehrten Vorstellungen an die Stelle der geleugneten Wahrheit setzt, ja, daß selbst raffinirte Gottesleugner von der abergläubischesten Furcht gefoltert werden; so stark zeigt sich in dieser Erscheinung der Drang und Hang zum Uebersinnlichen, daß er durch keine Gewalt der Verneinung ausgerottet werden kann, ja durch dieselbe nur heftiger angefacht wird. Wenn darum auch Alles falsch sein sollte, was sich der Aberglaube über den Verkehr mit einer andern Welt zu allen Zeiten eingebildet hat, schon die Thatsache, daß er es sich immer und immer wieder einbildet, weist auf einen Zug der menschlichen Natur hin, der in einer objectiven Realität seinen Grund haben muß; jedenfalls stellt sich heraus, daß der Unglaube mehr Unnatur ist, als der Aberglaube.

Die genannte Thatsache stellt sich mit besonderer Dringlichkeit in gegenwärtiger Zeit unsern Augen dar. Wie es noch keine Zeit gegeben hat, in welcher man so systematisch in Lehre und That dem Uebersinnlichen den Krieg erklärt hat, so hat auch wohl noch nie der Aberglaube in Form von Geisterspuk so großartige Dimensionen angenommen, wie in unserer Zeit. Amerika, das Land der religiösen Zerklüftung und in Folge dessen des Indifferentismus und des Unglaubens, ist auch das Vaterland der spiritistischen Bewegung; dort hat der Spiritismus bereits eine großartige Literatur, Zeitschriften mit vielen Tausenden Abonnenten, zahlreiche größere und kleinere Vereine und zählt seine Anhänger nach Millionen. So lange das Geisterwesen sich dort drüben hielt, konnte man sich gegen dasselbe, wie gegen amerikanischen Humbug vornehm geriren, aber bereits hat es über England und Frankreich seinen Weg nach Deutschland gefunden und erfreut sich besonders in Leipzig der Be-

günstigung angesehener Naturforscher, wie des Astrophysikers Zöllner, des Psychophysikers Fechner, des Physikers W. Weber u. A., welche gewiß nicht so ohne Weiteres als von geschickten ausländischen Taschenspielern Dupirte hingestellt werden können; allerdings wäre es dem Materialismus auf diese Weise am bequemsten, sich des unliebsamen Eindringlings zu erwehren.

Wir unserseits können dem Streite ganz ruhig zusehen: das Christenthum verliert durchaus nichts, wenn alle erzählten Phänomene sich als Schwindel herausstellen sollten; wir bedürfen zur Widerlegung des Materialismus keines Geisterklopfens. Wir nehmen sie also einfach hin, wie sie von den Spiritisten erzählt werden, und wollen ihre Thatsächlichkeit (deren Untersuchung ganz andere Veranstaltungen fordert, als sie dem Einzelnen zu Gebote stehen) vorausgesetzt, im Folgenden über ihr Wesen, ihre Urheber und insbesondere auch über ihr Verhältniß zu den Grundlagen der Offenbarung etwas Aufschluß zu gewinnen versuchen.

Erstes Capitel.

Berichtete Thatsachen.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, dem spiritistischen Treiben im Detail nachzugehen; die Literatur desselben ist unübersehbar geworden. Das Wissenswertheste haben wir in einem Referate vorigen Jahrgangs der „Liter.-Rundschau“ gegeben. Wir können des Details auch leicht entrathen, da doch nur in seltenen Fällen die Experimente unter solchen Umständen angestellt sind, daß man über deren Thatsächlichkeit und noch weniger über deren eigenes Wesen aus denselben sich ein Urtheil bilden kann. Wir sind zudem in der Lage, uns auf einige allbekannte Experimentatoren berufen zu können, deren Namen und Stellung den von ihnen erstatteten Berichten nothwendiger Weise ein gewisses Gewicht verleihen muß. Männern gegenüber, wie Crookes, dem Erfinder des Radiometers und Entdecker des Thalliums, Zöllner, der in der Photometrie so Ausgezeichnetes geleistet hat, Varley, der den Transatlantischen Kabel legte, Fechner, der die feinsten Methoden ersann und anwandte, um die exacte Messung bis in das psychische Gebiet auszudehnen, W. Weber, der der neuern Physik durch die consequente Ausbildung und Durchführung der Wellentheorie einen ganz neuen Aufschwung gab, — kann man nicht von vornherein sagen, sie hätten nicht zu beobachten verstanden, sondern hätten sich durch geschickte Taschenspieler dupiren lassen.

Wenn nun dennoch zugestanden werden muß, daß die spiritistischen Medien in vielen Fällen, und insbesondere auch ein berühmtes Medium

von Crookes, als Betrüger entlarvt worden sind, so mahnt dies zwar zu großer Vorsicht, berechtigt aber allein noch nicht zu einem allgemeinen Verwerfungs-Urtheile. Insbesondere ist es leicht denkbar, daß Crookes, nachdem er im Anfange alle die nachher zu berührenden Vorsichtsmaßregeln angewandt hatte, später seinem Medium zu viel Vertrauen schenkte, welches dann, wenn die „Geister" nicht ausreichten, auf eigene Faust operirte.

Um jedoch den Leser nach Möglichkeit in die Lage zu versetzen, sich über die Thatsachen eines so unfaßbaren und der Täuschung wie kein anderes ausgesetzten Gebietes eine eigene Meinung zu bilden, geben wir die wichtigsten Berichte der bedeutendsten wissenschaftlichen Spiritisten in ihrem Detail und zugleich mit all' den Vorsichtsmaßregeln und Cautionen, die sie für nöthig erachteten.

Crookes.

„Gleich von vorneherein muß ich einen oder zwei Irrthümer berichtigen, welche die öffentliche Meinung in festen Besitz genommen haben. Der eine ist, daß Dunkelheit für die Erscheinungen wesentlich sei. Dieses ist keineswegs der Fall. Ausgenommen da, wo Dunkelheit eine nothwendige Bedingung gewesen ist, wie bei einigen Phänomenen leuchtender Erscheinungen, und in einigen andern Fällen hat alles Berichtete bei Licht stattgefunden. In den wenigen Fällen, wo die mitgetheilten Phänomene im Finstern stattfanden, bin ich so genau gewesen, diesen Umstand zu erwähnen; überdies kann dabei ein besonderer Grund für das Ausschließen des Lichtes aufgeführt werden, und die Resultate sind unter solch' vollkommenen Prüfungsbedingungen erzeugt worden, daß die Unterdrückung eines der Sinne den Beweis nicht merklich geschwächt hat.

Noch ein anderer gewöhnlicher Irrthum ist, daß die Vorfälle nur zu gewissen Zeiten und an bestimmten Orten wahrgenommen werden können — als z. B. nur in den Zimmern des Mediums oder in vorher verabredeten Stunden; und von dieser irrigen Annahme aus schließend hat man durchaus eine Aehnlichkeit finden wollen zwischen den sogen. spirituellen Phänomenen und den Zauberkunststücken professioneller „Beschwörer" und „Hexenmeister", welche sie auf ihrer eigenen Schaubühne, und zwar von allen Hülfsmitteln ihrer Kunst umgeben, vollführen.

Um nun zu zeigen, wie weit dies von der Wahrheit entfernt ist, brauche ich nur zu sagen, daß, mit sehr wenigen Ausnahmen, die vielen Hunderte von Thatsachen, die ich zu bestätigen im Begriffe bin, alle in meinem eigenen Hause, zu der von mir selbst bestimmten Zeit und unter Umständen stattgefunden haben, welche die Anwendung selbst der allereinfachsten instrumentalen Hülfsmittel absolut ausschlossen.

Ein dritter Irrthum ist, daß, das Medium bei einer Sitzung seinen eigenen Kreis von Freunden und Genossen auswählen müsse; daß diese Freunde durchaus Gläubige an der Wahrheit jener Lehre sein müssen, welche das Medium verkündet; und daß jeder anwesenden Person von einer kritikbedürftigen Geistesrichtung Bedingungen auferlegt seien, welche eine genaue Beobachtung ganz ausschlössen und Kunstgriffe und Täuschungen erleichterten. Als Antwort hierauf kann ich behaupten, daß ich (fast immer) meinen eigenen Kreis von Freunden gewählt, jeden hartköpfigen Ungläubigen, den ich nur wollte, eingeführt und im Allgemeinen meine eigenen Bedingungen gestellt habe, welche sorgfältig ausersehen waren, die Möglichkeit eines Betruges zu verhindern. Nachdem ich allmälig einige der Bedingungen ermittelt hatte, welche das Auftreten der Erscheinungen erleichtern, sind meine getroffenen Maßnahmen, diese Untersuchungen zu betreiben, gewöhnlich von stets gleichem und in der That in den meisten Fällen von mehr Erfolg begleitet gewesen, als bei andern Gelegenheiten, wo durch falsche Vorstellungen von der Wichtigkeit gewisser kleinlichen Vorsichtsmaßregeln die auferlegten Bedingungen eine Entdeckung von Betrug weit weniger leicht machen konnten."

Daß aber diese Vorsichtsmaßregeln doch keine absolute Sicherheit geben, beweist nur allzuklar der Betrug, den die verschmitzte Miß Cook dem Naturforscher spielte. Wir wollen die Phänomene kurz nach der übersichtlichen Rubrication mittheilen, in welcher sie W. Crookes darlegt.

I. Klasse.

Die Bewegung schwerer Körper mit Berührung aber ohne mechanische Kraftanstrengung.

Diese ist eine der einfachsten Formen der beobachteten Erscheinungen. Sie variirt im Grade von einem Erzittern oder einer Vibration des Zimmers sammt seinem Inhalte bis zum wirklichen Sich-Erheben eines schweren Körpers in die Luft, wenn die Hand auf ihn gelegt ist. Der Einwurf ist klar, daß, wenn Leute ein Ding berühren, das sich bewegt, sie selbiges stoßen, zerren oder heben; daß dies bei zahlreichen Beispielen nicht der Fall ist, habe ich auf experimentelle Weise bewiesen; aber ich lege dieser Klasse von Erscheinungen an und für sich nur geringe Bedeutung bei und erwähne sie nur als Vorläufer anderer Bewegungen derselben Art, welche ohne Berührung stattfanden.

Diesen Bewegungen (und ich kann in der That dasselbe fast von jeder Art der Erscheinungen sagen) geht gewöhnlich ein eigenthümlich kalter Luftzug voraus, der sich zuweilen bis zu einem entschiedenen Winde steigert. Ich habe ihn Papierblätter umherblasen und ein Thermometer um mehrere Grade erniedrigen gesehen. Bei einigen Gelegenheiten,

welche ich in der Folge noch mehr im Detail mittheilen will, habe ich .... eine so intensive Kälte entdeckt, daß ich sie nur mit derjenigen vergleichen konnte, welche man fühlt, wenn die Hand sich einige Zoll von gefrorenem Quecksilber befindet.

II. Klasse.

Die Erscheinungen klopfender und anderer damit verwandter Töne.

Der populäre Name „Klopflaute" gibt einen sehr irrigen Begriff von dieser Klasse von Phänomenen. Zu verschiedenen Malen habe ich während meiner Experimente zarte Ticktacks wie mit einer Nadelspitze vernommen; dann einen Schwall scharfer Töne wie von einem Inductionsapparate in voller Thätigkeit; dann Knalltöne in der Luft; dann scharfe Metallschläge; dann ein Knirschen, ähnlich demjenigen, wenn eine Reibungsmaschine in Thätigkeit ist; dann kratzende Töne, dann wieder das Zwitschern eines Vogels u. s. w. .... Bei Miß Fox scheint es nur nöthig, daß sie ihre Hand auf eine Substanz lege, damit laute Schläge wie von einer dreifachen Schlagkraft in ihr vernommen werden, zuweilen so laut, daß sie mehrere Zimmer weit zu hören sind. Auf diese Weise habe ich sie in einem lebenden Baum, auf einer Glasscheibe, auf einem gespannten Eisendraht, auf einer gespannten Trommelhaut, auf einem Tambourin, auf der Decke einer Droschke und auf dem Fußboden eines Theaters vernommen. Ueberdies ist wirkliche Berührung nicht immer nothwendig; ich habe diese Töne von dem Fußboden, den Wänden u. s. w., als des Mediums Füße und Hände gehalten wurden — als sie auf einem Stuhle stand — als sie sich in einer von der Zimmerdecke herabhängenden Schwinge schaukelte, — als sie in einen eisernen Drahtkäfig geschlossen war — und als sie ohnmächtig auf einem Sopha lag, ausgehen gehört. Ich habe sie auf einer Glasharmonika vernommen..... Ich habe sie auf jede Weise, die ich ersinnen konnte, geprüft, bis ich der Ueberzeugung nicht entrinnen konnte, daß sie wahre objective Vorfälle seien, welche von keinerlei Kunstgriffen oder mechanischen Hülfsmitteln hervorgebracht wurden.

III. Klasse.

Die Veränderung des Gewichtes der Körper.

IV. Klasse.

Bewegungen schwerer Substanzen, wenn sie sich in einiger Entfernung vom Medium befinden.

Die Fälle, in denen schwere Körper, wie z. B. Tische, Stühle, Sophas u. s. w., bewegt worden sind, wenn das Medium sie nicht be-

rührt hat, sind sehr zahlreich. Ich will nur einige der schlagendsten kurz erwähnen. Mein eigner Stuhl ist zum Theil ringsum gedreht worden, während meine Füße von dem Fußboden erhoben waren. Alle Anwesenden sahen, wie ein Stuhl von einer entfernten Ecke aus, wo Alle ihn beobachteten, sich langsam bis zum Tische herbewegte; bei einer andern Gelegenheit bewegte sich ein Armstuhl dorthin, wo wir saßen, und dann bewegte er sich auf meinen Wunsch langsam wieder in eine Entfernung von ungefähr drei Fuß zurück. An drei auf einander folgenden Abenden bewegte sich ein kleiner Tisch langsam quer durch das Zimmer unter Bedingungen, welche jedem Einwurf begegnen, welcher gegen den Augenschein erhoben werden konnte. Ich habe mehrere Wiederholungen des von dem Comité der dialektischen Gesellschaft für zwingend betrachteten Experiments erhalten, nämlich: die Bewegung eines schweren Tisches bei vollem Lichte, die Stühle mit ihren Rücklehnen gegen den Tisch gekehrt, ungefähr einen Fuß von ihm abstehend, und jede Person auf ihrem Stuhl knieend, mit ihren Händen auf seiner Lehne ruhend, aber den Tisch nicht berührend. Es fand dies bei einer Gelegenheit statt, wo ich ringsum ging, um zu sehen, wie ein Jeder seine Stellung inne hatte.

V. Klasse.

Das Sich-Erheben von Tischen und Stühlen ohne Berührung mit einer Person.

Bei fünf besondern Gelegenheiten erhob sich ein schwerer Speisetisch zwischen einigen Zollen und 1½ Fuß vom Boden unter besondern Umständen, welche Kunstgriffe unmöglich machten. Bei einer andern Gelegenheit hob sich ein schwerer Tisch vom Boden nicht nur, als ihn keine Person berührte, sondern auch unter Bedingungen, die ich vorher so angeordnet hatte, daß ich des unbezweifelten Beweises für die Thatsache gewiß war.

VI. Klasse.

Das Sich-Erheben menschlicher Wesen.

Die schlagendsten Fälle des Sich-Erhebens, deren Zeuge ich war, fanden bei Mr. Home statt. Bei drei besondern Gelegenheiten habe ich ihn vollständig vom Fußboden des Zimmers sich erheben sehen. Das eine Mal saß er auf einem Lehnstuhle, das andere Mal kniete er auf seinem Stuhle, das dritte Mal stand er auf ihm. In jedem Falle hatte ich volle Gelegenheit, den Vorgang zu beobachten, sobald er stattfand. Es gibt wenigstens hundert berichtete Fälle von Mr. Home's Erhebungen vom Boden in Gegenwart ebenso vieler verschiedener Personen, und ich habe von den Lippen dreier Augenzeugen der

schlagendsten Vorfälle dieser Art — vom Grafen von Dunraven, von Lord Lindsay und von Capitain Wynne — ihre selbsteigenen genauesten Berichte, von dem, was stattfand, entgegengenommen. Die berichteten Sinneswahrnehmungen über diesen Gegenstand verwerfen, hieße überhaupt alles menschliche Zeugniß verwerfen, denn weder in der heiligen noch in der profanen Geschichte ist eine Thatsache durch eine stärkere Reihe von Zeugnissen gestützt. . . . . .

VII. Klasse.

Bewegung verschiedener kleiner Gegenstände ohne Berührung mit einer Person.

Es ist eitel, diese Resultate wieder Kunstgriffen zuzuschreiben, denn ich muß abermals meine Leser daran erinnern, daß das, was ich erzähle, nicht im Hause eines Mediums, sondern in meinem eigenen Hause stattgefunden hat, woselbst derartige Vorbereitungen ganz unmöglich gewesen sind. Ein Medium, das in mein Speisezimmer tritt, kann nicht, während es in einem Theile des Zimmers mit einer Anzahl es scharf bewachender Personen Sitzung hält, durch Kunstgriffe ein Accordeon, dessen Tasten ich niederhängen lasse, in meiner eignen Hand zum Spielen bringen, oder dasselbe Accordeon zu gleicher Zeit spielend im Zimmer umherschweben lassen. Es kann keine Maschinerie einführen, welche Fenster-Gardinen in Bewegung setzt oder venetianische Roll-Jalousien acht Fuß hoch aufzieht, einen Knoten in ein Taschentuch knüpft und dasselbe in eine entfernte Ecke des Zimmers legt, Noten auf einem entfernt stehenden Piano erklingen, ein Kartenblatt im Zimmer umherfliegen, eine Wasserflasche und ein Trinkglas vom Tische emporsteigen, ein Korallenhalsband an dem einen Ende sich erheben, einen Fächer sich umherbewegen und die ganze Gesellschaft anfächeln läßt, oder welche ein Pendel in Bewegung zu setzen im Stande ist, wenn dasselbe in einem fest an die Mauer cementirten Glasgehäuse eingeschlossen ist.

VIII. Klasse.

Leuchtende Erscheinungen.

Da dieselben ziemlich schwach sind, so erfordern sie gewöhnlich ein verdunkeltes Zimmer. Ich brauche wohl kaum meine Leser abermals zu erinnern, daß ich unter diesen Umständen geeignete Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte, um jedes Getäuschtwerden durch phosphorisirtes Oel oder andere Mittel zu vermeiden. Ueberdies sind viele dieser Lichter derart, daß ich versucht habe, sie nachzuahmen, es aber nicht im Stande war.

Unter den strengsten Prüfungs-Bedingungen habe ich einen festen, selbstleuchtenden Körper von der Größe und ungefähren Gestalt eines türkischen Hühnereis geräuschlos im Zimmer umherschweben sehen, das

eine Mal höher, als daß ihn irgend ein Anwesender durch Sich-Erheben auf seinen Zehenspitzen hätte erreichen können, und dann ließ er sich sanft auf den Fußboden nieder. Er war viel länger als 10 Minuten sichtbar, und ehe er verschwand, schlug er auf den Tisch drei Mal mit einem Tone, welcher demjenigen eines harten, festen Körpers glich. Während dieser Zeit lag das Medium zurückgelehnt, anscheinend unempfindlich, in einem Lehnstuhl.

Ich habe leuchtende Lichtfunken umherschießen und sich auf die Häupter vieler Personen niederlassen sehen; ich habe Fragen beantwortet erhalten durch das plötzliche Aufflammen eines glänzenden Lichtes so viele Mal, als ich es wünschte, dicht vor meinen Augen. Ich habe Lichtfunken vom Tische bis zur Decke emporspringen und wieder auf den Tisch herabfallen sehen, wobei sie ihn mit einem hörbaren Ton trafen. Ich habe eine alphabetische Mittheilung von vor mir in der Luft aufleuchtenden Blitzen erhalten, während meine Hand sich unter ihnen hin und her bewegte. Ich habe eine leuchtende Wolke bis zu einem Gemälde sich emporheben sehen. Unter den strengsten Prüfungsbedingungen habe ich mehr als ein Mal einen festen, selbstleuchtenden, krystallinischen Körper in meine Hand gelegt gesehen durch eine Hand, welche keiner Person im Zimmer gehörte. Bei Lichte habe ich eine leuchtende Wolke über einer Sonnenwendblume auf einem Seitentisch schweben, einen Zweig von ihr abbrechen und diesen Zweig einer Dame bringen sehen; und bei einigen Gelegenheiten sah ich auch eine ähnliche leuchtende Wolke sich sichtlich zur Gestalt einer Hand verdichten und kleine Gegenstände umhertragen.

IX. Klasse.

Das Erscheinen von Händen.

Die Gestalten von Händen werden häufig bei Dunkel-Sitzungen gefühlt, oder unter Umständen wahrgenommen, wo sie nicht gesehen werden können. Ich will hier . . . nur einige von den zahlreichen Fällen auswählen, bei denen ich die Hände bei Licht gesehen habe.

Eine schön geformte kleine Hand erhob sich aus einer Oeffnung unter einem Speisetisch und gab mir eine Blume; sie erschien und verschwand hierauf wieder drei Mal in Zwischenpausen und gewährte mir so hinreichende Gelegenheit zu der Ueberzeugung, daß sie in ihrer Erscheinung ebenso wirklich war, wie meine eigene. Dieses fand bei Licht in meinem eignen Zimmer statt, während ich des Mediums Hände und Füße hielt.

Bei einer andern Gelegenheit schienen eine kleine Hand und ein Arm gleich denen eines Kindes um eine Dame zu spielen, welche mir

zunächst saß. Sie kam dann zu mir, betappte meinen Arm, und zupfte mehrere Male an meinem Rocke.

Zu einer andern Zeit sah man einen Finger und Daumen die Blätter einer Blume in Mr. Home's Knopfloch pflücken und dieselben vor verschiedene Personen legen, welche in seiner Nähe saßen.

Eine Hand wurde wiederholt sowohl von mir als von Andern gesehen, wie sie auf den Griffklappen eines Accordeons spielte, während zu gleicher Zeit beide Hände des Mediums sichtbar waren und zuweilen von den ihm nahe Sitzenden festgehalten wurden.

Die Hände und Finger scheinen mir nicht immer fest und lebensähnlich zu sein. Zuweilen gewähren sie mir in der That mehr das Aussehen einer nur zum Theil in die Gestalt einer Hand verdichteten Nebelwolke. Diese ist nicht allen Anwesenden gleich sichtbar. So z. B. wird eine Blume oder ein anderer kleiner Gegenstand in Bewegung gesehen; die eine anwesende Person wird nur eine leuchtende Wolke über ihr schweben sehen, eine andere wird eine nebelhafte Hand in ihr entdecken, während noch Andere gar nichts weiter erblicken werden als nur die sich bewegende Blume. Ich habe mehr als ein Mal zuerst einen Gegenstand sich bewegen, dann eine leuchtende Wolke sich um ihn scheinbar bilden und schließlich die Wolke in eine Gestalt sich verdichten und zu einer vollkommen gebildeten Hand werden sehen. Auf dieser Stufe ist die Hand allen Anwesenden sichtbar. Sie ist nicht immer eine bloße Gestalt, sondern sie erscheint zuweilen vollkommen lebensähnlich und anmuthig, die Finger bewegen sich, und das Fleisch derselben erscheint ebenso menschlich wie das eines Jeden. Beim Faustgelenk oder Arm wird sie nebelig und verschwindet in eine leuchtende Wolke.

Bei der Berührung erscheint die Hand zuweilen eisig kalt und todt, zu andern Zeiten wieder warm und lebensähnlich, ja, sie ergriff die meine mit dem festen Drucke eines alten Freundes. Ich habe eine dieser Hände in meiner eignen zurückbehalten, fest entschlossen, sie nicht entschlüpfen zu lassen. Es fand ihrerseits gar kein Kampf oder eine Anstrengung statt, loszukommen, sondern sie schien sich allmälig in Dunst auszulösen und verschwand auf diese Weise aus meinem Griffe.

X. Klasse.

Directe Schrift.

Das erste Beispiel, welches ich anführen will, fand zwar bei einer Dunkel-Sitzung statt, aber das Resultat war deshalb nicht minder befriedigend. Ich saß zunächst dem Medium, Miß Fox. Die einzigen übrigen Personen waren meine Gattin und eine uns verwandte Dame, und

ich hielt des Mediums beide Hände in einer von den meinigen, während ihre Füße auf meinen Füßen ruhten. Das Papier lag auf dem Tische vor uns, und meine freie Hand hielt einen Bleistift. Da kam eine leuchtende Hand von dem obern Theile des Zimmers hernieder, und nachdem sie einige Secunden in meiner Nähe geschwebt hatte, nahm sie den Bleistift aus meiner Hand, schrieb schnell auf ein Blatt Papier, warf den Bleistift nieder und hob sich dann empor über unsere Häupter, allmälig in Finsterniß verschwindend.

XI. Klasse.

Phantom-Gestalten und Gesichte.

Dieses sind die seltensten Erscheinungen, deren ich Zeuge gewesen bin. Ich will nur zwei von diesen Fällen erwähnen.

In der Abenddämmerung sah man während einer Sitzung mit Mr. Home in meinem Hause die Fenstervorhänge, ungefähr 8 Fuß von Mr. Home entfernt, sich bewegen. Hierauf sahen alle Anwesenden eine dunkele, schattige, halbdurchsichtige Gestalt, ähnlich derjenigen eines Mannes, in der Nähe des Fensters stehen und den Vorhang mit seiner Hand hin- und herbewegen. Als wir scharf hinsahen, schwand die Gestalt hinweg und die Vorhänge hörten auf, sich zu bewegen.

Folgendes ist ein noch schlagenderes Beispiel. Wie im vorigen Falle war Mr. Home das Medium. Eine Phantomgestalt kam aus der Ecke des Zimmers, nahm ein Accordeon in ihre Hand und glitt dann, das Instrument spielend, im Zimmer umher. Die Gestalt war allen Anwesenden einige Minuten lang sichtbar, während zur selben Zeit auch Mr. Home deutlich gesehen wurde. Als sie einer Dame, welche von der übrigen Gesellschaft etwas entfernt saß, allzu nahe kam, that diese einen kleinen Schrei, worauf die Gestalt verschwand.

XII. Klasse.

Besondere Fälle, welche auf die Wirksamkeit einer außer uns befindlichen Intelligenz deuten.

Ein guter Fehlversuch lehrt oft mehr, als das erfolgreichste Experiment. Er fand statt bei Licht in meinem eigenen Zimmer in Gegenwart von nur wenigen besondern Freunden und Mr. Home's. Verschiedene Umstände, die ich nicht weiter anzudeuten brauche, hatten gezeigt, daß die Kraft an diesem Abend stark war. Ich drückte daher meinen Wunsch aus, Augenzeuge sein zu können der wirklichen Hervorbringung einer geschriebenen Botschaft, sowie ich eine solche kurz vorher von einem Freunde beschrieben gehört hatte. Sofort kam folgende alphabetische Mittheilung: „Wir wollen versuchen“. Ein Bleistift und einige Papier-

blätter waren auf die Mitte des Tisches gelegt worden; jetzt hob sich der Bleistift auf seine Spitze und nach einigen zögernden, sich auf dem Papier fortbewegenden Sprüngen fiel er nieder. Hierauf erhob er sich abermals und fiel wieder um. Er versuchte es ein drittes Mal, aber mit wenig besserem Resultate. Nach drei erfolglosen Versuchen glitt ein kleines hölzernes Lineal, welches in seiner Nähe auf dem Tische lag, zu dem Bleistift hin und erhob sich einige Zoll hoch vom Tische; der Bleistift erhob sich auch, und sich gegen das Lineal stützend, machten die Beiden nun eine gemeinsame Anstrengung, das Papier zu beschreiben. Er fiel wieder um und machte von neuem mit dem Lineal eine vereinte Anstrengung. Nach einem dritten vergeblichen Versuche gab das Lineal die Sache auf und bewegte sich auf seinen frühern Platz zurück, der Bleistift blieb liegen, wie er quer auf das Papier fiel, und eine alphabetische Botschaft sagte uns: „Wir haben zu thun versucht, worum du batest, aber unsere Kraft ist erschöpft."

Es ist bereits gezeigt worden, daß die Phänomene von einer Intelligenz geleitet werden. Die Quelle dieser Intelligenz wird nun zu einer Frage von Wichtigkeit. Ist es die Intelligenz des Mediums, irgend einer der andern Personen im Zimmer, oder ist es eine außer ihnen befindliche Intelligenz? Ohne daß ich mich schon jetzt über diesen Punkt bestimmt auszusprechen wünsche, kann ich sagen, daß, während ich viele Umstände beobachtet habe, welche zu zeigen scheinen, daß der Wille und die Intelligenz des Mediums viel mit den Phänomenen zu thun haben, ich doch auch einige Umstände beobachtet habe, welche zwingend auf die Wirksamkeit einer außerhalb stehenden Intelligenz, die keinem menschlichen Wesen im Zimmer angehört, hinzudeuten scheinen. Der Raum gestattet mir nicht, hier alle Gründe anzugeben, welche angeführt werden könnten, diese Punkte zu beweisen, aber ich will nur kurz einen oder zwei Umstände aus vielen erwähnen.

Ich bin zugegen gewesen, als verschiedene Phänomene zur selben Zeit vor sich gingen, deren einige dem Medium unbekannt waren. Ich bin bei Miß Fox gewesen, als sie automatisch einer anwesenden Person eine Botschaft schrieb, während einer andern Person über einen andern Gegenstand alphabetisch durch „Klopflaute" ebenfalls eine Botschaft gegeben wurde, und sie selbst die ganze Zeit sich mit einer dritten Person ungezwungen über einen von beiden total verschiedenen Gegenstand unterhielt. Vielleicht ist ein noch schlagenderer Fall der folgende.

Während einer Sitzung mit Mr. Home bewegte sich ein kleines Lineal, dessen ich schon zuvor erwähnt habe, quer über den Tisch bis zu mir, bei Licht, und überlieferte mir eine Botschaft durch leichte Schläge auf meine Hand, indem ich das Alphabet wiederholt hersagte und das

Lineal mich bei dem richtigen Buchstaben klopfte. Das andere Ende des Lineals ruhte auf dem Tische in einiger Entfernung von Mr. Home's Händen. Die Schläge waren so scharf und klar, und das Lineal befand sich offenbar so gut unter der Controle der unsichtbaren Kraft, welche seine Bewegungen lenkte, daß ich sagte: „Kann die Intelligenz, welche die Bewegung dieses Lineals lenkt, den Charakter der Bewegungen verändern uud mir eine telegraphische Botschaft durch das Morse'sche Druckalphabet vermittels Schlägen auf meine Hand geben?“ . . . Sogleich wie ich dies sagte, veränderte sich der Charakter der Klopflaute und die Botschaft wurde auf die Art fortgesetzt, um welche ich gebeten hatte. Die Buchstaben wurden für mich zu schnell gegeben, als daß ich hätte mehr thun können, als hier und da ein Wort aufzufangen . . . aber ich hörte hinreichend, um mich zu überzeugen, daß ein guter Morse'scher Telegraphist am andern Ende der Linie war, wo immer dies auch sein mochte.

Eine Dame schrieb automatisch vermittels der Planchette. Ich suchte nun ein Beweismittel dafür zu ersinnen, daß das, was sie schrieb, nicht der „unbewußten Cerebration oder Gehirnthätigkeit“ entsprungen war. Die Planchette bestand darauf, wie sie immer that, daß, obgleich sie von der Hand und dem Arme der Dame bewegt wurde, die sich manifestirende Intelligenz die eines unsichtbaren Wesens wäre, welches auf ihrem Gehirn wie auf einem musikalischen Instrumente spiele und so ihre Muskeln bewege. Ich sagte daher zu dieser Intelligenz: „Kannst du den Inhalt dieses Zimmers sehen?“ „Ja,“ schrieb die Planchette. „Kannst du diese Zeitung sehen und lesen?“ fragte ich, und legte meinen Finger dabei auf ein Exemplar der „Times“, welche auf einem Tische hinter mir lag aber ohne selbst darauf zu blicken. „Ja,“ lautete die Antwort der Planchette. „Gut,“ sagte ich, „wenn du dieses sehen kannst, so schreibe das Wort, welches jetzt von meinem Finger bedeckt wird, und ich will dir glauben.“ Die Planchette begann sich zu bewegen. Langsam und mit großer Schwierigkeit wurde das Wort „however“ geschrieben. Ich drehte mich um und sah, daß das Wort however von meiner Fingerspitze bedeckt worden war. Ich hatte absichtlich vermieden, auf die Zeitung zu blicken, als ich dieses Experiment versuchte, und es war unmöglich für die Dame, selbst wenn sie es auch versucht hätte, auch nur eines der gedruckten Worte zu sehen, denn sie saß an dem einen Tische, und die Zeitung lag auf einem andern Tische, der hinter meinem Körper verborgen stand.

XIII. Klasse.

Verschiedene Vorfälle von einem verwickelten Charakter.

Miß Fox hatte versprochen, mir in meinem Hause an einem Frühlingsabende eine Sitzung zu geben. Während ich auf sie wartete, saß eine verwandte Dame mit meinen zwei ältesten Söhnen im Alter von 14 und 11 Jahren in dem Speisezimmer, wo die Sitzungen gewöhnlich gehalten wurden und ich saß für mich und schrieb in dem Studirzimmer. Als ich eine Droschke vorfahren und die Hausglocke schellen hörte, öffnete ich selbst Miß Fox die Thüre und führte sie direct in das Speisezimmer. Sie sagte, daß sie nicht erst eine Treppe hoch steigen wollte, da sie sich nicht sehr lange aufhalten könnte, sondern legte ihren Hut und Shawl auf einen Stuhl im Zimmer. Ich ging an die Speisezimmerthüre und hieß die beiden Knaben in mein Studirzimmer gehen und dort mit ihren Lectionen fortfahren; ich machte die Thüre hinter ihnen zu, schloß sie ab und steckte (nach meiner gewöhnlichen Sitte bei Sitzungen) den Schlüssel in meine Tasche.

Wir setzten uns, Miß Fox zu meiner rechten Hand und die andere Dame zu meiner linken. Alsbald wurde eine alphabetische Botschaft gegeben, das Gas auszudrehen und wir saßen darauf in totaler Finsterniß, wobei ich der Miß Fox beide Hände in einer der meinen die ganze Zeit über hielt. Sehr bald wurde eine Botschaft mit folgenden Worten gegeben: „Wir werden etwas herbeiholen, um unsere Kraft zu zeigen," und fast unmittelbar darauf hörten wir Alle das Klingeln einer Schelle, nicht auf einem und demselben Punkte, sondern sich in allen Theilen des Zimmers umherbewegend, das eine Mal an der Wand, das andere Mal in einer entferntern Ecke des Zimmers, jetzt mich auf dem Kopfe berührend, und dann wieder auf dem Fußboden hintappend. Nachdem die Schelle auf diese Weise volle fünf Minuten im Zimmer umhergeklingelt, fiel sie auf den Tisch dicht bei meinen Händen nieder. Während der Zeit, daß dieses von Statten ging, bewegte sich Niemand und Miß Fox's Hände waren vollkommen ruhig. Ich bemerkte, daß es nicht meine kleine Handschelle sein konnte, welche so klingelte, denn ich hatte diese im Studirzimmer gelassen. (Kurz vorher, ehe Miß Fox kam, hatte ich mich zufällig auf ein Buch zu beziehen, welches in einer Ecke eines Bücherspindes lag. Die Schelle stand auf diesem Buche und ich stellte sie zur Seite, um das Buch zu ergreifen. Dieser kleine Vorfall hatte meinem Geiste die Thatsache eingeprägt, daß die Schelle sich im Studirzimmer befand.) Das Gas brannte hell in dem Gemache vor der Speisezimmerthüre, so daß diese nicht geöffnet werden konnte, ohne Licht in das Zimmer einzulassen,

selbst wenn ein Mitverschworener im Hause mit einem Doppelschlüssel gewesen wäre, den es sicher nicht gab.

Ich zündete ein Licht an, da lag nun ruhig meine eigene Schelle auf dem Tische vor mir. Ich ging direct in das Studirzimmer. Ein Blick daselbst zeigte mir, daß die Schelle nicht da war, wo sie hätte sein sollen. Ich sagte zu meinem ältesten Knaben: „Weißt du, wo meine kleine Schelle ist?“ — „Ja, Papa,“ versetzte er, „dort ist sie,“ und er zeigte dahin, wo ich sie gelassen hatte. Er sah auf, als er dies sagte, und fuhr dann fort: „Nein, sie ist nicht da, aber sie war noch vor einer kleinen Weile dort!“ „Wie meinst du das? — Ist Jemand hereingekommen und hat sie weggenommen?“ „Nein,“ sagte er, „Niemand ist hereingekommen; aber ich bin gewiß, daß sie dort war, weil, als du uns aus dem Speisezimmer hier herein schicktest, J. (der jüngste Knabe) mit ihr zu klingeln begann, so daß ich mit meiner Lection nicht fortfahren konnte und ich ihm das untersagte.“ J. bestätigte dies und sagte, nachdem er mit der Schelle geklingelt, habe er sie wieder hingestellt, wo er sie gefunden hätte.

Der zweite Vorfall, den ich erzählen will, ereignete sich bei Licht eines Sonntags-Abends, wobei nur Mr. Home und Mitglieder meiner Familie zugegen waren. Meine Frau und ich hatten den Tag auf dem Lande zugebracht und einige Blumen, die wir uns gesammelt hatten, mit heim genommen. Als wir das Haus erreichten, übergaben wir sie einer Dienerin, um sie in Wasser zu stellen. Mr. Home kam bald nachher, und wir gingen sofort in's Speisezimmer. Als wir uns niedergesetzt hatten, brachte die Dienerin die Blumen herein, die sie in einer Vase geordnet hatte. Ich stellte sie in die Mitte des Speisetisches, der ohne ein Tischtuch war. Dieses war das erste Mal, daß Mr. Home diese Blumen gesehen hatte.

Nachdem verschiedene Phänomene vorgekommen waren, wandte sich die Unterhaltung auf einige Umstände, welche nur nach der Annahme erklärlich erschienen, daß Materie wirklich durch eine feste Substanz hindurch gedrungen sei. Hierauf wurde vermittels des Alphabets eine Botschaft gegeben: „Es ist für Materie unmöglich, durch Materie hindurch zu dringen, aber wir wollen Euch zeigen, was wir thun können.“ Wir harrten stillschweigend. Plötzlich wurde eine leuchtende Erscheinung über dem Blumenbouquet schwebend sichtbar, und dann hob sich vor dem vollen Anblick aller Anwesenden ein Stück Chinagras von 15 Zoll Länge, welches die mittlere Zierde des Bouquets bildete, langsam aus den andern Blumen hervor und senkte sich dann wieder auf den Tisch herab vor die Vase zwischen diese und Mr. Home. Es hielt sich nicht still, als es den Tisch erreichte, sondern ging direct durch ihn hindurch, und wir alle beob-

achteten es, bis es gänzlich hindurchgegangen war. Unmittelbar nach dem Verschwinden des Grases sah meine Frau, welche in der Nähe des Mr. Home saß, eine Hand zwischen ihnen unter dem Tische hervorkommen, welche das Stück Gras hielt. Dieselbe klopfte sie zwei oder drei Mal mit einem Allen hörbaren Tone auf die Schulter, dann legte sie das Gras auf den Fußboden und verschwand. Nur zwei Personen sahen die Hand, aber Alle im Zimmer sahen das Stück Gras sich umher bewegen, so wie ich es beschrieben habe. Während der Zeit, daß dieses stattfand, sahen Alle Mr. Home's Hände ruhig auf dem Tische vor ihm liegen. Der Ort, wo das Gras verschwand, war 18 Zoll von seinen Händen entfernt. Der Tisch war ein ausziehbarer Speisetisch, der sich mit einer Schraube öffnete; es war keine Klappe an ihm, und die Verbindung der beiden Seiten bildete einen schmalen Ritz durch die Mitte. Das Gras war durch diese schmale Spalte hindurch gegangen, welche ich maß und kaum $^1/_8$ Zoll breit fand. Der Stengel des Grashalmes war bei weitem zu dick, als daß ich im Stande gewesen wäre, ihn durch diesen Spalt hindurch zu zwängen, ohne ihn zu verletzen; und doch hatten wir ihn alle glatt hindurch gehen sehen, und die Untersuchung zeigte auch nicht die geringste Spur eines Druckes oder einer Abschabung. (S. Zöllner, Wissensch. Abh. III. S. 146 ff.)

Varley.

In demselben Sinne gab einer der größten Ingenieure der Jetztzeit, Varley, der den transatlantischen Kabel legte, vor dem Comité der dialektischen Gesellschaft in London folgende Erklärung über die an dem Medium Home gemachten Beobachtungen ab.

„Meine Auctoritäten für die Behauptung, daß die Geister verwandter Wesen uns wirklich besuchen, sind:

1. Ich habe bei mehrern Gelegenheiten sie deutlich gesehen.

2. In mehrern Fällen sind nur mir selbst und der angeblich sich mir mittheilenden abgeschiedenen Person bekannte Dinge richtig berichtet worden, während das Medium die Umstände gar nicht kannte.

3. Bei mehrern Gelegenheiten sind nur Beiden bekannte Dinge, die ich ganz vergessen hatte, durch den sich mittheilenden Geist wieder in meine Erinnerung zurückgerufen worden, weshalb dieses kein Fall von bloßem Gedankenlesen sein konnte.

4. Bei manchen Gelegenheiten, in denen mir diese Mittheilungen gemacht wurden, habe ich meine Fragen geistig gestellt, während das Medium die Antworten niederschrieb, dabei aber die Bedeutung der Mittheilungen durchaus nicht kannte.

5. Die Zeit und Natur kommender Ereigniſſe, die ſowohl mir als dem Medium unerwartet und unbekannt waren, ſind mir in mehr als einem Falle mehrere Tage vorher genau mitgetheilt worden. Da meine unſichtbaren Nachrichtgeber mir die Wahrheit in Betreff der kommenden Ereigniſſe ſagten, und ebenſo behaupteten, daß ſie Geiſter wären, und da die im Zimmer anweſenden Sterblichen keinerlei Kenntniß der von ihnen mitgetheilten Thatſachen hatten, ſo ſehe ich keinen Grund ab, ihnen nicht zu glauben." (Lindau's deutſche Monatsſchrift, Juni 1879.)

Dieſe Angaben bezeugen beſtenfalls die Dazwiſchenkunft von Geiſtern, aber die Folgerung, die Varley zuletzt zieht, daß ihre wahren Ausſagen in Betreff unbekannter Dinge einen Grund abgeben, ihnen auch in Betreff der Ausſage über ihre Perſon zu glauben, iſt jedenfalls voreilig; ſie können in erſter Beziehung die Wahrheit ſagen und in letzterer lügen.

Berichte über „Miß Katie King".

Am intereſſanteſten ſind wohl die Geiſtererſcheinungen, welche Crookes Jahre hindurch beobachtete, und die von dieſem berühmten Naturforſcher mit allen Mitteln exacteſter Beobachtung, wie er verſichert, controlirt wurde. Zöllner erklärt Crookes für den zweitgrößten engliſchen Naturforſcher der Neuzeit, oder ſtellt ihn Faraday geradezu als congenial an die Seite. Seine bedeutendſte Entdeckung iſt das ſog. Radiometer, ein Inſtrument, das darthut, daß gewiſſe Stoffe, in der Richtung von Nord nach Süd aufgehängt und von einem elektriſchen Strome durchfloſſen, leichter werden.

Er experimentirte mit dem berühmten mediumiſtiſchen Home, mit der Americanerin Fox, dann aber mit beſonderer Sorgfalt und Ausdauer vier Jahre hindurch mit „einem 15jährigen unſchuldigen Mädchen", Flourence Cook, das den Verdacht eines Betruges von vornherein abſchneiden ſollte. Aber leider iſt daſſelbe im Januar des vergangenen Jahres nach der „Frankf. Zeitung" eclatant entpuppt worden. In ihrer Gegenwart erſchien der Geiſt der Katie King, die vor 200 Jahren gelebt, in vollkommen menſchlicher Geſtalt und unterhielt ſich mit den Anweſenden. Bei der letzten Sitzung packte ein Herr den Geiſt feſt, ein anderer ſah hinter die Gardine, wo ſich das Medium hatte anbinden laſſen, und fand da nur die Kleider deſſelben. Vor Aller Augen mußte ſich nun der Geiſt wieder anziehen, nachdem ihm die Kleider zurückgegeben. Aber dennoch halten wir den Schluß auf allgemeinen Schwindel für voreilig. Jedenfalls wollen wir zur beſſern Orientirung des Leſers Einiges über jene Erſcheinungen, aber nicht nach dem Berichte Crookes, ſondern lieber eines andern Zeugen, B. Coleman, mittheilen, da Crookes ſelbſt durch jene Entpuppung allzu ſehr compromittirt erſcheinen kann.

„Am 18. November 1873 wurde im Hause des Mr. J. C. Luxmoore, 16, Gloucester-Square, Hyde-Park, London, W., eine Sitzung im großen Wohnzimmer abgehalten, in welchem ein gewöhnliches Feuer den ganzen Abend über brennend unterhalten wurde. Das kleine, durch Schiebethüren davon getrennte Zimmer war als Cabinet eingerichtet und ein dunkeler Vorhang hing zwischen den offenen Thürpfosten, durch welchen alles Licht ausgeschlossen wurde. Eine Lampe war auf den Tisch des Zuschauerraumes gestellt, in dem ein Feuer brannte und es niemals dunkel war; es war in der That nicht das, was man eine „Dunkel-Sitzung" nennt. Die 14 Damen und Herren, welche einen Kreis in Hufeisenform vor dem Cabinet bildeten, konnten einander den ganzen Abend sehen. Ein niedriger Stuhl war in das Cabinet gestellt, auf welchem Miß Cook, das Medium, saß, und Mr. Luxmoore lud Mr. C. aus Manchester und mich selbst ein, Zeuge beim Binden und Befestigen der Miß Cook zu sein. Ihre Hände wurden zuerst mit einem Stück Band zusammengebunden, dessen Enden vernäht und mit Siegellack zugesiegelt wurden, und dann wurde das Band um ihre Taille geschlungen, dicht verknotet und zusammengenäht und abermals versiegelt. Das Band wurde dann durch eine Krampe im Fußboden gezogen, etwa einen Fuß Lockerheit lassend und dort wieder verknotet, was Miß Cook am Aufstehen bis zu ihrer vollen Höhe verhinderte; und dann wurde dasselbe Stück Band in das Zimmer, in dem wir saßen, beinahe bis zu unsern Füßen geführt, woselbst es ungestört bis zuletzt liegen blieb.

Auf diese Weise wurde der befriedigendste Beweis geliefert, daß, wer auch immer die Gestalt Katie's sein mochte, dieselbe nicht Miß Cook war, welche während der ganzen Sitzung lag, wie wir es bewiesen erhielten durch das unverletzte Band und dadurch, daß Mrs. Honywood von dem Geiste eingeladen wurde, in dem Augenblicke in das Cabinet einzutreten, in welchem er als Katie verschwand; was auch Mrs. Honywood that, woselbst sie Miß Florence Cook schlafend und beinahe bis zum Fußboden herabgebeugt sah, während das Band an ihren Händen und an ihrer Taille noch so versiegelt war, wie sie es beim Beginn der Sitzung verlassen hatte, und von dem sie, sobald sie erwachte, durch Zerschneiden desselben befreit wurde.

Hier sahen wir Alle in einem oder zwei Augenblicken das junge Mädchen sich von seiner Verzückung wieder erholen, in Schwarz gekleidet mit Strümpfen und Zugstiefelchen, nachdem wir so eben erst Katie, den Geist, aus dem Gesichte verloren hatten, der mit einem weißen Gewande bekleidet und barfuß war. Vor mehrern Monaten wurde ich zu der ersten und einzigen Sitzung eingeladen, die ich mit Miß Flourence Cook gehabt hatte, und was ich damals sah, überzeugte mich von ihrer voll-

kommenen Ehrlichkeit, sowie von derjenigen ihrer Familie und .... jetzt bin ich in meinen ersten Ueberzeugungen nur bestärkt. ... Die Gestalt Katie's betrat das Zimmer und ich bemerkte, daß sie in ein loses weißes Kleid gehüllt war, welches um die Taille einen Gürtel hatte, lange Aermel trug, die an dem Handgelenk endigten (ein früheres Bild, das ich von ihr gesehen habe, zeigt ihre Arme von den Schultern aus entblößt), mit einer enganliegenden Haube auf dem Kopfe, langen, über ihre Schultern herabhängenden Haubenflügeln und mit eng zusammengebundenem Haar.

Sie grüßte sofort Jedes von uns abwechselnd: „Wie geht es Ihnen, Mr. Coleman? Wie befindet sich Miß Deekens?" (meine Stieftochter, welche mit Miß Cook bekannt war), und hielt inne, um nach dem Namen des einzigen Fremden im Zimmer zu fragen, den Miß Cook nicht kannte Mr. Luxmoore saß dicht an der Abtheilung zwischen den beiden Zimmern, im Bereiche der Lampe, welche auf einem Tische an seiner Seite stand, und welche er durch Auf- und Niederschrauben nach Anweisung des Geistes regulirte.

Ich hatte einige Fragen von Katie erbeten, und da ich von der Mitte aus, wohin ich zuerst gesetzt war, nicht ganz klar sehen konnte, so hieß sie mich den Kreis durchbrechen, und lud mich ein, mich in die Nähe des Mr. Luxmoore zu setzen, was mir die Mittel der Beobachtung gewaltig erleichterte; und da mehrere Phänomene durch Stellen von Fragen in freundlicher Weise hervorgelockt wurden, so wage ich denen, welche diese Sitzungen leiten, zu rathen, daß die Forscher nicht zu streng verpflichtet werden sollten, auf den Geist zu warten, bis er die Initiative ergreift. Ich fragte Katie, ob sie Schuhe oder Strümpfe anhabe? Sie sagte: „Nein", und sofort zog sie ihr Kleid empor und zeigte ihre bloßen Füße; und um Alle zu befriedigen, hob sie einen Fuß auf das Kleid der Mrs. Corner in der natürlichsten Weise und sagte: „Jetzt können Sie doch Alle sehen, daß ich bloße Füße habe, nicht wahr"?

Mr. Bielfield, welcher zugegen war, brachte ein sehr hübsch gemaltes Oelbild von Katie mit, welche von einem Photographen aufgenommen war, was Miß Cook große Freude zu machen schien, da sie sich bei ihm mehrere Mal bedankte. Dieses Bild lag auf dem Tische und Katie fragte, ob sie es ansehen könnte, und sofort nahm sie es mit beiden Händen auf, und nachdem sie einen Augenblick darauf gesehen, rief sie aus: „Ei, das bin ich?" und es an ihre Brust drückend, sagte sie: „Ich bin Ihnen sehr verbunden! Ich bin Ihnen so viel Dank schuldig dafür, Mr. Bielfield, so großen Dank." Genau dieselben Ausdrücke, welche ich Miß Cook (zu Anfang der Sitzung) mit dem Portrait in ihren Händen gegenüber Mr. Bielfield äußern gehört hatte.

Es lagen mehrere Bogen Schreibpapier und Bleistifte auf diesem Tische, und ich fragte sie, ob sie so gütig sein wollte, mir etwas zu schreiben. „Ja, das will ich", sagte sie und ihre Hand hinter den Vorhang streckend, brachte sie einen der Zimmerstühle hervor und setzte sich auf ihn nieder. Ein Bogen Papier und ein Bleistift wurden ihr eingehändigt, und sie fragte mich, was sie schreiben sollte. Ich sagte: „Ich bin damit beschäftigt, ein Zeugniß für Judge Edmonds anzufertigen, vielleicht haben sie ihm etwas zu sagen?" Hierauf hob sie ein Knie und begann zu schreiben; aber da sie die Unterlage unvortheilhaft fand, bat sie um etwas Hartes, „um das Papier darauf legen zu können". Nachdem dieses beschafft war, schrieb sie folgenden Brief nieder:

Mein theurer Freund! Sie haben mich ersucht, Ihnen einige Worte zu schreiben. Ich wünsche Ihnen jeden Erfolg in Bezug auf das Zeugniß für Richter Edmonds. Er ist ein guter Mann und ein ernster Arbeiter. Senden Sie ihm meinen neigungsvollen Gruß. Ich kenne ihn wohl, obgleich er mich nicht kennt. Meine Kraft schwindet, deshalb verharre ich mit allen guten Wünschen als

Ihre

aufrichtige Freundin

Katie King,

eigentlich Annie Morgan.

Der Brief wurde mir übergeben und ich las ihn laut vor und sagte dann zu ihr: — „Ich sehe, Sie haben ihn nicht adressirt." — Darauf nahm sie ihn zurück und faltete ihn sorgfältig auf ihrem Knie und schrieb auf die Rückseite: „An Mr. Coleman". Ich bat sie dann, einer von den Damen einen Kuß zu geben, was sie that, sowie uns hören zu lassen, ob sie ein Geräusch machen könnte, wenn sie mit ihrem Fuße aufstampfte, was sie ebenfalls that. Schließlich ersuchte ich sie, mich das Gewebe ihrer Kleidung anfühlen zu lassen, und sie entsprach meiner Bitte, indem sie rings hinter dem Rücken von Mr. Luxmoore's Stuhl seitwärts hervorkam, woselbst kaum Platz zum Gehen war, und mir ihr Kleid entgegenhielt, das ich mit beiden Händen ergriff und zerrte und das allem Anschein nach in seiner Substanz so beschaffen war, als ob es aus starkem weißen Calico gemacht wäre. Sie ging dann rings im Kreise umher und schüttelte Jedem die Hände durch sanftes Berühren derselben. Sowohl ihre Hände als auch ihr Gesicht waren durch die ganze Sitzung hindurch von einer vollkommen natürlichen Farbe, das Gegentheil von blaß; ihre Wangen waren roth und ihre Hände entschieden ebenso; in der That war ihre ganze Erscheinung die einer freundlichen und anmuthigen jungen Frau. Sie bückte sich nieder, um zwei

Blätter Papier aufzuheben, welche auf ihrem Wege lagen, als sie das Zimmer durchschritt, und trat seitwärts, um sie auf den Tisch zu legen. Dieses vervollständigte den Eindruck, den Alle gefühlt haben müssen, daß wir uns $1^1/_2$ Stunden lang mit einem intelligenten, lebenden weiblichen Wesen unterhalten hatten, welches mehr schwebte als umherging, und welches durch seine beständige Wachsamkeit über das Medium zeigte, daß dort das Band war, an das es gebunden war. Katie schien in der That nach ihrer beständigen Aengstlichkeit über den Zustand des Mediums zu urtheilen, zu fühlen, daß, wenn diese sich bewegte oder aufwachte, ihre (des Geistes) eigene Existenz so zu sagen zu Ende sein würde .... Als Miß Cook erwachte, nahm sie ihre gewohnte Heiterkeit wieder an, ohne im Geringsten verstört zu erscheinen." (Psych. Stud. I.)

Einige Tage später mußte das Medium für einen Angriff auf den Geist Katie schwer leiden. Herr Volkmann, welcher zu einer Sitzung unter der üblichen Bedingung zugelassen worden, keine Erscheinnung zu berühren, um nicht dem Medium verhängnißvolle Folgen zuzuziehen, umarmte plötzlich den Geist und suchte ihn zum Falle zu bringen. Katie entwandte sich fast augenblicklich seinen Händen und verschwand hinter dem Vorhang, von wo aus sie noch Verhaltungsmaßregeln ertheilte und wo fünf Minuten darauf Miß Cook in ihrer schwarzen Kleidung (während der Geist Katie weiß drapirt erschienen war) vor Schmerz stöhnend und jammernd, aber, wie elf angesehene Zeugen versichern, mit noch unverletzten Siegeln und Knoten an ihrem Körper, welche ihr vor der Sitzung angelegt worden waren, aufgefunden wurde.

Die Times.

Noch fügen wir einen Bericht über eine Sitzung mit Mr. Home und Miß Fox an, welcher ein von der Times beauftragter Correspondent anwohnte, und welcher nach wie vor der Sitzung ungläubig blieb.

Es waren neun Personen anwesend, mit Einschluß des Mr. Home und der Miß Fox, dem wohlbekannten americanischen Medium. Wir durchsuchten gehörig das Zimmer und untersuchten das Mobilar, ehe wir uns an den Tisch setzten, welcher vier Fuß fünf Zoll breit und sechs Fuß vier Zoll lang war. Das Zimmer war zuerst von einem über uns schwebenden Gasbrenner hell erleuchtet. Auf dem Tische befand sich eine Ziehharmonica, welche wir in ihre Theile zerlegten und untersuchten, und in jeder Beziehung als ein gewöhnliches Instrument verificirten; ferner ein leichtes, etwa zwei Fuß langes Lineal, eine kleine messingene Handschelle, Zündhölzer, Papier (welches wir gekennzeichnet hatten), Bleistifte und zwei Spirituslampen. Wir setzten uns nieder und fast gleichzeitig schienen laute Klopflaute aus Tisch und Fußboden zu kommen. Miß

Fox stand dann auf und begab sich zur Thüre des Zimmers, indem sie uns aufforderte, uns neben sie zu stellen und ihre Hände zu halten, was wir thaten, worauf laute Donnerschläge aus den Thürfüllungen zu kommen schienen, als ob sie mit der Faust geschähen. Dieselben wiederholten sich auf unsere Bitten so viel Mal, als wir es wünschten. Einen detaillirten Bericht von Allem zu geben, was sich ereignete, würde mehr Raum erfordern, als uns gegenwärtig zu Gebote steht. Es genüge zu sagen, daß der Tisch leicht und schwer gemacht wurde auf unsern Wunsch, daß er sich nach jeder Richtung hin bewegte, daß Erschütterungen des Fußbodens und unserer Stühle stattfanden, daß, als Mr. Home die Ziehharmonica unter dem Tische in seiner rechten Hand und an der den Grifflappen entgegengesetzten Seite hielt, dieselbe eine deutliche Melodie spielte, wobei Mr. Home's linke Hand auf dem Tische lag und seine Füße so gestellt waren, daß sie gesehen werden konnten. Alle andern Hände ruhten auf dem Tische. Zu derselben Zeit und unter denselben Bedingungen wurde eine kleine Handklingel in verschiedenen Theilen des Raumes unter dem Tische geschellt. Das Gas wurde jetzt ausgedreht und die zwei Spiritus-Lampen wurden angezündet; diese gaben ein mattes Licht. Die Klopflaute wurden lauter und wiesen uns nach der gewöhnlichen Methode an, eine Klappe aus dem Tische heraus zu nehmen. Dieses geschah, worauf der Tisch ungefähr acht Zoll hoch über den Boden emporzuschweben schien und sich dann wieder in einer sanft hin und herschwebenden Weise niederließ. Das dünne hölzerne Lineal, welches auf dem Tischtuche lag, sah die ganze Gesellschaft in Bewegung. Es hob sich seitwärts und endwärts und dann schien es rückwärts und vorwärts zu schweben. Als wir unsere Hand nach genauester Schätzung ungefähr drei Zoll über dem Tischtuch hielten, erhob sich das Lineal drei Mal; das letzte Mal berührte es unsere Hand, und direct nach diesem sprang der Tisch empor und schüttelte sich heftig und laute Klopfzeichen schienen aus allen Theilen desselben, wie des Fußbodens zu kommen. Die Spiritus-Lampen wurden nun ausgelöscht und das Licht, welches von einem niedergebrannten Feuer kam, befähigte uns gerade noch, das weiße Papier auf dem Tische und unsere gegenseitigen Stellungen zu sehen. Jetzt, wo Mr. Home's und Miß Fox's Hände und Füße in strenger Beobachtung waren, fühlten wir die Ziehharmonica sich gegen unsere Kniee pressen. Wir thaten unsere Hand unter den Tisch, woselbst sich das Instrument rings herum zu bewegen schien, bis seine hölzerne Basis zwischen unsere Finger gelegt wurde. In dieser Lage hielten wir es mit herabhängenden Grifflappen; es schien bis in unsere Hand emporgehoben zu werden und spielte einige wenige Tacte. Dann hörte es auf und jetzt fühlten wir die Klingel zwischen die Finger derselben Hand geschoben. Fast

gleichzeitig wurde ein Blumenzweig in unsere Finger gelegt, aber da wir bereits in einer Hand die Ziehharmonica und die Klingel hielten, fiel der Zweig zur Erde. Er wurde wieder aufgehoben und in unsere Finger gelegt, und als wir ihn erhielten, fühlten wir deutlich die Berührung eines großen Daumens und Fingers. Wir ließen ihn dies Mal nicht herunter fallen, und es erfolgte sogleich eine Reihe lauter, gleichsam jubelnder Klopflaute. Sie schienen aus dem Tische in unserer unmittelbaren Nähe zu kommen. Ein Streichhölzchen wurde jetzt angezündet und wir zogen unsere ermüdete Hand unter dem Tisch hervor und legten die Ziehharmonica, die Klingel und den Zweig vor uns nieder. Dieses war das Ende der Sitzung, denn der „Geist" wollte nichts mehr thun.

In diesem Berichte haben wir verschiedene Experimente übergangen, über die wir nicht mit Bestimmtheit sprechen können. Wir versuchten jede Probe, die wir nur erdenken konnten. Ein gedämpftes Licht, das sich im Laufe des Abends vollständig verdunkelte, war eine der Bedingungen, auf die wir einzugehen gezwungen waren, und während die Ziehharmonica in unserer Hand lag, wurde nur von uns verlangt, daß wir passiv da sitzen sollten, während, wie wir bereits erklärten, die Hände und Füße der „Medien" streng bewacht wurden. Mr. Home schien nichts verbergen zu wollen und gab uns jede Gelegenheit, welche mit den obigen Bedingungen übereinstimmte, um unsern Skepticismus zu besiegen. Doch brauchen wir wohl kaum zu sagen, daß wir nicht im Stande waren, uns zu überzeugen. Auf sein Ersuchen leuchteten wir viele Mal mit einer Lampe schnell unter den Tisch, wir beharrten stets dabei, seine Hände und Füße zu sehen, oder sie auch, wie die der Miß Fox, festhalten zu wollen. Was die Hand betrifft, mit der Mr. Home die Ziehharmonica unter den Tisch hielt, so ist Alles, was wir wissen, dieses, daß wir bei einer unserer plötzlichen Expeditionen unter dem Mahagoni-Tische mit der Spirituslampe, diese Hand ganz still erblickten und die Ziehharmonica sich auf und nieder bewegen und Musik spielen sahen. Wir hörten die Griffklappentöne, aber die Haltung des Instrumentes verhinderte uns, die Griffklappen zu sehen und zu constatiren, ob sie sich wirklich bewegten. Es fand während des ganzen Abends nichts statt, mit Ausnahme der Erscheinungen selbst, was auf Betrug hindeutete. Wir versuchten alles, um einen solchen zu entdecken, konnten aber keine Spur davon finden. Wir untersuchten Mr. Home und fanden nichts an ihm, als nur seine Kleider.

Doch selbst bei alledem sind wir nicht zum Spiritualismus bekehrt worden und glauben selbst jetzt noch nicht an eine „psychische Kraft" . . . Wir sind gewiß, daß der Tisch sich vom Boden erhob, daß unsere Hand einen Zweig unter dem Tische von

einer scheinbar andern Hand erhielt, aber wie diese Dinge sich zutrugen, wissen wir nicht.

Zöllner.

Ein besonderes Gewicht müssen wir auf die in Gegenwart von Zöllner und andern, zumal auf dem Gebiete der exacten Beobachtung hervorragenden Auctoritäten angestellten Experimente legen. Wir wollen die Berichte Zöllners so ausführlich reproduciren, daß der Leser sich leicht selbst ein Urtheil über die Thatsächlichkeit und den Charakter der Phänomene zu bilden in den Stand gesetzt wird.

Am 5. Mai 1878, erzählt Zöllner, Nachmittags um 4 Uhr 25 Minuten, nahmen (das americanische Medium) Herr Slade, Herr Oscar v. Hoffmann und ich an dem Tische und in dem durch Sonnenlicht erhellten Zimmer Platz. Auf dem Tische befanden sich außer einer Anzahl von mir selbst gekaufter Schiefertafeln verschiedene Gegenstände, unter anderm auch zwei kleine Pappschachteln, in welche ich bereits im December 1877 bei der ersten Anwesenheit Slade's in Leipzig einige Geldstücke gethan und alsdann die Schachteln von außen durch Papierstreifen fest verklebt hatte. Ich hatte bereits damals gehofft, daß die Entfernung der eingeschlossenen Geldstücke ohne Oeffnung der Schachteln gelingen werde; indessen waren meine Freunde und ich durch die Mannigfaltigkeit der andern Erscheinungen so überrascht und in Anspruch genommen, daß ich auf die oben erwähnten Versuche verzichtete und mir dieselben bis auf die Rückkehr Slade's nach Leipzig vorbehielt. Die eine der Schachteln war kreisförmig und in derselben befand sich ein großes Geldstück; diese Schachtel war durch einen Papierstreifen, dessen Breite der Höhe der Schachtel entsprach, und dessen Länge mehrmals den Umfang der Schachtel übertraf, fest verklebt, so zwar, daß zunächst der Papierstreifen seiner ganzen Länge und Breite nach einseitig mit flüssigem Leim bestrichen und dann mehrmals um den Umfang der Schachtel geklebt wurde, so daß die Schachtel nach ihrem Verkleben den Eindruck eines niedrigen Cylinders von Pappe machte. Die andere Schachtel war rechteckig, von der Beschaffenheit derjenigen, welche zum Aufbewahren von Stahlfedern benutzt werden. In diese Schachtel hatte ich zwei kleinere Geldstücke gethan und dieselbe alsdann in der Weise verschlossen, daß ich einen Streifen Papier senkrecht zur Längsseite um die Schachtel mit flüssigem Leim klebte . . .

Wie schon oben erwähnt, hatte ich diese Schachteln bereits im December 1877 verklebt, und da ich mir weder den Werth der eingeschlossenen Geldstücke noch die Jahreszahl ihrer Prägung gemerkt hatte, so konnte ich später nur durch das Geräusch beim Schütteln der Schachteln constatiren, daß in der kreisförmigen eine größere deutsche Münze (Thaler-

oder Fünfmarkstück), in der rechteckigen zwei kleinere Münzen eingeschlossen waren. Ob dies aber Pfennige, Groschen oder Fünfgroschenstücke waren, hatte ich nach einem halben Jahre bei Slade's letzter Anwesenheit in Leipzig vollkommen wieder vergessen.

Nachdem wir an dem oben erwähnten Tage in der beschriebenen Weise an dem Spieltisch Platz genommen hatten, ergriff ich die runde Schachtel und überzeugte mich durch Schütteln von dem Vorhandensein des darin von mir eingeschlossenen Geldstückes; das Gleiche that Herr O. v. Hoffmann und schließlich Mr. Slade, indem er uns fragte, zu welchem Zwecke ich diese Schachteln bestimmt hätte. Ich erläuterte ihm hierauf in wenigen Worten meine Absicht dabei und äußerte gleichzeitig, daß es eine der schönsten Bestätigungen für die Realität der vierten Dimension sein würde, wenn es seinen unsichtbaren, intelligenten Wesen gelänge, jenes Geldstück ohne Oeffnung der Schachtel aus derselben zu entfernen. Slade, wie immer bereit, auf meine Wünsche einzugehen, nahm in gewöhnlicher Weise eine der bereit liegenden Schiefertafeln, legte ein Stückchen Schieferstück darauf, und zwar zufällig ein beträchtlich größeres als gewöhnlich, und hielt die Tafel halb mit seiner Rechten unter den Tisch. Wir hörten es schreiben, und als die Tafel hervorgezogen wurde, befand sich auf derselben die Aufforderung, noch ein zweites Stück Schieferstift auf die Tafel zu legen, was auch sofort geschah. Hierauf hielt Slade, der zu meiner Linken saß (v. Hoffmann hatte seinen Platz zu meiner Rechten eingenommen) die Tafel mit den beiden Schieferstückchen wieder unter den Tisch, indem sowohl er als wir gespannt der Dinge warteten, die da kommen sollten. Die beiden verklebten Schachteln befanden sich zu dieser Zeit unberührt etwa auf der Mitte des Tisches. Es mochten wohl einige Minuten vergangen sein, ohne daß sich irgend etwas ereignet hatte, als Slade starr nach einer bestimmten Richtung in die Ecke des Zimmers blickte, und hierbei überrascht, aber ganz langsam die einzelnen Worte nach einander zum Theil mit Wiederholungen sprach: „I see — see funf and eighteen hundred seventy six". (Ich sehe — sehe funf und achtzehnhundert sechs und siebenzig). Weder Slade noch wir wußten, was das bedeuten sollte, und ich machte fast gleichzeitig mit Herrn O. v. Hoffmann die Bemerkung, daß das „funf" jedenfalls „fünf" heißen sollte und die Auflösung des Additionsexempels 5 + 1876 = 1881 mache. Während ich diese Bemerkung noch halb scherzend hinwarf, hörte man plötzlich auf der Tafel, welche Slade während dieser ganzen Zeit mit seiner Rechten unter den Tisch gehalten hatte, wobei die Linke vor uns auf dem Tische lag, einen harten Gegenstand fallen. Die Tafel wurde sogleich hervorgezogen und auf derselben befand sich das Fünfmarkstück mit der Jahreszahl 1876.

Natürlich griff ich sofort nach der vor mir stehenden und während dieses ganzen Vorganges von Niemanden berührten Pappschachtel, um durch Schütteln die Abwesenheit des während eines halben Jahres darin befindlichen Geldstückes zu constatiren, — und siehe da, es war Alles leer und stille, die Schachtel war ihres Inhaltes in Gestalt des Fünfmarkstückes entleert. Selbstverständlich war unsere Freude über ein so unverhofft gelungenes Experiment eine außerordentlich große, um so mehr, als hierbei gleichzeitig die Existenz einer directen Wahrnehmung von Objecten constatirt war, welche nicht auf dem gewöhnlichen Wege unserer Sinneswahrnehmung bewirkt war. Es konnte dies auch nicht ein sogenanntes Gedankenlesen des Mediums sein, d. h. die Wahrnehmung von Vorstellungen, welche in den Köpfen menschlicher Wesen bereits vorhanden sind; denn weder ich noch viel weniger Herr Slade und Herr Hoffmann wußten, was für eine Münze sich in der Schachtel befunden hatte, und welche Jahreszahl dieselbe trug.

Ich war von diesem unter so zwingenden Bedingungen gelungenen Experimente so befriedigt, daß ich im Begriff war, die Sitzung aufzuheben, um weitere Versuche bis auf eine spätere Sitzung zu verschieben. Indessen bemerkte Slade, daß er durch die kaum zehn Minuten lange Sitzung sich noch gar nicht angegriffen fühle. Diese Bemerkung Slade's veranlaßte uns, unsere Plätze um den Spieltisch noch einzubehalten und in ungezwungener Conversation mit Slade zu verkehren. Ich brachte das Gespräch auf seine Sitzung mit Großfürst Constantin von Rußland und ersuchte ihn, uns einige ausführlichere Mittheilungen über die dort stattgefundenen Phänomene zu machen. Bei dieser Gelegenheit erwähnte Slade, daß ihm in Gegenwart des Großfürsten Constantin ein sehr merkwürdiges Experiment beim Schreiben auf einer Tafel gelungen sei. Es hatten sich nämlich zufällig zwei Schieferstückchen auf einer solchen Tafel befunden; als er dieselbe unter den Tisch hielt, hörte man gleichzeitig das Schreiben zweier Stifte, und als er die Tafel hervorzog, hatte der eine Stift von der Linken zur Rechten; der andere gleichzeitig von der Rechten zur Linken geschrieben. Ich schlug sofort vor, den Versuch zu machen, ob auch uns dieses Experiment gelänge; es entsprang dieser Vorschlag ganz ungezwungen von mir aus der Ideenassociation, welche durch die beiden Schieferstückchen hervorgerufen worden war, welche bei dem oben erwähnten Experiment gefordert wurden, ohne daß wir bisher den Zweck dieser schriftlichen Aufforderung erkannt hätten.

Slade war auch sofort bereit, meinem Wunsche zu entsprechen, hielt die Tafel mit den beiden Stückchen Schieferstift unter die Tischplatte und alsbald hörten wir auch sehr deutlich auf derselben schreiben. Als die

Tafel hervorgezogen wurde, befand sich auf derselben eine Mittheilung in englischer Sprache. Dieselbe lautet in deutscher Uebersetzung:

10 — Pfennig 1876.
2 — Pfennig 1875.

Dies mag für Euch ein Beweis der Clairvoyance sein. Nach dem neunten Tage müßt ihr ruhen, oder es wird euch und dem Medium schlecht bekommen. Glaubt mir. Euer Freund.

Wir bezogen sofort den Inhalt des ersten Theils dieser Botschaft auf die in dem rechteckigen noch ungeöffneten Kästchen enthaltenen beiden Geldstücke. Schon war ich im Begriffe, dasselbe zu öffnen, nachdem wir uns unmittelbar vorher durch Schütteln der Schachtel und das Klappern im Innern deutlich von der Anwesenheit zweier kleineren Münzen überzeugt hatten, ohne jedoch den Werth und die Jahreszahl derselben zu kennen. Plötzlich indessen änderte sich mein Entschluß und ich setzte das Kästchen wieder unversehrt auf die Mitte des Tisches, indem sowohl Herr v. Hoffmann als auch Slade die Möglichkeit äußerten, es könnten vielleicht die beiden Münzen ähnlich wie kurz vorher das Fünfmarkstück aus der ungeöffneten Schachtel auf die darunter gehaltene Tafel fallen. Slade hielt nun in Folge dieser Bemerkung unmittelbar darauf wieder eine leere Tafel unter die Mitte der Tischplatte. Kaum war dies geschehen, so hörten wir deutlich zwei Münzen auf die Tafelfläche herabfallen und fanden bei näherer Besichtigung in der That die oben auf der Tafel befindlichen Angaben bestätigt. Hoch erfreut griff ich nun nach dem immer noch geschlossenen Kästchen in der bestimmten Erwartung, dasselbe werde, wie vorher die runde Schachtel, entleert sein und daher beim Schütteln kein Klappern im Innern mehr hören lassen. Wie groß war unser Erstaunen, als trotzdem das Klappern stattfand und zwar gleichfalls von zwei Körpern herrührend, die jedoch nach dem veränderten Charakter des Geräusches zu urtheilen, keine Münzen sein konnten. Schon hatte ich die Absicht, mich durch Oeffnen der Schachtel, was nicht ohne Zerreißen des darüber geklebten Papierstreifens geschehen konnte, von dem Inhalte zu überzeugen, als Slade sich anschickte, unsere Frage wie gewöhnlich in solchen Fällen durch eine Schiefertafelschrift von seinen „Geistern" beantworten zu lassen. Kaum hatte er eine Tafel mit darauf liegendem Schieferspliter genommen und halb unter die Tischplatte gehalten, als wir deutlich schreiben hörten. Auf der Oberfläche der Tafel stand in englischer Sprache: „Die beiden Schieferstifte sind in der Schachtel."

In der That waren die beiden großen Stückchen Schieferstifte nirgends zu finden, und als ich nun das Kästchen mit Zerreißung des darum geklebten Papierstreifens öffnete, befanden sich zu unserer größten Freude die beiden Stückchen Schieferstift darin . . .

Die vorstehend mitgetheilten Thatsachen sind in dreifacher Beziehung von großem Werthe. Erstens wird dadurch das Entstehen von Schriften unter dem Einflusse Slade's bewiesen, deren Inhalt ihm selber nothwendig vorher unbekannt war. Es ist folglich unmöglich, daß diese Schriften unter dem Einflusse des bewußten Willens von Slade entstanden . . . .

Zweitens wird die scheinbare sogenannte Durchdringung der Materie auf eine höchst elegante und compendiöse Weise bewiesen. Die Geldstücke haben nicht nur die Wandungen der Schachteln, sondern auch die ungefähr 20 Millimeter dicke Tischplatte von Eichenholz scheinbar durchdringen müssen, um auf kürzestem Wege zur Tafeloberfläche zu gelangen.

Drittens ist durch diese Experimente ein unwiderleglicher Beweis von der Realität der sogenannten Clairvoyance gegeben.

Um auch andern Personen, welche nicht persönlich an den Sitzungen mit Slade Theil nehmen, die Ueberzeugung von der Realität der Phänomene, besonders des Schiefertafelschreibens zwischen einer verschlossenen Doppeltafel (book-slate) zu verschaffen, war ich auf folgenden Gedanken gekommen. Ich hatte mir eine größere Anzahl solcher mit Charnieren versehenen Doppeltafeln gekauft. Da die Ebene des Holzrahmens diejenige der innern Schieferfläche auf jeder Seite ungefähr drei Millimeter überragt, so findet sich bei vollkommenem Verschluß der Tafel im Innern einer solchen Doppeltafel ein freier Raum . . . . An der Seite, an welcher sich die aus Messing verfertigten sehr soliden und 20 Millimeter breiten Charniere befinden, schließen die Kanten des Holzrahmens so dicht aneinander, daß es unmöglich ist, zwischen beiden irgend einen Gegenstand von merklicher Dicke, z. B. ein einfaches Blatt Schreibpapier hindurch zu stecken und auf diese Weise in den innern Raum der geschlossenen Tafel zu bringen. Auf der vordern Seite befindet sich an jedem der beiden Holzrahmen eine durchbrochene cylindrische Messinghülse, so daß beim Schluß der Tafel durch diese beiden Hülsen ein Schieferstift gesteckt werden kann, durch welchen alsdann beide Tafeln zugleich fest verschlossen werden können.

Mit einer solchen Tafel begab ich mich am 6. Mai 1878, Vormittags, in die Wohnung meines Collegen Wach, Professor des Criminalrechts an hiesiger Universität, und theilte ihm meinen oben ausgesprochenen Gedanken mit. Professor Wach war vollkommen meiner Ansicht, daß, wenn eine Tafel, wenn sie nach Hineinlegung eines kleinen Stückchens Schieferstift fest versiegelt worden sei und alsdann in Gegenwart Slade's im Inneren beschrieben würde, auch für den nicht persönlich an einer Sitzung Betheiligten einen überzeugenden Beweis von der Realität eines der merkwürdigsten Phänomene in Gegenwart Slade's liefern würde.

Mein College war auch sofort bereit, in der vorgeschlagenen Weise selbst einen Versuch zu machen. Nachdem ein kleiner Schieferstiftsplitter von der gewöhnlich von Slade benutzten Größe auf eine der Tafeln gelegt war, wurde dieselbe zugeklappt, und alsdann mit zwei 35 Millimeter breiten Streifen Papier dergestalt geschlossen, daß diese beiden Streifen mit flüssigem Leim über die kürzeren Holzränder geklebt wurden. Außerdem wurden noch von Professor Wach über die Ränder der aufgeklebten Papierstreifen zwei Siegel angelegt und mit seinem eigenen Petschaft verschlossen. Die Papierstreifen waren absichtlich auf der innern Seite beschrieben worden, um eine eventuelle künstliche Wiedervereinigung nach ihrem Zerreißen leicht entdecken zu können. Meine Aufforderung, der Sicherheit halber lieber auch noch auf der vorderen Seite zwei Siegel anzulegen, lehnte mein College als überflüssig ab, indem er fest überzeugt war, daß der bereits angewandte Verschluß mit vier Siegeln vollkommen ausreichend sei, um jeden angewandten Kunstgriff zu entdecken. Mit dieser so geschlossenen Tafel begab ich mich in die Wohnung meines Freundes O. v. Hoffmann und theilte ihm meine Absicht mit, auf diese Weise auch Nichttheilnehmern an Sitzungen die Ueberzeugung von der Realität einiger merkwürdigen spiritistischen Thatsachen zu verschaffen. Ich äußerte dabei die Ansicht, daß es auf diese Weise für starke Medien viel bequemer sei, die Welt von ihrer Unschuld zu überzeugen, als durch öffentliche oder private Sitzungen; auch könnte sich Herr Slade alsdann seine materielle Existenz weniger mühe- und sorgenvoll gestalten, indem er sich einfach solche wohlversiegelte Tafeln zusenden ließe, um sie alsdann beschrieben für einen bestimmten Preis wieder an die Absender zurück zu schicken. Selbstverständlich beruht die ganze Anwendbarkeit und Beweiskraft dieses Verfahrens auf der Voraussetzung, daß es möglich sein müsse, eine Doppeltafel dergestalt zu verschließen, daß es auch für den geschicktesten Taschenspieler oder sonstigen Künstler unmöglich sei, dieselbe so zu öffnen und wieder zu verschließen, ohne daß diese Operation nach Empfang der Tafel vom Absender entdeckt werden könnte. . . .

Nach beendeter Unterhaltung legte ich daher jene Tafel ruhig in das Herrn Slade zur Verfügung gestellte Zimmer im Hause meines Freundes; Slade war, so weit ich mich erinnere gar nicht zu Hause, und erst am Abende desselben Tages (6. Mai 1878) um $8^3/_4$ Uhr sah ich ihn behufs einer Sitzung wieder. Nach einigen Worten der Begrüßung nahm ich die Tafel von der neben dem Tische stehenden Commode, und erläuterte Herrn Slade, der vermuthlich erst jetzt die Tafel zu Gesicht bekam, meinen mit derselben beabsichtigten Zweck. Wir überzeugten uns beide nach einander durch Schütteln der Tafel, daß das sehr kleine Stückchen Schieferstift sich noch zwischen den beiden Tafelflächen

befand. Ich legte nun die Tafel auf diejenige Seite des Spieltisches (Slade zur Linken), woselbst sie in Gemeinschaft mit noch andern Tafeln und sonstigen Gegenständen von nun an stets unter meinen Augen liegen blieb.

Unmittelbar nach dem Niederlegen der Tafel setzte ich mich mit Slade an den Spieltisch, auf welchem eine hellbrennende Kerze stand. Slade nahm hierauf noch ein Mal die erwähnte Tafel, während ich selbst dieselbe stets genau im Auge behielt, in die Hand und fragte mich, ob ich nicht noch lieber auf die Vorderseite des Randes, zu beiden Seiten der cylindrischen Messinghülsen, zwei Siegel anbringen und mit meinem Petschaft versiegeln wolle. Da ich letzteres in meiner Tasche hatte, und auf dem Tische neben andern Schreibutensilien auch eine Stange Siegellack lag, so ergriff ich unmittelbar nach den obigen Worten Slade's mit der linken Hand die Tafel . . . und indem ich die Ränder fest zusammendrückte, brachte ich an den oben bezeichneten Stellen noch zwei große Siegel an, auf welche ich mein Petschaft drückte. Nach Erstarrung des Siegellacks waren hierdurch die beiden Holzrahmen der geschlossenen Tafel so dicht mit einander verbunden, daß es unmöglich war, an den mit Papier und Siegellack nicht verklebten Stellen ein Blatt Papier hindurch zu schieben. Hierauf legte ich die so geschlossene Tafel auf die Tischplatte und zwar an eine Stelle, welche von Slade's Händen, die unter den meinigen lagen und hierdurch controlirt wurden, mindestens $1^1/_2$ Fuß entfernt war. Ich knüpfte nun mit Slade eine Conversation an und fragte ihn unter anderm, ob er noch nicht versucht habe, an Stelle der Schiefertafelschriften solche mit Bleistift auf Papier zu erhalten, indem dies doch eine sehr interessante Abänderung der in seiner Gegenwart sich erzeugenden directen Schrift sei. Slade verneinte meine Frage, war aber bereit, sofort den Versuch zu machen. Indem wir unsere Hände wieder trennten, nahm ich von den auf dem Tische bereitliegenden Schreibutensilien einen halben Bogen gewöhnlichen Postpapiers, faltete dasselbe ein Mal in der Mitte um, wie wenn es in ein größeres Briefcouvert gesteckt werden sollte, und legte zwischen die beiden Hälften dieses Briefbogens ein Stückchen Graphit, wie dasselbe für Bleifederhalter aus Metall mit verstellbarem Graphit benutzt wird. Ich war eben im Begriff, das so gefaltete Stück Papier mit dem in der Falte liegenden Stückchen Graphit unter die Tafel zu legen, als Slade der Controle halber vorschlug, an der einen Ecke des zusammengefalteten Papiers zwei Stückchen abzureißen und diese bei mir zu behalten. Ich erkannte sofort die Wichtigkeit dieser Vorsichtsmaßregel für die Constatirung der Identität des Briefbogens, falls derselbe beschrieben wird oder wohl gar verschwindet und nach einiger Zeit wieder erscheint. Es wurden also dem Vorschlage Slade's

entsprechend an der einen Ecke zwei Stückchen gleichzeitig abgerissen, welche ich mir sofort in den Goldverschluß meines Portemonnaies steckte. Hierauf wurde die Tafel wieder auf ihren oben beschriebenen Platz auf den Tisch gelegt und unter dieselbe der zusammengefaltete halbe Briefbogen mit dazwischenliegendem Graphit geschoben, so daß die Tafel denselben vollkommen bedeckte. Alsdann legten wir unsere Hände wieder auf die oben beschriebene Weise auf die Tischplatte, Slade's Hände fest von den meinigen bedeckt und dadurch an jeder Bewegung gehindert. Wir hatten in dieser Position ruhig einige Zeit gesessen, etwa fünf Minuten, aber es ereignete sich nichts Merkwürdiges. Slade zuckte öfter wie von einem Schauer durchrieselt zusammen, aber alles blieb ruhig, so daß wir ungeduldig wurden, und Slade zu seinem gewöhnlichen Mittel griff, um seine Geister mit Hülfe einer halb unter den Tisch gehaltenen Schiefertafel um Auskunft zu bitten. Wir trennten zu diesem Zwecke unsere Hände, Slade nahm die oberste von den zu seiner Linken stets bereitliegenden Schiefertafeln, biß von einem Schieferstift ein Splitterchen ab, legte es auf die Tafel und hielt dieselbe mit seiner Linken halb unter die Tischplatte, während er die Rechte wieder unter meine beiden Hände legte. Wir hörten auch sofort deutlich schreiben und sehr bald darauf die gewöhnlichen drei Ticktacks, welche das Ende der Niederschrift ankündigten. Als die Tafel hervorgezogen und neugierig von uns betrachtet wurde, standen folgende Worte darauf: „Look for your paper!“ (Seht nach eurem Papier). Ich hob sofort die versiegelte Tafel auf, um nach dem zusammengefalteten und vor etwa fünf Minuten unter dieselbe geschobenen Briefbogen mit dazwischen liegendem Graphit zu sehen, — beides war verschwunden. Ich war zwar über diese unerwartete Erscheinung überrascht, aber doch nicht gerade eigentlich verwundert, da ich bereits in frühern Sitzungen das Verschwinden und Wiedererscheinen von Gegenständen so häufig und unter so zwingenden Bedingungen beobachtet hatte, daß diese Thatsache an und für sich nichts Neues mehr für mich darbot. Ich blickte mehrmals sehnsuchtsvoll nach der Decke des Zimmers, in der Hoffnung, das Papier werde günstigen Falls beschrieben herab flattern, aber es kam nicht und auch sonst ereignete sich nichts Bemerkenswerthes. Ich ersuchte also Slade, wieder in gewohnter Weise seine Geister zu fragen, was derselbe auch sofort mit einer der in Bereitschaft liegenden Tafeln that. Man hörte sogleich das Geräusch des Schreibens und als die Tafel hervorgezogen wurde, stand auf derselben: „The paper is between the slates and it is written on it“. Hocherfreut über die Vereinigung physikalischer und intellectueller Phänomene, ergriff ich sofort die versiegelte Tafel, schüttelte dieselbe heftig und hörte in der That deutlich die Verschiebung eines dazwischenliegenden Papiers. Trotz der späten Abend-

stunde, es war halb 10 Uhr, begab ich mich sofort in die Wohnung meines Collegen Wach, um in seiner Gegenwart und von ihm selber die am Vormittag von ihm versiegelte Doppeltafel öffnen zu lassen. Indessen traf ich Professor Wach nicht zu Hause; ich konnte nur den Bescheid hinterlassen, daß ich am nächsten Vormittag wieder kommen würde. Die Tafel selbst ließ ich seitdem nicht mehr aus meiner Obhut und nahm dieselbe während der Nacht mit nach meiner Wohnung. . . .

Als ich am nächsten Morgen mit meiner versiegelten Tafel, in der sich das mit Bleistift beschriebene Stück Papier befinden sollte, wieder in der Wohnung meines Freundes O. v. Hoffmann erschien, fiel Slade plötzlich beim Frühstücke in eine seiner bekannten Verzückungszustände (trance) und hielt in englischer Sprache mit geschlossenen Augen und verändertem Tone der Stimme eine Anrede an mich, welche am Schlusse Angaben über dasjenige enthielt, was wir bei Eröffnung der versiegelten Doppeltafel auf dem darin liegenden Papiere mit Bleistift geschrieben finden würden. . . . „Am untern Ende werdet ihr Kreise finden, wodurch wir die verschiedenen Dimensionen des Raumes andeuten wollten."

Diese Worte hatte Slade in Verzückung gesprochen, und drei Stunden später traf ich in der Wohnung des Geheimrath Thiersch mit meinem Collegen Wach und Herrn O. v. Hoffmann zusammen, um die bis zu dieser Zeit stets in meiner Verwahrung gebliebene und mit sechs Siegeln verschlossene Tafel zu öffnen. Als dies geschehen war, fanden wir im Innern das gestern Abend von mir zusammengefaltete Stück Papier nebst dem Graphit vollkommen glatt, ohne irgend sonst welche Faltungen zu zeigen, die auf ein gewaltsames Hindurchzwängen durch eine enge Spalte deuten konnten. Es wäre dies auch gar nicht ohne Verletzung der Siegel möglich gewesen, da die Abstände der zwischen meinen Siegeln und den zum Verschluß von Prof. Wach gebrauchten Papierstreifen freigebliebenen Rändern der Tafelrahmen — ganz abgesehen von ihrem dichten Zusammenschluß — im Maximum nur 80 Millimeter betrugen, während die schmalste Seite des zusammengefalteten Briefbogens 119 Millimeter betrug; die beiden Messinghülsen auf der vordern Seite griffen derartig übereinander, daß jede Möglichkeit beseitigt war, von dieser Seite her ein Stück Papier einzuschieben. Ich holte nach Eröffnung der Tafel aus meinem Portemonnaie die beiden am Abend abgerissenen Papierstücke und überzeugte mich und meine anwesenden Freunde von der vollkommenen Zusammengehörigkeit derselben mit dem gefundenen Briefbogen. Alle kleinen Ausbiegungen der Ränder stimmten so vollkommen miteinander überein, daß auch nicht der geringste Zweifel darüber obwalten konnte, daß die abgerissenen Papierstücke die Ergänzungen zu dem erwähnten halben Briefbogen bildeten. . . .

Eine der merkwürdigsten Bestätigungen der scheinbaren Aufhebung des Gesetzes der Undurchdringlichkeit der Materie erhielt ich in einer Sitzung am 9. Mai 1878, Vormittags 11—11¼ Uhr. Unmittelbar nachdem ich mit Slade an dem Spieltisch Platz genommen hatte, unterhielt ich mich zunächst mit ihm über die Fähigkeit seiner unsichtbaren intelligenten Wesen, vermöge deren sie mit so großer Leichtigkeit die materiellen Körper sich scheinbar durchdringen lassen, als ob dieselben permeabel wären. Slade theilte meine Verwunderung . . . und nahm mit seiner linken Hand zwei gleich große Tafeln, von mir selbst gekauft und gereinigt. Er überreichte mir dieselben und forderte mich auf, die eine auf die obere Fläche der Tischplatte, die andere gegen die untere Fläche mit meiner linken Hand zu drücken. Unter die obere Tafel auf der Tischplatte war vorher ein Splitter von Schieferstift gelegt worden, so daß derselbe von der obern Tafel ganz bedeckt wurde. Slade legte hierauf seine beiden Hände auf die Tischplatte, etwa einen Fuß weit von den beiden Tafeln entfernt, und ersuchte mich, mit meiner Rechten seine Hände zu bedecken. Kaum war dies geschehen, als ich deutlich auf der von mir gegen den Tisch gedrückten Tafel schreiben hörte. Nachdem wie gewöhnlich durch drei schnell aufeinander folgende Ticks die Beendigung des Schreibens signalisirt war, nahm ich die Tafeln auseinander und erwartete selbstverständlich, daß die oberhalb der Tischplatte befindliche Tafel beschrieben worden wäre, da auf der Tischplatte das Schieferstückchen noch an derselben Stelle lag, an welche ich es eine Minute vorher gelegt hatte. Wie groß aber war unser Erstaunen, als die untere Tafel auf der der Tischplatte zugekehrten Seite beschrieben war, gleichsam als hätte das Schieferstückchen durch die ¾ Zoll starke eichene Tischplatte hindurch geschrieben, oder als wäre dieselbe für den unsichtbaren Schreiber gar nicht vorhanden gewesen. . . .

Ich gehe jetzt zu weitern, von mir beobachteten Thatsachen über, welche den innigen Zusammenhang einer andern materiellen Welt mit der unserigen beweisen werden. Es ist bis jetzt von mir im Allgemeinen über das plötzliche Verschwinden und die Wiederkehr von *festen* Körpern berichtet worden; die im Folgenden mitgetheilten Thatsachen werden den Eintritt von Körpern im flüssigen und gasförmigen Zustand beweisen.

Am 7. Mai 1878, Vormittags 11 Uhr 15 Min., hatte ich mit Herrn Slade an unserm Spieltisch Platz genommen. Um uns zunächst über das zu Erwartende etwas zu orientiren, nahm ich eine von den in Bereitschaft gehaltenen Schiefertafeln, reinigte sie, legte ein kleines Stückchen Schieferstift darauf und überreichte diese Tafel Slade, um sie in gewöhnlicher Weise halb unter den Tischrand zu halten und von seinen unsichtbaren Wesen beschreiben zu lassen. . . . Die linke Hand legte

Slade ausgebreitet auf die Mitte des Tisches, und ich bedeckte dieselbe mit meiner rechten Hand. Kaum war dies geschehen, so begann es auf der Tafel zu schreiben. Bei dieser Gelegenheit konnte die auch sonst von mir und Andern beobachtete Erscheinung constatirt werden, daß das deutlich hörbare Geräusch des Schreibens sofort aufhörte, sobald ich meine rechte Hand von der linken Hand Slade's etwas trennte. Sobald die Verbindung hergestellt war, begann sofort auch das Schreiben wieder. . . .

Nach erhaltener Botschaft standen Slade und ich auf, um auf der benachbarten Kommode nach einem etwas größern Schieferstift zu suchen; aber noch ehe dies geschehen konnte, fast in demselben Momente, als wir aufstanden, ergoß sich eine Art Sprühregen von Oben über uns. Slade sowohl als ich wurden an Kopf, Kleidern und Händen naß, und auch am Fußboden des Zimmers waren die Spuren dieses etwa 1/4 Secunde dauernden Regens noch nachher deutlich wahrzunehmen. Da besonders auf der obern Seite meiner rechten Hand Reste der Flüssigkeit sich befanden, so brachte ich dieselben mit meiner Zungenspitze in Berührung. Soweit der Geschmack eine Controle gestattete, war die Flüssigkeit reines Wasser; ich bemerke hierbei, daß in dem Zimmer, in welchem wir uns befanden, kein Gefäß mit Wasser vorhanden war, wohl aber in dem unmittelbar daran stoßenden Kabinet. . . .

Ueberrascht von dieser Erscheinung und noch beschäftigt, uns gegenseitig die Kleider abzutrocknen, nahmen wir wieder am Tische Platz und wollten unsere Hände verbinden, als sich plötzlich dieselbe Erscheinung fast noch stärker wiederholte. Dies Mal wurden auch die Decke und die Wände des Zimmers befeuchtet, und es schienen, nach der Form und Richtung der Wasserspuren zu urtheilen, von einem Punkte in der Mitte des Zimmers, etwa in vier Fuß Höhe über unsern Köpfen, gleichzeitig verschiedene Wasserstrahlen ausgegangen zu sein, ähnlich wie wenn man einen Wasserstrahl senkrecht auf eine Ebene leitet, wo derselbe sich alsdann von dem Punkte aus, in welchem der Strahl die Ebene trifft, radial nach allen Richtungen in diesem zweidimensionalen Raumgebiete ausbreitet. Ueberträgt man diese Analogie auf einen aus der vierten Dimension in ein dreidimensionales Raumgebiet geleiteten Wasserstrahl, so würde letzterer plötzlich an einer bestimmten Stelle dieses Raumes erscheinen und unter geeigneten Bedingungen sich von hier aus radial nach allen drei Dimensionen ausbreiten müssen.

Am andern Morgen nahm Herr O. v. Hoffmann an der Sitzung Theil. Letzterer saß mir zur Rechten, Slade auf seinem gewöhnlichen Platze mir zur Linken. Nachdem einige kurze Schiefertafelschriften in der gewöhnlichen Weise erhalten worden waren, und Slade hierauf seine Hände mit den unserigen auf der Mitte des Tisches wieder vereinigt

hatte, stieg plötzlich an drei verschiedenen Stellen am Rande der Tischplatte von unten her Rauch empor, der, nach dem Geruch zu urtheilen, etwas schwefelige und salpetrige Säure enthielt. Wir blickten sofort unter den Tisch, sahen aber nichts weiter als noch vorhandene Reste dieses Rauches, ähnlich wie nach dem Anzünden eines Streichhölzchens. Kaum hatten wir unsere Hände wieder vereinigt, um die weitere Entwickelung der Phänomene abzuwarten, als sich dieselbe Erscheinung von neuem und noch intensiver wiederholte. Fast gleichzeitig mit mir machte Slade den Vorschlag, einen Leuchter mit einer Kerze unter den Tisch zu stellen, um zu sehen, ob die unsichtbaren Wesen vielleicht im Stande wären, die Kerze anzuzünden. Herr v. Hoffmann nahm hierauf von seinem Schreibtisch beide Leuchter, welche mit hohen, neuen, noch nicht angezündeten Kerzen versehen waren, und stellte beide auf den Fußboden unter den Tisch, an dem wir sogleich wieder Platz nahmen und unsere Hände in der oben angegebenen Weise vereinigten. Nachdem wir einige Minuten gewartet, stieg plötzlich wieder fast von allen Seiten unter der Tischplatte Rauch empor, und gleichzeitig schwebte zu unserm größten Erstaunen der eine Leuchter mit brennender Kerze über den mir gegenüber befindlichen Rand der Tischplatte empor; nach wenigen Secunden senkte er sich wieder herab, und als wir unter den Tisch blickten, war die Kerze des einen Leuchters angezündet und befand sich mitten unter dem Tisch. Um der Einwendung einer vorübergehenden Hallucination oder „unbewußten Cerebration" zu begegnen, wurde ein halber Bogen Schreibpapier genommen, dicht über die brennende Kerze gehalten und auf diese Weise ein Loch durch das Papier gebrannt. Hierauf nahm ich eine Stange Siegellack, hielt sie in dasselbe Licht, ließ einen Theil des geschmolzenen Siegellacks auf das Papier tropfen und drückte dann mit meinem Petschaft mein Siegel darauf. Der halbe Bogen Papier mit dem unter dem eingebrannten Loch befindlichen Siegel ist noch heute unversehrt in meinem Besitze.

Schließlich erwähne ich hier noch eine Sitzung mit Slade, welche am 15. December 1877, Nachmittags 5 Uhr, in dem gewöhnlichen Sitzungszimmer im Hause meines Freundes O. v. Hoffmann, unter Theilnahme seiner Frau stattfand. . . . Wir hatten bereits sämmtlich unsere Hände auf der Tischplatte übereinander gelegt, als ich selbst die Bemerkung machte, es sei schade, daß wir vergessen hätten, eine kleine Handschelle auf den Tisch zu stellen. In demselben Momente begann es in der nach Rechts von mir gelegenen, mindestens zwei Meter von der Mitte des Tisches entfernten Ecke des Zimmers zu klingeln, und wir sahen in dem durch einfallendes Gaslicht von der Straße schwach erhellten Zimmer, wie eine kleine Handschelle von der Etagère, auf welcher sie sich

befand, langsam herabschwebte, sich auf den Teppich des Fußbodens herabließ und nun ruckweise auf demselben sich fortbewegte, bis sie unter unsern Tisch gelangt war. Hier begann sofort das lebhafteste Schellen, und während wir sämmtlich unsere Hände in der oben angegebenen Weise vereint auf der Tischplatte hielten, erschien plötzlich durch eine in der Mitte des Vorhanges angebrachte Oeffnung eine Hand mit der Schelle und setzte dieselbe mitten vor uns auf den Tisch. Ich sprach hierauf den Wunsch aus, jene Hand ein Mal fest in der meinigen halten zu dürfen. Kaum hatte ich das gesagt, so erschien wiederum die Hand aus der Oeffnung, und während ich nun mit meiner linken Handfläche Slade's beide Hände bedeckte und festhielt, ergriff ich mit meiner rechten Hand die aus der Oeffnung hervorragende Hand und schüttelte auf diese Weise unter herzlichem Lachen einem Freunde aus der andern Welt freundlich die Hand. Letztere fühlte sich vollkommen lebenswarm an und erwiderte meinen Händedruck so herzlich, daß ich die größte Lust verspürte, im Hinblick auf die eigenthümlichen Erfahrungen bei meinen gelehrten Freunden auf dieser Welt, mich von jener Hand in die vierte Dimension führen zu lassen, in der Hoffnung, in jener Welt mehr Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit unter den dortigen intelligenten Wesen zu finden, als hier. Nachdem ich die Hand losgelassen, reichte ich ihr eine Tafel zu und forderte sie zu einer kleinen Kraftprobe auf; ich wolle an der einen Seite ziehen und sie solle dies an der andern thun, und wir wollten sehen, wer von uns die Tafel behielt. Es geschah dies sofort, und ich hatte bei dem mehrmaligen Hin- und Herzerren der Tafel vollkommen dasselbe elastische Gefühl, wie wenn ein Mensch die Tafel an der andern Seite erfaßt hätte. Durch einen kräftigen Ruck gelang es mir, die Tafel in meinen Besitz zu bekommen. Ich bemerke nochmals, daß während aller dieser Vorgänge Herr Slade ruhig vor uns saß und seine beiden Hände von meiner linken Hand und den Händen der beiden andern Personen bedeckt und festgehalten wurden.

Noch während ich damit beschäftigt war, tauchte plötzlich über der obern Grenze des Vorhanges hervor eine halbkreisförmige in phosphorischem Lichte erglänzende Masse, von der Größe eines menschlichen Kopfes. Dieselbe bewegte sich langsam in gleicher Höhe von der einen Seite des Vorhanges bis zur andern mehrmals hin und her; es machte auf uns Alle den Eindruck, als ob sich dicht hinter dem Vorhang eine leuchtende Gestalt befinde, die mit dem obern Theile des Kopfes über jenen Vorhang hervorragte. Als sich dieselbe bei der Wiederholung der beschriebenen Bewegung derjenigen Seite des Vorhanges näherte, an welcher Slade saß, wurde die leuchtende Gestalt ihrer ganzen Größe nach sichtbar; Slade wich erschrocken und offenbar geängstigt zurück, worüber wir lachten

und die Gestalt sofort wieder hinter den Vorhang zurückschwebte und sich wieder mit derselben Geschwindigkeit nach der andern Seite bewegte, um auch hier zur Hälfte hervorzutreten. Gesichtszüge oder menschliche Gliedmaßen waren nicht zu erkennen. Die Helligkeit und Farbe des phosphorescirenden Lichtes glich derjenigen, welche in den sog. nachleuchtenden Geißler'schen Röhren beobachtet wird. Ich bedauere lebhaft, nicht mein Taschenspectroskop zur Hand gehabt zu haben, um die Natur des ausgesandten Lichtes näher untersuchen zu können.

Nach dieser sehr detaillirten Darlegung der Phänomene, von welchen wir nur allzu geringfügiges Detail und seine Theorieen nebst einigen Erscheinungen vorerst übergangen haben, um sie, insofern sie von Belang sind, bei der Discussion über die Phänomene noch nachzutragen, fügt Zöllner zur Würdigung derselben noch bei: Das vorstehend Mitgetheilte enthält im Wesentlichen alle diejenigen Phänomene, welche ich selber in Gegenwart Slade's, während einer Reihe von mehr als dreißig Sitzungen und sonstigen Zusammenkünften mit ihm beobachtet habe. Die Vorsichtsmaßregeln, welche ich hierbei getroffen hatte, waren derartig, daß für meinen Verstand die Möglichkeit eines jeden Betruges oder einer subjectiven Täuschung ausgeschlossen war.

Zweites Capitel.

Erklärungsversuche.

Mannigfache und zum Theil sehr abenteuerliche Versuche sind gemacht worden, um die eigentliche Ursache dieser so sehr von den allgemeinen Naturgesetzen abweichenden Phänomene zu ergründen. Wir sprechen hier nicht über diejenigen, welche alle darauf bezüglichen Erzählungen für Dichtungen erklären oder der Meinung sind, die Zeugen der Erscheinungen hätten alle an Hallucinationen gelitten. Wenig Beifall können wir auch denen schenken, welche Alles für feine Taschenspielerei ausgeben; denn wenn wir auch die absolute Möglichkeit wenigstens in vielen Fällen nicht in Abrede stellen können, so haben wir doch weniger hinreichende Gründe, die Wirklichkeit des Betruges zu behaupten; wir werden jedenfalls vom christlichen Standpunkte aus nicht genöthigt, ein so apodiktisches Verwerfungsurtheil zu fällen wie die Materialisten, deren „Anschauung über die Weltordnung" durch jene Thatsachen umgestoßen würde. (Wundt).

Viel zu leicht nehmen die Sache auch diejenigen, welche in dem Spiritismus nur ein neu entdecktes Naturgesetz sehen, als wenn damit die Ursache der Erscheinungen aufgefunden wäre. Wie kann auch das

ein neues Naturgesetz sein, was allen bisher bekannten Naturgesetzen schnurstraks entgegen ist? Andere suchen die Erscheinungen rein mechanisch zu erklären. Die Summirung der zahlreichen Muskelvibrationen, welche sich von den Händen der die Kette bildenden Personen auf die Gegenstände stets in demselben Sinne übertragen, soll schließlich eine Bewegung der letztern herbeiführen. Eine solche Erklärung paßt allenfalls auf Bewegung von Tischen, Möbeln u. s. w., mit welchen die an der Sitzung Betheiligten unmittelbar in Berührung sind, ist aber ganz unzulänglich für die größte Zahl der Erscheinungen. Dasselbe gilt von der Elektricität und dem mineralischen Magnetismus und jeder andern physikalischen Kraft, die man in's Feld führt.

Darum nehmen Andere zu Kräften des Leibes oder der Seele ihre Zuflucht, lassen von gewissen Menschen, den Medien, das Od oder die Psychode, thierischen Magnetismus oder ein anderes Nerven- oder Lebensfluidum ausstrahlen. Nach Manchen verbinden sich die Gehirnausstrahlungen der Anwesenden, und durch die so bewirkte Verdichtung entstehen jene gewaltigen Wirkungen. Andere lassen die Seele durch ihre „psychische Kraft“ auch außer ihrem Leibe unbewußt wirken, oder gar ihren Leib verlassen, um in der Ferne, sei es durch sich selbst oder durch ihren unablegbaren ätherischen Leib, das Perisprit, zu wirken. Nach Andern soll der bloße Wille nach außen die mächtigsten Wirkungen hervorrufen können. Noch Andere postuliren magische Kräfte der Seele. Am gewöhnlichsten aber wird der Spiritismus der Geisterwelt zugeschrieben, und zwar guten oder auch bösen Geistern, insbesondere den Seelen der Verstorbenen. Die Geisterwelt soll nämlich mit der Körperwelt in natürlichem Zusammenhange stehen, das jenseitige Leben sich in stetigem Fortschritt an das diesseitige anschließen, so daß zwischen Diesseits und Jenseits gar keine Kluft besteht. Manche verbinden damit noch die sog. Reincarnationslehre, nach welcher die vom Leibe getrennten Seelen wieder sichtbare Gestalt annehmen können, entweder bloß vorübergehend, wie in den Materialisationen bei den spiritistischen Erscheinungen, oder dauernd, um das Leben behufs der Besserung nochmals durchzumachen. Andere denken sich die sichtbare Wirkungsweise der Geister von dem Medium abhängig, dessen Aetherleib oder Perisprit sich mit dem des Geistes vereinigt, oder dessen Leib vom Geist durchdrungen wird. Zöllner läßt die Geister vermittels der von ihm angenommenen vierten Dimension des Raumes jene Kunststücke ausführen. Vernünftigere Spiritisten wollen von solchen natürlichen Erklärungsweisen nichts wissen, sondern schreiben den Spiritismus guten Geistern zu, welche von der Vorsehung Gottes beauftragt seien, durch solche Erscheinungen den herrschenden Materialismus zu widerlegen.

Solche zahllosen Erklärungsversuche wären nicht nöthig gewesen, wenn man nicht so allgemein vom christlichen Standpunkte sich entfernt hätte. Sogar die katholischen Dienstmädchen in America, die keine andere Philosophie als ihren Katechismus kannten, lachten bei dem ersten Auftreten des Spiritismus über ihre gebildeten Herrschaften, die solchem Teufelsspuk nachliefen; die wissenschaftlichen Schriften von katholischer Seite sind im Großen und Ganzen vollständig einig über den wahren Charakter der neuen Phänomene, ihre Thatsächlichkeit vorausgesetzt. Wir wollen im Folgenden darthun, daß auch wissenschaftlich keine andere Erklärung zulässig ist, als die, welche das gläubige Gefühl jedem Katholiken von selbst an die Hand gibt.

I. Die spiritistischen Erscheinungen lassen sich nicht adäquat durch eine Kraft der Medien erklären.

Indem wir vorstehenden Satz aufstellen, schließen wir nicht alle Causalität der Medien von dem modernen Geisterspuk aus. Vor Allem sind wir überzeugt, daß eine große Zahl von Phänomenen ganz allein durch die Geschicklichkeit und raffinirte Schlauheit listiger Taschenspieler und Betrüger zu erklären ist und daß in zahlreichen Fällen nicht bloß leichtgläubiges Volk, sondern selbst gelehrte Männer das Opfer schnöden Betruges geworden sind. In manchen Fällen ist dies sonnenklar constatirt worden; gar manche Betrüger und Betrügerinnen mögen sich durch ihre Schlauheit und die Einfalt ihrer Zuschauer einer „Entpuppung" bis jetzt entzogen haben. Wir geben ferner zu, daß eine Anzahl der sog. magnetischen Erscheinungen auf rein physiologische Weise aus der Thätigkeit der Magnetiseure zu erklären ist; wir glauben sogar, daß bei den höchsten und wunderbarsten Manifestationen irgend welche Causalität der Medien angenommen werden kann und muß. Es ergibt sich dies nicht bloß aus der ziemlich allgemein beobachteten Thatsache, daß jene Manifestationen nur in Gegenwart von Medien stattfinden, sondern auch aus dem Umstande, daß nicht alle Menschen gleich leicht zu Medien werden, manche gar nicht, andere ohne alles Zuthun mit der größten Leichtigkeit. Es muß darum irgend welche Disposition im Menschen denselben befähigen, mehr oder weniger gutes Medium zu werden. Diese Disposition kann nun in zweifacher Weise auf die Erscheinungen Einfluß haben: durch physische und durch moralische Causalität. Erstere kann statthaben bei Erscheinungen, die am Medium selbst auftreten, wie das Hellsehen in seinen verschiedenen Graden. Hier zeigt schon die Erfahrung, daß besonders schwachnervige, hysterische oder überhaupt schwächliche und kränkliche Personen besonders des weiblichen Geschlechtes, häufig solche Er-

ſcheinungen zeigen. Körperliche und geiſtige Zerrüttung ſcheint alſo einen beſonders günſtigen Angriffspunkt für die eigentliche Urſache der Phänomene darzubieten.

Der moraliſche Einfluß beſteht in einer ideellen Einwirkung auf geiſtige Weſen, um dieſelben zu einer phyſiſchen Cauſalität zu veranlaſſen. Es ließe ſich nun denken, und eine große Zahl von Erſcheinungen, wie ſie erzählt werden, würde unbedingt fordern, daß höhere intelligente Weſen als die Haupturheber der Erſcheinungen angenommen werden. Es können alſo die Medien durch irgend welche ſittliche Beſchaffenheit jene intelligenten Weſen von ſehr ſtark ausgeſprochener Moralität zur Ausführung ſolcher wunderbaren Erſcheinungen beſtimmen, wovon noch insbeſondere zu handeln iſt.

Was wir alſo einzig behaupten, iſt, daß die Medien nicht die adäquate Urſache der Erſcheinungen ſind, d. h. daß ſie nicht alle Erſcheinungen hervorzubringen im Stande ſind und, wenn ſie dabei betheiligt ſind, nicht die alleinige Urſache derſelben ſind. Diejenigen, welche die Medien für die alleinige Urſache aller Erſcheinungen ausgeben, leiten dieſelben entweder von den körperlichen Ausſtrömungen derſelben, z. B. vom Od, oder vom thieriſchen Magnetismus, oder von ihrer pſychiſchen Kraft, oder endlich von dem im Medium erwachten „magiſchen Ich“ ab. Aber keine dieſer Erklärungen iſt für den beabſichtigten Zweck zureichend.

1. Die ſpiritiſtiſchen Erſcheinungen laſſen ſich nicht durch körperliche Einflüſſe der Medien erklären.

Mag man die Kraft der vom Menſchen ausſtrömenden Fluida auch noch ſo hoch anſchlagen, ſie können doch offenbar nur körperliche Wirkungen hervorbringen. Nun gibt es aber unter den fraglichen Erſcheinungen zahlreiche, die rein geiſtiger Natur ſind. Alſo können dieſelben nicht von einer körperlichen Kraft des Mediums herrühren. Es ließe ſich vielleicht denken, daß die Nerven, in welchen thatſächlich elektriſche Ströme circuliren, ihre Elektricität auch nach außen fortpflanzen und z. B. einen mit ihnen in Berührung gebrachten ſchwachen Organismus wohlthätig erregen; es iſt Thatſache, daß in beſtimmter Richtung wiederholt ausgeführtes Streichen, wie überhaupt die monotone Wiederholung eines Nervenreizes den lebenden Körper ganz oder partiell in eine anormale Dispoſition verſetzt; aber die Gedanken des Streichenden können doch mit dem „Nervengeiſt“ nicht auf den Beſtrichenen übertragen werden, es können ihm dadurch keine Kenntniſſe beigebracht werden, die er vorher nicht gehabt, und die bisweilen ſelbſt dem Magnetiſeur fehlen, ein Schauen in die Ferne kann doch unmöglich durch irgend welche elektriſche, mag-

netische, nervöse Erregung erlangt werden. Gedanken können nicht nach Art von elektrischen Strömen von einem Pol nach einem andern geleitet werden; Gedanken können überhaupt nur in einem denkenden Wesen Realität haben, sollten sie also transmittirt werden, so müßte die Seele des Magnetiseurs auf den Magnetisirten übergehen, und selbst dann bliebe noch zu erklären, wie die Gedanken des Erstern Gedanken des Letztern werden, oder ihm mitgetheilt werden können.

Wenn man den „Nervenströmen" auch auf leblose Gegenstände einen Einfluß zugestehen wollte, so könnte derselbe doch nicht unbegrenzt für jede Entfernung wirksam sein. Wollte man jene Fluida auch nicht nach dem gewöhnlichen Gesetze der materiellen Kräfte beurtheilen, und sie also nicht mit dem Quadrate der Entfernung, wie Licht, Schwerkraft, Wärme, oder gar mit dem Cubus der Distanz, wie bei magnetischen Anziehungen, abnehmen lassen, aber abnehmen müssen auch diese Kräfte je weiter sie von dem lebendigen Organismus sich entfernen, weil sonst die Entfernung gar keinen Unterschied in ihrer Intensität herbeiführte. Nun behauptet Zöllner freilich gerade dies letztere, indem er das Gesetz, wonach eine Wirkung durch den leeren Zwischenraum hindurch als unmöglich gelten muß, leugnet, damit aber zugleich seinen Widerspruch gegen evidente metaphysische Principien constatirt.

Wenn man also einer derartigen Einwirkung die Bewegungen von Gegenständen, die dem Medium sehr nahe sind, und leise Klopftöne in ihrer Nähe und dgl. zuschreiben wollte, so wäre es doch abenteuerlich und unsinnig, hierauf die heftigsten Bewegungen der schwersten Körper, welche das Medium selbst vielleicht gar nicht heben kann, in weiter Entfernung und die stärksten Klopflaute und andere mechanische Kraftleistungen zurückführen zu wollen.

Möglich ist es immerhin, daß durch geheime Verbindungen eine Communication des Leibes der Medien mit den zu bewegenden Gegenständen unterhalten bleibt, und die Gegner des Spiritismus steifen sich mit aller Gewalt auf die schlauen Veranstaltungen, durch welche scheinbar eine Arbeit außer dem Leibe des Mediums geleistet werde; so vermuthet Wundt, Slade müsse einen Magnet in seinen Rockärmeln versteckt haben, Andere glauben, er hätte Magnet-Nadeln unter die Haut geschoben; aber es gibt Fälle, wo die Möglichkeit solcher Veranstaltungen vollständig ausgeschlossen erscheint. So wenn die Erscheinungen bei dem ersten Eintritte Slade's in ein nie gesehenes Zimmer an einem nie besuchten Orte sich zeigen, wenn man Hände und Füße von jeder Berührung oder Annäherung an die Gegenstände fern hält und sie auf's schärfste beobachtet.

2. Die spiritistischen Erscheinungen sind nicht Ausfluß einer „psychischen Kraft" des Mediums.

Diese „psychische Kraft" ist hauptsächlich von dem Engländer Crookes als Erklärungsgrund herbeigezogen und nach Analogie des Einflusses der Seele auf ihren Leib gefaßt worden. Crookes meint nämlich, weil die Seele die Bewegungen ihres eigenen Leibes leite, so liege es am nächsten, dieselbe auch als Ursache derjenigen Bewegungen anzusehen, welche in Gegenwart von Medien scheinbar von unsichtbarer Hand ausgeführt werden, und welche mit den erstern große Aehnlichkeit haben.

Bei diesem Analogieschluß werden aber sehr große logische Fehler begangen. Es wird nämlich 1) von der Aehnlichkeit der Erscheinungen auf die Identität der Ursache geschlossen, während doch offenbar nur eine ähnliche Ursache erschlossen werden kann. Wenn die spiritistischen Erscheinungen vielfach denselben Charakter der Intelligenz an sich tragen, wie die menschlichen Thätigkeiten, so müssen wir allerdings auch auf eine ähnliche Intelligenz, wie die menschliche, schließen; es gibt aber außer der menschlichen noch gar viele andere. Und dies um so mehr, als 2) die Erscheinungen von den natürlichen Leistungen der Menschen sehr verschieden sind, sich hoch über dieselben erheben, wie schon wiederholt bemerkt wurde.

3) Zwischen den fraglichen Erscheinungen und den menschlichen Leistungen ist gerade in Bezug auf die Ursächlichkeit ein so tiefgreifender Unterschied, daß uns der Analogieschluß (a contrario) gerade auf eine andere Ursache als die Seele des Mediums führt. Wie nämlich die Seele die Glieder ihres Leibes dadurch bewegt, daß sie mit denselben auf das innigste vereinigt ist, dieselben informirt und belebt, so ist gar nicht einzusehen, wie sie Gegenstände bewegen soll, die weder mit ihr noch mit dem von ihr belebten Organismus in Verbindung stehen. Sodann ist sich die Seele der Bewegungen, die sie mit den Gliedern ausführt, bewußt, und die Aufmerksamkeit auf die Bewegungen muß um so intensiver sein, je complicirter, stärker und künstlicher dieselben sind. Nun weiß aber die Seele des Mediums nicht das mindeste von einer Ausführung jener ganz erstaunlichen Leistungen, wie sie bei den spiritistischen Sessionen zu Tage treten. Nach dem Analogieschluß aber verlangen ganz entgegengesetzte Wirkungen und Wirkungsweisen auch entgegengesetzte oder doch verschiedene Ursachen. Also können die fraglichen Phänomene nicht von der Seele der Medien ausgehen.

Dagegen möchte wohl eingewandt werden, daß man außer der bewußten Seelenthätigkeit eine unbewußte zu unterscheiden habe, welche

ihrerseits nicht weniger Kraft und Intelligenz an den Tag legt, wie die bewußte. So sind der äußerst zweckmäßige Aufbau des Körpers und die zahlreichen und complicirten Functionen des vegetativen Lebens auf eine instinctive Thätigkeit der Seele zurückzuführen, und doch weiß sie von all' dieser Thätigkeit nicht das Mindeste. Warum sollte sie also nicht unbewußt auch gewisse äußere Werke mit Intelligenz und Zweckmäßigkeit ausführen können?

Dieser Einwurf ist sehr schlecht geeignet, die unbewußte Wirkung der Seele nach außen zu stützen; denn nicht auf die vegetativen Functionen der Seele beruft man sich oder darf man sich berufen, um eine Aehnlichkeit der spiritistischen Phänomene mit bekannten Seelenthätigkeiten zu constatiren, da die plastische Kraft der Seele und ihre formgebende Thätigkeit nicht die mindeste Analogie mit jenen Phänomenen darbietet, und außerdem wesentlich eines mit der Seele als Wesensbestandtheil geeinten Leibes bedarf, um zu wirken. Wenn also auch in Bezug auf die Unbewußtheit eine Aehnlichkeit behauptet werden könnte, so ist es doch ein innerer Widerspruch, daß die Seele sich an äußern Objecten wie an ihrem substanziell mit ihr geeinten Leibe bethätige.

Einige Aehnlichkeit besteht allerdings zwischen einzelnen spiritistischen Erscheinungen und den Thätigkeiten der Seele, welche dieselbe nach außen ausführt; aber hier besteht der andere große Unterschied, daß letztere unbewußt vor sich gehen und nur so weit sich erstrecken, als die Seele mit ihren Gliedern und durch diese mit äußern Mitteln reichen kann. Es besteht also zwischen den fraglichen Erscheinungen und Seelenthätigkeiten nicht nur keine Analogie, sondern eine so durchgreifende Verschiedenheit, daß die Seele nicht Ursache der erstern sein kann.

Wenn überhaupt eine Wirkung in die Ferne unmöglich ist, so kann insbesondere die Seele nicht über ihren Körper hinauswirken. Denn wenn noch irgend ein Naturgesetz durch constante Erfahrung festgestellt werden kann, dann muß es als ein Naturgesetz angesehen werden, daß die Thätigkeit der Seele auf ihren Leib beschränkt ist. Es dürfte vielleicht schwer sein, eine innere Unmöglichkeit darin nachzuweisen, daß die Seele über die von ihr informirten Glieder hinaus und ohne dieselben mechanische Bewegungen am äußern Körper hervorrufe; es wäre dies nämlich nicht nothwendig eine actio in distans, da man annehmen könnte, daß die Seele ihre Kraft bis auf eine gewisse Entfernung hin ausbreiten könne. Wenn man nämlich die Wirkung in die Ferne für unmöglich erklärt und eine unmittelbare Verbindung der wirkenden Substanz mit dem Gegenstande, worauf sie (zunächst) einwirken soll, verlangt, so ist damit nur eine immediatio vis, nicht aber eine immediatio suppositi gemeint. Die Substanz muß unmittelbar mit ihrer Kraft erreichen, auf

was sie einwirken soll, nicht aber unmittelbar mit ihrer Substanz. Es läßt sich nämlich einigermaßen denken, daß eine Substanz über ihr Sein hinaus eine Kraft und also eine Wirksamkeit entfalten könne. Wenn wir also auch eine solche absolute Möglichkeit zugeben wollten, so lehrt doch die constante Erfahrung, daß die Seele über ihre an den Leib gebundene Substanz hinaus keine Thätigkeit ausüben kann.

Aber auch innere Widersprüche liegen in dieser Thätigkeit, wie sie im Einzelnen von ihren Vertheidigern gefaßt wird und behufs Erklärung aller Phänomene gefaßt werden muß. Diese Phänomene beschränken sich nämlich nicht bloß auf Poltern, Klopfen, Tischrücken u. s. w., sondern sind zum Theil rein geistiger Natur, wie Gedankenlesen, Mittheilung von neuen Kenntnissen u. s. w. Um solche geistige Erscheinungen durch die Seele der Medien zu erklären, nimmt Zöllner mit Andern eine Wirksamkeit des Willens in die Ferne und auf den Geist der Mitmenschen an und J. H. Fichte nimmt seine Zuflucht zu einer Versetzung eines Bewußtseins in ein fremdes zu einer „Phantasie-Ansteckung" u. dgl. Schon die Abenteuerlichkeit und Willkür solcher Annahmen könnte hinreichen, um sie als unzulässige Dichtungen einfach bei Seite zu setzen; aber sie enthalten auch die handgreiflichsten Absurditäten. Wenn wir oben die Möglichkeit einer über die Substanz der Ursache hinausgehenden Thätigkeit nicht absolut zu verwerfen wagten, so bezieht sich dies doch bloß auf transitive Thätigkeiten; immanente Acte können absolut nicht über ihr Subject hinausgehen. Es liegt ja im Begriffe der immanenten Thätigkeit, eine Zuständlichkeit ihres Subjectes zu sein, bloß in ihrem Subjecte, nicht aber in einem Andern, wie die transitive Handlung etwas zu erzeugen. Wer z. B. ein Gut will, der bearbeitet dasselbe nicht, wer eine Wahrheit erkennt, der leistet keine Arbeit an ihr, sondern der Wollende und Erkennende versetzt sich selbst in einen bestimmten Zustand in Bezug auf das Gute und Wahre. Nur der unendliche Wille vermag durch ein immanentes Wollen auch außer sich etwas hervorzubringen; die Unendlichkeit allein läßt es, wenn auch nicht einsehen, so doch als möglich erscheinen, daß ein Act formaliter immanent virtualiter transitiv sei. Ein endlicher Wille kann also unmöglich durch sein bloßes Wollen etwas außer sich erzeugen; kein Verstand kann durch sein bloßes Denken Gedanken in andern Geistern erzeugen; kein Geist kann sich in einen andern versetzen; nur dem Schöpfer aller Geister ist es vorbehalten, der Denkkraft derselben inne zu wohnen. Und hierin liegt auch der Grund, warum man selbst creatürlichen reinen Geistern die Möglichkeit absprechen muß, so in das Innere eines andern Geistes einzudringen, daß sie auch dessen Gedanken erkennen könnten, geschweige denn dieselben in ihm zu erzeugen.

Wie kann man aber das, was selbst den vollkommensten Geistern unmöglich ist, als regelmäßige Thätigkeit der so tief unter ihnen stehenden und auf das stärkste an ihren Leib gebundenen Menschenseele zuschreiben? Und solche mächtige Wirkungen des Verstandes und des Willens können Männer von der schärfsten Erkenntnißkraft, von dem kräftigsten Willen nicht zu Stande bringen, nervenschwache Frauen ohne Energie des Willens und ohne alle Bildung bringen sie unbewußt, selbst im Schlafe zu Stande!

Was es mit dem Willenseinflusse der Magnetiseure auf den Willen ihrer Sensitiven für eine sehr natürliche Bewandtniß habe, werden wir weiter unten sehen.

3. Die spiritistischen Erscheinungen lassen sich nicht durch magische Kräfte der Medien erklären.

M. Perty, überzeugt, daß die bekannten menschlichen Fähigkeiten nicht im Stande sind, „die mystischen Erscheinungen", zu denen auch der Spiritismus gehören soll, zu erklären, nimmt zum „magischen Ich" des Menschen seine Zuflucht, das zwar Keinem fehlt, aber in Manchen besonders entwickelt ist und aus seinem Schlummer gewöhnlich nur durch gewaltige Katastrophen der Geschichte, wie Stiftung der Kirche, Reformation u. s. w., geweckt wird. Er spricht sich darüber in seinem größern Werke: „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur" in folgender Weise aus:

„Daß die genannten Erscheinungen nicht aus den bekannten Gesetzen der Natur und der Seele abzuleiten sind, ist leicht einzusehen, und es wurde nachgewiesen, daß Vieles, was die Vorzeit nicht nur, sondern was auch jetzt Ununterrichtete durch himmlische oder infernale Mächte bewirkt sein lassen, durch die magische Kraft des Menschen zu Stande kommt. Die menschliche Natur ist also mächtiger und wunderbarer, als man früher geglaubt hat, sie besitzt Fähigkeiten, welche man bis jetzt für göttliche oder infernale angesehen hatte und welche die neue Wissenschaft nun dem Menschen vindicirt. Zum Begriffe des Magismus gehört, weder im Handeln noch Erkennen an die Gesetze des tagwachen Lebens gebunden zu sein, das Magische ist mehr oder weniger frei von den Schranken des Raumes und der Zeit nicht nur, sondern auch von den Schranken der Individualität, in seiner höchsten Bedeutung und vollkommensten Offenbarung, seinem Begriffe nach ist es also das Mächtigste, Durchdringendste, das Ewige. Es erscheint jedoch beim Menschen nicht in dieser Reinheit und Energie, sondern mehr oder weniger durch die Individualität beschränkt, durch die Einmischung anderer Kräfte und die Verwickelung mit dem gewöhnlichen Leben getrübt, und zeigt sich meistens nur in einzelnen Fulgurationen, die wie aus einer andern Welt oder richtiger von einer andern Form des Seins herüberleuchten. . . . Nur mit einem Worte kann angedeutet werden, welche mächtigen Wirkungen das Magische in seiner weitesten Bedeutung in der Natur und Geschichte hervorbringt, wie kein schöpferischer Proceß ohne dasselbe denkbar ist, so daß auch die ganze sichtbare Welt mit ihren Gestalten und Umwandlungen nur unter seiner Mitwirkung zu Stande kommt, wie es in Verbindung mit den Kräften des Taglebens in der Menschheit vor Allem die Mythologien, die Religionen und Künste möglich macht, wie die Stifter der Weltreligionen, Moses, Christus, Buddha, Ma-

homed Ekstatiker waren und der Cultus zum Theil aus magischen Ceremonien besteht, und endlich der wahre Künstler, vor Allem der Dichter, von jeher mit dem Priester und Propheten in Beziehung gebracht wurde." Damit ist nun der Materialismus gründlich widerlegt; denn „wäre es noch möglich, wie es doch nicht der Fall ist, das Gedächtniß, die Phantasie und den Verstand aus physischen Gesetzen zu erklären, wonach alle diese Fähigkeiten mit dem Körper vergehen müßten, so ist dies absolut unmöglich mit den magischen Thätigkeiten, welche durch die Materie hindurchwirken, so daß diese oft für sie gar nicht vorhanden scheinen und höhern Gesetzen gehorchen, welche vielleicht die Zukunft theilweise erkennen wird. Ist aber das Magische das von Raum, Zeit und Stoff Freie, so ist es auch das Unvergängliche, welches schon vor dem Körper war, unabhängig von demselben wirkt und seine Zerstörung überlebt. Wenn durch irgend Etwas, so haben wir durch das Magische in uns eine Bürgschaft, daß, mögen auch alle Hüllen fallen, ein unzerstörbarer Kern vorhanden ist, gewiß nicht das unwichtigste Resultat der vorliegenden Untersuchungen. Wie sich dieses Unzerstörbare nach dem irdischen Leben bethätigen, in welcher Form und Verbindung es fortbestehen werde, das wird kein menschlicher Verstand ergründen. Es mag wohl eingehen in das Gedankenreich zunächst des geodämonischen Geistes, nicht um bloß in seiner Erinnerung fortzuleben, sondern auch, um mit ihm als ein mehr oder weniger werthvoller Theil seiner Kraft und seines Wesens seine Wandlungen und seine Geschicke zu bestehen."

Unter dem Geodämon versteht Perty den Geist der Erde, „welcher alles, was auf ihr war, ist und sein wird, in seinem Bewußtsein verbindet, in der Mineralwelt, in Luft und Meer, wie in den Organismen wirksam ist. Wir fühlen sein Wehen im Erdbeben, im Sturm und Katarakt, in der Frühlingspracht, dem Erntesegen und Rauschen des Waldes." Die Atmosphäre kann man wohl als das Gehirn dieses Geistes ansehen.

Daß die so erklärten „magischen Kräfte" die spiritistischen Erscheinungen nicht hervorbringen können, ergibt sich:

1) Aus dem bereits Gesagten. Was auch immer dieses magische Ich sein mag, entweder ist es etwas Körperliches oder etwas Geistiges; nun aber haben wir gesehen, daß weder Leib noch Seele des Menschen eine spiritistische Kraft besitzt.

2) Mit dem Worte „magisch" ist gar nichts erklärt, sondern der einfache Thatbestand damit nur wiederholt. Denn was sind magische Kräfte? Offenbar solche, welche abnorme durch die Kräfte der Seele und des Leibes nicht erklärbare Erscheinungen hervorrufen. Soll darin eine sachliche Erklärung liegen, so muß der Nachdruck darauf gelegt werden, daß solche Kräfte dem Menschen inne wohnen. Nun aber widerstreitet dies der allgemeinen Erfahrung, welche, wie auch Perty behauptet, alle Theologen, Philosophen und selbst die Naturforscher des 19. Jahrhunderts zu einer Ausscheidung der magischen Erscheinungen aus dem natürlichen Seelenleben bestimmte.

3) Unter den fraglichen Erscheinungen sind solche, die von keiner geschaffenen Macht, geschweige denn von Menschen ausgeführt werden

können, und dies nicht etwa darum, weil es die bekannten Kräfte der Natur und des Menschen übersteigt, sondern weil es ein absoluter Widerspruch ist. So kann kein Wesen da wirken, wo es nicht ist, oder Wirkungen ohne Anwendung von proportionirten Ursachen erzielen.

4) Perty gibt dies eigentlich auch ganz unverhohlen zu, indem er unter vielem Schwanken bald das Göttliche im Menschen als die wahre Ursache betrachtet, bald das Ich nur durch seine Verbindung mit dem Geodämon und durch diesen mit dem Heliodämon und dem Universalgeiste zur Hervorbringung sehr außerordentlicher Phänomene befähigt erachtet. Freilich, wenn das Ich göttlich ist, dann kann es Alles, und wenn es in natürlichem Causalnexus mit der Geisterwelt und dem Allgeiste steht, dann sind seine magischen Kräfte göttliche Kräfte.

5) Perty läßt auch die größten Wunder des Christenthums durch das magische Ich gewirkt sein; daß dieses rein unmöglich ist, werden wir weiter unten noch eigens zeigen.

II. Die Zöllner'sche Hypothese von der vierten Raumdimension ist 1. ungeeignet, die spiritistischen Phänomene zu erklären, 2. dieselbe ist überflüssig, 3. dieselbe ist in sich absurd.

Es fehlen ihr also alle Erfordernisse einer annehmbaren Hypothese; sie hat vielmehr alle Eigenschaften, die eine Hypothese verwerflich machen. Eine eingehendere Darstellung und Kritik derselben findet man in meiner Schrift: „Die neue Raumtheorie." Mainz, Kirchh. 1882. Hier genüge Folgendes.

1. Die Hypothese erklärt nicht die Phänomene.

Die vierte Raumdimension erklärt nicht die Durchdringung der Körper, etwa daß in ein verschlossenes Kästchen Papier gelangt, oder Geldstücke aus demselben sich entfernen, daß in einen geschlossenen Faden ein Knoten geknüpft wird, ein Stift durch einen dicken Tisch dringt u. s. w. In zweifacher Weise sucht Zöllner diese Durchdringung vermittels der vierten Dimension zu erklären. In der von ihm herausgegebenen Elektro-Dynamik von Weber faßt er die gegenwärtige Welt als Projection einer höhern vier- und mehrdimensionalen. Wie der projectionale Charakter unserer Welt diese (scheinbare) Durchdringung erklärt, zeigt die Analogie mit einer Projection eines dreidimensionalen Körpers in der zweidimensionalen Ebene. Die anschaulichsten Beispiele solcher Projectionen haben wir an den Schatten der Körper. Ein Körper wird auf eine Ebene projicirt, indem man von allen seinen Punkten Parallelen auf die Ebene zieht, wie sie eben die Sonnenstrahlen, die auf einen Körper und

auf eine hinter ihm gelegene, nicht zu ihm parallele Ebene fallen, darstellen. So zeichnet die Sonne auf dem Boden die Umrisse der senkrecht stehenden Gegenstände. Nach dem Grade der Neigung, welche der Körper mit seiner Projection (seinem Schatten) bildet, zeigt dieselbe dessen Umrisse mehr oder weniger verschoben. Demnach kann es kommen, daß, wenn zwei bewegte Körper schattige Projectionen entwerfen, diese Schatten nicht dieselbe Schnelligkeit und Richtung der Bewegung einhalten wie die Körper, und während diese nicht ineinander eindringen können, die Schatten sich decken oder gar durcheinander hindurchgehen. Faßt man nun die dreidimensionale Welt als Schattenriß einer höhern, so kann es uns scheinen, als gingen Körper durcheinander hindurch, während die wirklichen Körper undurchdringlich sind.

Diese Erklärung erklärt 1° zu viel und damit nichts; qui nimis probat nihil probat. Danach gäbe es nämlich in unserer Welt gar keine Undurchdringlichkeit der Körper; dieselben würden ja ganz regelmäßig durcheinander hindurchgehen können wie die Schatten der Körper, und es bedürfte dazu nicht erst vierdimensionaler Geister und Medien, um die gegenannten Erscheinungen zu beobachten. 2° Es müßte doch die Projection eine Ursache haben, gerade so wie die Projection eines Körpers auf einer Fläche nicht von selbst gegeben ist, sondern entweder durch die geradlinigen Lichtstrahlen oder durch Parallelen, die ein Geometer zieht, hergestellt werden muß. Sehr schlecht ist die Berufung Zöllner's auf das Kant'sche „Ding an sich", das sich in den „Erscheinungen" und auf die platonische Idee, die sich in der Sinnenwelt gleichsam projicire; denn daß das Ding an sich in die Erscheinung trete, ist eine metaphysische Nothwendigkeit; daß sich die Idee verkörpere, ist entweder auch wesentliche Eigenschaft derselben oder vom Willen des Schöpfers abhängig, aber daß sich ein körperliches Gebilde projicire, ist weder von seinem Wesen gefordert, noch kann es durch den Schöpfer ohne projicirende Ursache erzielt werden.

Nun ließe sich allerdings eine vierdimensionale Sonne ausdenken, welche die eigentliche jenseitige Welt in das Diesseits projicirte; aber abgesehen davon, daß man nicht weiß, auf was für einen Raum der Schatten geworfen wird, so müßte sich die Projection nicht bloß auf das Gesicht, sondern auf alle Sinne, ja, auf unsere ganze Erkenntnißthätigkeit erstrecken. Es müßte also ein Agens existiren, welches für das Auge, das Gefühl, für unsere Vorstellung überhaupt, die wirkliche vierdimensionale Welt zu einer dreidimensionalen machte. Nun will ich allerdings nicht behaupten, daß sich hierin ein evidenter Widerspruch so leicht aufweisen ließe; aber wenn Thatsachen schließlich durch so abenteuerliche

Annahmen erklärt werden, so weiß Jedermann, was er von solcher Erklärung zu halten habe.

Zöllner selbst scheint den ganzen Projections-Proceß auf eine angeborene Anschauung unseres so organisirten Geistes zurückzuführen; dies ist aber schon darum kaum thunlich, weil alle Anhänger der vierten Dimensionen die angeborene Raumanschauung Kant's verwerfen, sodann bekommt aber bei dieser Fassung unsere Beweisführung erst recht den größten Nachdruck. Wenn nämlich in Wahrheit der Raum vier und mehr Dimensionen hat, wir aber nur die dreidimensionale Projection uns vorstellen können, dann können wir nur durchdringliche Körper uns vorstellen, nicht aber undurchdringliche, weil die Undurchdringlichkeit nur in der vierten Dimension ihren Platz hat.

Einen andern Erklärungsversuch der Durchdringung der Körper gibt Zöllner in dem III. Bande der „Wissenschaftlichen Abhandlungen". Er meint nämlich, ein verschlossener Behälter sei nach der vierten Dimension hin offen und nach dieser Richtung hin könnten die eingeschlossenen Gegenstände entweichen. Davon gilt zunächst dasselbe, was gegen die erste Erklärung bemerkt wurde; in Wahrheit könnte man alsdann gar nichts verschließen, da ja die Oeffnung im Vergleich zum Verschluß unendlich groß wäre. Wenn ein Wesen in einem Kreise von zwei Dimensionen eingeschlossen wäre, so wären die Oeffnungen nach der dritten Dimension hin weit größer als der Verschluß; letzterer wird durch eine Linie, erstere wird durch unendlich viele Linien gebildet. Analog ist (wie ja Zöllner selbst auf diese Analogie so viel Gewicht legt) von dem Verhältnisse der vierten Dimension zur dritten zu urtheilen. Man brauchte also bloß an einem verschlossenen Behälter zu rütteln oder ihn zu wenden, und alles fiele heraus, oder, falls es in die vierte Dimension fiele, die wir nicht anschauen können, müßte es regelmäßig verschwinden. So würden die spiritistischen Erscheinungen die Regel und nicht die Ausnahme sein.

Doch haben wir hierbei zu viel zugegeben; in der That könnte nicht bloß nicht von vierdimensionalen Geistern, sondern überhaupt nicht ein Körper aus dem andern entfernt werden, ohne ihn zu öffnen; denn offenbar hat nicht bloß der verschließende, sondern auch der eingeschlossene eine vierte Dimension, welcher jener den Durchgang verschließt. Wie ein dreidimensionaler Körper durch seine drei Dimensionen einem andern dreidimensionalen vollständig den Durchgang versperrt, so ein vierdimensionaler einem andern von vier Dimensionen.

Auch das Hellsehen läßt sich durch die vierte Dimension, so wie es thatsächlich gegeben ist, nicht erklären. Denn wenn es wirklich möglich wäre, durch Erheben in der vierten Dimension seinen Gesichtskreis über die dritte Dimension in derselben Weise zu erweitern, wie man ihn

durch Erheben in der dritten Dimension erweitern kann, so wäre das Hellsehen keine außergewöhnliche Erscheinung, sondern müßte fort und fort zu Tage treten. Denn die vierte Dimension ist durchaus nicht verschlossen, das Erheben in derselben ist gewiß, wenn ein Mal und einem Menschen möglich, dann aus gleichem Grunde immer und allen; denn an ein Besteigen von Anhöhen, und einen Flug mit dem Luftballon ist doch nicht zu denken, da ja auch die hellsehenden Medien solcher Mittel nicht bedürfen. Recurrirt man aber wieder auf eine geistige Erhebung, dann sollten doch Zöllner und Andere, die sich so große Mühe geben, die vierte Dimension zu erfassen und Andern vorstellig zu machen, jener Erhebung vor Allen fähig sein.

Sodann dürfte der Blick der Medien nicht bloß auf die drei Dimensionen eingeschränkt sein, sondern sie müßten auch einen bedeutenden Raum der vierten Dimension überblicken; denn wer in der dritten Dimension sich erhebt, überblickt nicht bloß die Ebene, sondern auch den zwischen ihm und der Ebene gelegenen dreidimensionalen Raum. Von einem solchen Blick der Hellsehenden ist aber bis jetzt nichts bekannt.

Leistet in dieser Beziehung die vierte Dimension zu viel, so leistet sie in anderer zu wenig. Das Hellsehen bezieht sich ja nicht bloß auf räumliche Verhältnisse, sondern auch auf zeitliche und rein geistige. Die Medien sehen nicht bloß räumlich Entferntes, sondern auch Zukünftiges und Vergangenes, erkennen die Gedanken Anderer, zeigen ungewöhnliche Kenntnisse u. s. w. Diese Dinge lassen sich doch absolut nicht durch eine Erhebung in der vierten Raumdimension erklären, sondern consequent müßte man zur Erklärung eine höhere Zeitdimension, ein Bewußtsein von n Dimensionen annehmen, von welchen unser gewöhnliches nur ein specieller Fall ist. Es ist in der That nicht recht einzusehen, warum die Anhänger des höhern Raumbegriffes (z. B. Erdmann, Axiome der Geom.) diese und ähnliche ihnen von Wundt entgegengehaltenen Consequenzen so entrüstet zurückweisen; dieselben haben genau dieselbe Berechtigung wie die n Dimensionen des Raumes; schämt man sich also ersterer, so sollte man auch letztere nicht mit so vielem Scheine von Gelehrsamkeit vertheidigen.

Auch gewisse Kraftäußerungen der Geister sucht Zöllner durch die vierte Dimension zu erklären. Weil die in den dreidimensionalen Raum eingetretene Hand des unsichtbaren Freundes aus der vierten Dimension in dieser einen Stützpunkt hatte, so vermochte er ihr nur mit Mühe durch einen geschickten Ruck eine Tafel, um die sie sich lange gezerrt hatten, zu entreißen. Aber man sieht leicht ein, daß, wenn die Geisterhand einen Stützpunkt in der vierten Dimension hatte, keine Macht dieser Welt ihr die Tafel entreißen konnte. Denn die Unterstützung,

welche von einer ganz neuen Raumdimension kommt, ist keine bloße Kraftverstärkung, sondern besteht in der absoluten Unmöglichkeit, ihr überhaupt beizukommen. Eine Kraft der dritten Dimension kann ganz und gar nicht in die vierte Dimension wirken, ebensowenig als eine Kraft, die in der Ebene eingeschlossen ist, auf eine dreidimensionale Kraft wirken, geschweige denn sie bewältigen kann. Die dreidimensionale Kraft ist nämlich nicht ein bloßes Vielfache einer zweidimensionalen, sondern sie ist mit dieser gar nicht vergleichbar, auch noch so viele Ebenen machen keinen Körper. Höchstens würde durch eine unendliche Anzahl von flächenhaften Kräften erst eine körperliche Kraft gebildet werden; darum kann auch die größte zweidimensionale Kraft keine dreidimensionale, auch die größte dreidimensionale keine von vier Dimensionen überwinden. So kann auch dieses Phänomen der Kraftäußerung der Geister durch ihre höhere Dimension nicht erklärt werden.

Schließlich wollen wir noch einiger Lichterscheinungen gedenken, welche Zöllner durch seine vierte Dimension zu erklären sucht. Bei einer Sitzung im Dunkeln zeigte sich ein Licht, wie von der Mitte des Raumes unter dem Tische, und dennoch schienen die Schatten der Tischfüße verkleinert und einander parallel. Er gibt sich der Hoffnung hin, daß bei genauer Untersuchung, die bei der sehr flüchtigen Erscheinung nicht möglich war, auch eine Verschiebung der Schatten sich wohl beobachten lassen dürfte, woraus dann sich eine Entfernung des Lichtes in der vierten Dimension eben so berechnen lassen werde, wie man aus der Verschiebung (Parallaxe) eines Sternes am Himmel, die durch Aenderung des Standortes des Beobachters herbeigeführt wird, dessen Entfernung berechnen könne. Gegenwärtig, meint Zöllner, stehe unsere Kenntniß von den Größenverhältnissen in der vierten Dimension auf demselben Punkte, wie vor der Erfindung des Fernrohrs in Bezug auf die dritte Dimension am gestirnten Himmel; erst mit dem Fernrohr und mit darauf gestützten Messungen habe man die Himmelsfläche in einen Himmelsraum aufgelöst.

Diesen Erklärungsversuch müssen wir wieder als durchaus verfehlt bezeichnen. Wir fragen: Befand sich das schattenwerfende Licht in unserm dreidimensionalen Raum oder in der vierten Dimension? Befand es sich in unserm Raume, so konnte es keine parallelen Schatten von den Tischfüßen werfen, da es sich nicht in unendlicher Entfernung, sondern in nächster Nähe unter dem Tische befand; nur sehr entfernt leuchtende Punkte senden ihre Strahlen um so mehr parallel auf eine Fläche, je größer ihre Entfernung von derselben ist. Je weiter nämlich das Licht entfernt ist, desto kleiner wird der Convergenzwinkel seiner Strahlen, wenn sie auf eine kleine Fläche fallen. Es konnte also das Licht nicht in der dritten Dimension sein, wie ja auch Zöllner behauptet, da er es gerade darum

in die vierte Dimension verlegt. Nun aber können wir in der vierten Dimension, von der wir keine Anschauung haben können, nicht das Mindeste sehen. Also hätte das Licht unsichtbar sein müssen, wenigstens den nicht mit Mediumschaft begabten Zuschauern. Es bliebe also nur die Ausflucht übrig, daß das Licht allerdings in der vierten Dimension sich befunden, seine Strahlen aber in die dritte Dimension hineingesandt habe; so scheint auch Zöllner die Sache zu fassen, indem er meint, die Geister hätten den Lichtstrahlen von der vierten Dimension aus eine Ablenkung in der dritten gegeben. Nun wollen wir allerdings nicht bestreiten, daß Geister Lichtstrahlen, welche von einer nahen Lichtquelle kommen und darum stets convergiren, so ablenken können, daß sie einander parallel werden, als kämen sie von einer unendlichen Entfernung, aber ein Mal brauchen sie dazu keine vierte Dimension, da man dasselbe Resultat auch durch Anwendung eines Hohlspiegels erhalten kann, wenn man das leuchtende Object in seinen Brennpunkt stellt; sodann wird aber damit die Erscheinung der Lichtquelle unter dem Tische nicht erklärt. Denn die Ablenkung der Lichtstrahlen vollzieht sich entweder bereits in der vierten Dimension oder erst in unserm Raume. Vollzieht sie sich in der vierten Dimension, so kommen zu uns nur unter sich parallele Strahlen und wir müssen nach einem bekannten optischen Gesetze die Quelle derselben in die Richtung dieser Strahlen verlegen, wobei wir sie unmöglich auf *einen* Punkt unter den Tisch verlegen können. Werden die Strahlen erst in unserm Raume abgelenkt, so ist allerdings auch ihr Ausgangspunkt noch in unserm Raume, aber damit wird auch die vierte Dimension vollständig überflüssig.

Uebrigens muß Zöllner selbst gestehen, daß seine Beobachtung über die spiritistischen Lichterscheinungen wenig Sicherheit bietet; wer vermöchte auch bei momentanen Lichteindrücken die absolute Schärfe der Schatten und ohne Messung die genaue Größe derselben zu beurtheilen? Es scheint, daß der Beobachter nur seine Theorie in die erwähnten Umstände hineingetragen hat, und gesehen, was er sehen wollte.

Doch wären sie auch factisch, für die vierte Dimension beweisen sie nichts. Ein immaterielles Wesen, das jedenfalls eine eminente Kenntniß von der Optik hat und zugleich ein ausgezeichneter Mechaniker ist, kann auch ohne vierte Dimension die Schatten bei jeder beliebigen Entfernung und Größe der Objecte scharf begrenzt und den schattenwerfenden Körpern gleich machen. Wenn eine Verschiebung des Ausgangpunktes der Lichtstrahlen selbst von uns im dreidimensionalen Raume mit Hülfe von lichtbrechenden und lichtreflectirenden Mitteln möglich ist, so ist gar nicht einzusehen, warum jene hohen Geister eine vierte Dimension dazu nöthig haben sollten.

Wenn nun Zöllner gar meint: „Sollte es sich nun wirklich zeigen, daß bei derartigen spiritistischen Lichterscheinungen die Entfernung des Divergenzpunktes der leuchtenden Strahlen nicht mit der Entfernung der leuchtenden Objecte übereinstimmt, so würde der Unterschied dieser beiden Entfernungen die Länge einer in die vierte Dimension fallenden Strecke bestimmen, und hierdurch der erste Schritt zu quantitativen Bestimmungen in dem vierdimensionalen Raumgebiete gethan sein; es wäre solche Beobachtung in der Transcendentalphysik vergleichbar der ersten Parallaxenbestimmung in der Geschichte der Astronomie, wodurch wir die erste angenäherte Vorstellung von der Entfernung des nächsten Himmelskörpers unseres Mondes erhielten" — so zeigt er die Haltlosigkeit seiner Theorie im hellsten Lichte.

Wäre ein Wesen vollständig in den zweidimensionalen Raum einer Fläche eingeschlossen, so wäre es ihm rein unmöglich, Entfernungen in der dritten Dimension zu erkennen, geschweige denn zu messen. Nur dadurch ist es uns möglich, die Entfernung eines Himmelskörpers durch parallaktische Messungen zu bestimmen, daß wir aus der Ebene heraustreten und in einer dritten Dimension, der Tiefe, uns orientiren können; was die astronomische Messung genauer bestimmt, das muß schon, wenn auch unvollkommen, in der natürlichen Anschauung gegeben sein. Nur dadurch kann eine Parallaxe bestimmt werden, daß man an verschiedenen Punkten der Erde oder der Erdbahn den Winkel mißt, welchen die nach dem Sterne gezogene Linie mit dem Horizonte bildet. Dieser Winkel liegt aber außer der Ebene des horizontalen zweidimensionalen Raumes. Ebenso kann nur derjenige eine Messung in der vierten Dimension ausführen, der sich aus den drei Dimensionen hinaus in eine wenn auch noch so kleine Strecke der vierten Dimension versetzen und dieselbe anschaulich wahrnehmen kann. Man braucht bei parallaktischen Messungen allerdings nicht an dem Orte des Objectes selbst zu sein, man mißt es aus der Ferne, aber dies ist doch nur möglich, wenn man es beobachten kann und sich mit ihm in einer und derselben Raumdimension befindet.

Auch bevor man den gestirnten Himmel mit dem Fernrohr beobachtete, hatte man bereits die Vorstellung der dritten Dimension nicht bloß im Allgemeinen, sondern auch in Bezug auf die Himmelskugel, da man ja den Mond *vor* der Sonne bei Sonnenfinsternissen vorbeigehen sah; nur fehlten noch genauere Messungen. Wollten wir also Messungen in der vierten Dimension ausführen, so müßten wir bereits eine, wenn auch unvollkommene Anschauung von Gegenständen der vierten Dimension haben; wir müßten in ihr selbst unsere Messungen vornehmen. Will man die Parallaxe eines Sternes finden, so muß man aus der zweiten Dimension heraustreten und die dritte benutzen. In der Ebene z. B.

unſeres Horizontes kann man nur die Standlinie abmeſſen, von deren beiden Enden aus man den Stern fixirt. Sodann muß man die beiden Winkel meſſen, welche die beiden Fixirlinien mit der horizontalen bilden, um aus den drei bekannten Stücken des Dreiecks, das im Sterne ſeine Spitze und in der irdiſchen Standlinie ſeine Grundlinie hat, die Höhe deſſelben als Entfernung des Sternes von unſerer Erde zu finden. Um aber jene Winkel an der Grundlinie zu meſſen, muß man ſich bereits in der dritten Dimenſion befinden, denn der obere Schenkel dieſer Winkel liegt außer der Ebene des Horizontes.

So müßte alſo, wer die Parallaxe eines Gegenſtandes in der vierten Dimenſion berechnen will, ſich bereits in der vierten Dimenſion befinden. Dies iſt aber wenigſtens uns Menſchenkindern unmöglich, und wenn wir uns darin befänden, ſo könnten wir ja auch ohne parallaktiſche Rechnungen manche Größenverhältniſſe darin direct meſſen. Dies hält aber ſelbſt Zöllner für eben ſo unmöglich, als daß wir direct Längenbeſtimmungen am Himmel ausführen können.

Wir nahmen in Vorſtehendem an, daß ein Körper, der in die vierte Dimenſion eintritt, von uns nicht mehr wahrgenommen werden könne. Wir ſind dabei lediglich der Auffaſſung der Anhänger des n dimenſionalen Raumes gefolgt; ſchon ihr Erfinder Riemann behauptet, daß durch Eintreten in die vierte Dimenſion fortwährend Stoff verſchwinden könne. So einfach läßt ſich dies aber nicht zugeben, ebenſo wenig, als daß durch Eintreten eines Geiſtes in unſern dreidimenſionalen Raum deſſen Hände, Füße, ja der ganze Körper ſichtbar werde, wie dies bei den ſpiritiſtiſchen Erſcheinungen geſchehen ſoll. Da der Körper drei Dimenſionen hat, ſo würde durch ſein Eintreten in die vierte Dimenſion nur eine ſeiner Dimenſionen unſichtbar, zwei derſelben blieben in unſerm Raum, und würden in unſerm Falle als leuchtende Fläche geſehen werden. Nun ſehe ich freilich, daß man ſich dieſer Conſequenz dadurch entziehen kann, daß man den Körper in die vierte, fünfte und ſechste Dimenſion eintreten läßt, denn an Dimenſionen hat man ja keinen Mangel, aber die Abenteuerlichkeit dieſer neuen Annahme iſt ſo groß, daß ſie, ſo viel ich weiß, noch Niemand gemacht hat. Zudem leiſtet dieſe Annahme nicht, was ſie leiſten ſoll. Der Körper hat offenbar eben ſo viele Dimenſionen als der Raum; denn der Raum iſt bloß die Möglichkeit, einen Körper in Bezug auf ſeine Ausdehnung aufzunehmen. Wenn wir alſo wegen der Beſchränktheit unſerer Anſchauung uns ſeine vierte Dimenſion nicht vorſtellen können, ſo iſt dieſelbe doch vorhanden, desgleichen die fünfte, ſechste u. ſ. w. Es iſt alſo bereits die vierte Dimenſion des Raumes von der vierten des Körpers, die fünfte von der fünften u. ſ. w. eingenommen, und kein

Körper kann also unsere drei Dimensionen verlassen und dadurch unsichtbar werden.

Dies trifft insbesondere Zöllner, der unsere dreidimensionalen Körper für Projectionen vierdimensionaler Objecte ausgibt; er vermehrt also mit den Dimensionen des Raumes auch die der Körper. Anderseits kann durch Projiciren kein Körper zum Verschwinden gebracht, sondern nur um eine Dimension vermindert werden; man kann die Linie so projiciren, daß sie als Punkt, die Fläche, daß sie als Linie, den Körper, daß er als Fläche erscheint, aber vollständig verschwinden können sie durch die Projection nicht.

Diesen speciellen Unzulänglichkeiten der vierten Dimension in Bezug auf die Erklärung der einzelnen spiritistischen Erscheinungen müssen wir noch eine allgemeine hinzufügen, welche sich bei allen insgesammt geltend macht. Dieselbe gibt nämlich nicht die mindeste Rechenschaft für die Nothwendigkeit von Medien, um die Erscheinungen herbeizuführen. Es wurde schon bemerkt, daß, wenn die vierte Dimension die Erscheinungen erklären könnte, so müßten dieselben eben so nothwendig und allgemein auftreten, als die vierte Dimension ein nothwendiges und allgemeines Element des Raumes ist; hier müssen wir noch hinzufügen, daß insbesondere dann die Mitwirkung von Medien ganz und gar überflüssig erscheint. Denn kein Mensch, mag er auch ein medium of strongest power sein, vermag einen Körper in die vierte Dimension zu versetzen, oder aus derselben zu entfernen, demselben eine Dimension zu geben oder zu nehmen, weil die Dimensionen des Raumes metaphysisch nothwendige Beziehungen sind, welche nicht Gegenstand von Thätigkeiten, wenigstens nicht von geschöpflicher Thätigkeit sein können. Kein Geschöpf vermag zu bewirken, daß ein Körper nur zwei oder eine Dimension des Raumes einnehme, und selbst Gott kann nicht machen, daß der Körper nur zwei oder eine Dimension habe. Also kann auch aus gleichem oder noch dringlicherm Grunde kein Medium machen, daß ein dreidimensionaler Körper in die vierte Dimension eintrete, noch weniger, daß er eine neue Dimension erhalte.

Bloß in Bezug auf das Hellsehen könnte man neben der vierten Dimension den Medien eine Thätigkeit zuschreiben, insofern ihre Anschauung so eigenartig und so vervollkommnet sein könnte, daß sie in der vierten Dimension sehen, was gewöhnlichen Menschen verborgen ist. Aber es ist schwer begreiflich, wie ungebildete Menschen Vorstellungen haben können, zu welchen sich die schärfsten Denker, die abstractesten Mathematiker und Philosophen, selbst solche, die alle wissenschaftlichen Mittel anwenden, um jenen Vorstellungen Eingang zu verschaffen, nicht zu erschwingen vermögen.

2. Die Raum-Hypothese ist überflüssig.

Schließt nach dem Gesagten die Annahme der vierten Dimension die Mitwirkung von Medien und andern natürlichen Ursachen aus, so macht auch umgekehrt das Eingreifen höherer intelligenter Wesen die vierte Dimension überflüssig, und damit sind wir an dem zweiten Theile unserer Ausführungen gegen Zöllner angekommen. Derselbe bezeichnet wiederholt und nachdrücklichst die spiritistischen Erscheinungen als das Werk von Geistern, sei es von Verstorbenen, sei es von einer ganz andern Species als die Menschenseelen. Letztere scheint er im Auge zu haben, wenn er jene Geister „vierdimensionale Wesen von sehr hoher Intelligenz" nennt, indem er von der verkehrten Ansicht ausgeht, daß, je höher ein Wesen in der Stufenreihe der Weltwesen und insbesondere der Geister steht, dasselbe um so mehr Raumdimensionen einnehme und selbst besitze. Gerade umgekehrt muß festgehalten werden, daß die Vollkommenheit der immateriellen Substanzen ihrer Erhabenheit über die Eigenthümlichkeiten und die Beschränktheit des Stofflichen entspricht, und daß der reine Geist um so höher steht, je weniger er den Schranken des materiellen und räumlichen Seins unterworfen ist. Und gerade seiner Erhabenheit über den Stoff und die räumlichen Verhältnisse verdankt er, gemäß den Anschauungen der kirchlichen Wissenschaft, seine das menschliche Können und Verstehen vielfach weit überragende Fähigkeit, den Stoff und Raum zu beherrschen und so den gewöhnlichen Naturlauf überschreitende Erscheinungen hervorzurufen. Er bedarf nicht so langer Zeit wie ein Körper, um von einer Stelle des Raumes zur andern zu kommen; mit der größten Schnelligkeit, ja im Augenblicke kann er, ohne die dazwischenliegende Strecke in Form eines continuirlichen Fortschreitens zu durchmessen, sich von einem Orte an einen andern begeben. Ohne Zweifel ist er auch im Stande, körperliche Dinge in vielleicht kaum wahrnehmbarer Zeitfrist von dem einen Orte an einen andern zu versetzen. Seine hohe Einsicht gibt ihm die Mittel an die Hand, den Stoff in der kürzesten Zeit auf uns unsichtbare Weise zu bearbeiten, um durch geschickte Combination der in demselben wirksamen oder schlummernden Kräfte mancherlei ungewöhnliche Erscheinungen hervorzurufen. Er kann auch vermittels des Nervensystems auf unsern Sinn derart einwirken, daß wir wahrzunehmen vermeinen, was in Wirklichkeit nicht da ist, und nicht wahrnehmen, was wirklich ist und geschieht.

Man sieht leicht, wie sich bei solchen Eigenschaften und Vorzügen der Geister alle spiritistischen Erscheinungen sehr wohl erklären, so das Erscheinen und Verschwinden von Gegenständen, das Gepolter und Clavier-

spielen, die Bewegung von Stühlen, Tischen u. s. w., das Erkennen der fernsten und verborgensten Ereignisse, selbst der Gedanken und Wünsche der Menschen, wenn auch diese nicht direct von den Geistern angeschaut, so doch aus irgend welchen innern oder äußern Indicien von ihnen erschlossen, vielleicht auch nur errathen werden.

Eine besondere Schwierigkeit dürfte das Eindringen (oder Entweichen) eines Stücks Papier in einen Verschluß bieten, ohne daß dasselbe auch nur die mindeste Biegung oder Faltung zeigte. Es kann also nicht etwa durch die feinen Poren des Holzes hindurchgezwängt sein, was vielleicht einem Geiste nicht durchaus unmöglich wäre, aber doch nicht, ohne das Papier zu knicken, zu brechen u. s. w. Immerhin ließe sich annehmen, daß ein Geist ein geknicktes Papier wieder so glatt „bügeln" könnte, daß ein menschliches Auge nichts von einem Bruche mehr gewahren kann. Vielleicht vermag er auch den Gegenstand, der durch einen andern hindurchdringen soll, in seine kleinsten Theilchen zu zerlegen, in Gasform aufzulösen und so durch die feinen Oeffnungen des Verschlusses, welche auch dem festesten Körper nicht fehlen, hindurchzubringen und sodann wieder zu condensiren und in die frühere Gestalt zurückzubringen. Wenn Geschwindigkeit keine Hexerei ist, so ließe eben die Schnelligkeit der geistigen Prestigiateure auch die wunderbarsten Phänomene „natürlich" erscheinen. Wenn ein Taschenspieler, der doch mehr oder weniger vor den Augen seiner Zuschauer operiren muß, dessen Werkzeuge und Manipulationen im Vergleich zu den geistigen als außerordentlich grob und plump bezeichnet werden müssen, der nur wenig die Naturkräfte kennt und sie noch weniger in Anwendung bringen kann, der nur sehr beschränkte Mitarbeiter anwenden darf, so erstaunliche Dinge leisten kann, daß man trotz der schärfsten Beobachtung den Kunstgriff nicht entdecken kann, was können wir von einem geistigen Prestigiator erwarten, der sich vollständig den Blicken der Zuschauer entzieht, dem eine ganze Legion von unsichtbaren Helfershelfern zu Gebote steht, dem alle Naturkräfte und ihre Anwendung klar vor Augen liegen, von dessen Werkzeugen, Bewegungen und Manipulationen wir gar keine Vorstellung haben?

3. Die Raum-Hypothese ist absurd.

Es wäre nun noch der dritte Theil unserer Behauptung darzuthun, daß die vierte Raumdimension, welche die spiritistischen Erscheinungen erklären soll, eine Unmöglichkeit in sich schließt.

Vor allem hat der erweiterte Raumbegriff nicht mehr Berechtigung, als alle andern Combinationen von Begriffen, welche allgemein für abenteuerliche Dichtungen gehalten werden, und welche darum die Schüler Riemann's mit Entrüstung als Consequenzen seines Systems zurückweisen.

So ist gar nicht einzusehen, warum, wenn man dem Raume außer den drei verstellbaren und von den existirenden Körpern allein mit Fundament abstrahirten Dimensionen noch eine vierte, fünfte u. s. w. beilegen darf, man nicht mit demselben Rechte der Zeit außer der einen uns bekannten Dimension noch eine zweite, dritte u. s. w. hinzufügen, warum man nicht unserm Bewußtsein n Dimensionen beilegen könne, von welchem unser empirisch gegebenes nur ein partialer Ausschnitt ist. Wenn schon überhaupt zwischen Raum und Zeit die größte Analogie besteht, derart, daß sie in allem übereinstimmen, was nicht auf das Nebeneinander und Nacheinander Bezug hat, so müssen sie insbesondere in Bezug auf die Erweiterung der Dimensionen gleich erachtet werden. Denn die Zeit ist die Möglichkeit aufeinander folgender Dinge, der Raum die Möglichkeit von nebeneinander befindlicher Dinge. Beide Begriffe sind also von den gegebenen Dingen abstrahirt, von denen die aufeinander folgenden nur eine Dimension darbieten, die nebeneinander befindlichen aber drei; was also darüber hinaus hinzugefügt wird, hat seine Berechtigung nicht mehr im Gegebenen, sondern in Combinationen des Geistes. Diese verallgemeinernden Combinationen aber, wenn sie nun ein Mal sein sollen, könnte man noch eher auf den Zeitbegriff als auf den Raum ausdehnen, da die Zeit, welche Geistiges und Körperliches umfaßt, ein allgemeinerer Begriff ist als der Raum, der zunächst nur vom Körperlichen abstrahirt werden kann; jedenfalls ist der Zeit nicht abzusprechen, was man dem Raum so freigebig gibt.

Aber, wird man sagen, was soll man sich außer dem Vorwärts und Rückwärts, dem Früher und Später noch für eine Dimension denken? Eine weitere Zeitdimension wird von der Natur der Sache ausgeschlossen.

Offenbar kann ich mit demselben Rechte fragen: Was kann man sich außer dem Uebereinander (Höhe), Nebeneinander (Länge) und Hintereinander (Dicke) noch denken?

Aber die analytische (berechnende) Behandlung des Raumes (analytische Geometrie) zwingt, über die drei Dimensionen hinauszugehen. Wenn a eine Linie bedeutet, so ist a^2 die quadratische Fläche, a^3 der cubische Raum; nun gibt es aber auch Ausdrücke, in welchen a^4 oder ein Product aus vier Linien (abcd), a^5 oder abcde u. s. w. vorkommt, ihnen muß also ein Gebilde von vier, fünf Dimensionen entsprechen.

Darauf ist zu erwidern: Geht man von dem uns allein bekannten dreidimensionalen Raum aus und unterwirft seine Größenverhältnisse analytischen (Rechen-) Operationen, so kommt man nie zu Ausdrücken von mehr als drei Factoren; man kann sogar an der Zahl der Factoren manchmal erkennen, ob man richtig gerechnet hat. Geht man aber in dem analytischen Verfahren von dem Anschauungsraume ab, so bekommt man allerdings Ausdrücke, die sich anschaulich nicht mehr construiren

lassen; nur wer von vornherein annimmt, es müsse jeder analytische Ausdruck eine räumliche Bedeutung haben, kann daraus folgern, der Raum müsse beliebig viele Dimensionen haben. Doch geben wir ein Mal diese ganz und gar unberechtigte Forderung zu, so muß die Zeit in gleicher Weise sie für sich in Anspruch nehmen; denn es gibt auch analytische Ausdrücke von mehr als ein oder zwei Factoren, die sich auf zeitliche Größenverhältnisse beziehen; darum müßte auch die Zeit mehr als eine Dimension haben.

Das Unberechtigte des erweiterten Raumbegriffes ergibt sich aus dem Gesagten auch ohne Analogie mit dem Zeitbegriff, auf welchen ich überhaupt das Gewicht der Beweisführung nicht stützen möchte, weil es mir gar nicht unwahrscheinlich scheint, daß über kurz oder lang Jemand auch den Einfall, daß die Zeit n Dimensionen habe, mit mathematischen Hülfsmitteln zu begründen unternehmen werde.

Daß man auch ein allgemeineres Bewußtsein von n Dimensionen annehmen müsse, ergibt sich mit Nothwendigkeit aus dem n dimensionalen Raume. Denn wenn derselbe etwas Reales und kein bloßes Gedankending sein soll, so muß er auch von irgend einem Geiste anschaulich vorgestellt werden können; wie also unser Bewußtsein wegen seiner Einschränkung auf die Vorstellung von drei Dimensionen nur dreidimensional ist, so muß jenes höhere Bewußtsein n dimensional und das unserige nur ein specieller Fall desselben sein.

Die hauptsächlichste Stütze für den verallgemeinerten Raumbegriff soll aber darin liegen, daß es gelungen ist, über die Geometrie Euklid's dadurch hinauszugehen, daß man eine sphärische und pseudosphärische Geometrie construirt, und damit die Möglichkeit eines sphärischen und pseudo-sphärischen Raumes dargethan hat, von welchem unser ebener mit der constanten Krümmung 0 nur ein besonderer Fall ist. Die neue Theorie legt auf diesen Theil des neuen Raumbegriffes weit mehr Gewicht, als auf die Zahl der Dimensionen, und die Begründung dieser Seite muß die hauptsächlichste Stütze für das ganze neue System abgeben. Nun ist aber diese Begründung durchaus nichtig, wie wir an einem andern Orte eingehend zeigen, die Krümmung des Raumes selbst aber eine Absurdität. („Die neue Raumtheorie", S. 44 ff.)

Es soll also auch ein gekrümmter Raum möglich sein, der sich zu unserm verhält wie eine Kugelfläche zu einer Ebene, selbst ein negativ gekrümmter, der eine Art convexer Krümmung (pseudo-sphärisch) hat, sogar ein incongruenter Raum, in dem sich die Figuren nicht ohne Biegung verschieben lassen, wie etwa in unserm Raume die Oberfläche des Eies. Nun ist aber der Raum nichts Existirendes, sondern eine

bloß methaphyſiſche Realität, die mögliche Ausdehnung. Er iſt alſo, als was er gedacht werden kann. Es gibt alſo wirklich einen Raum von inconſtanter Krümmung, es gibt auch einen von conſtanter, und in letzterm einen von poſitiver und einen von negativer Krümmung, und ſchließlich einen ohne Krümmung, der eben der unſerige iſt. Dieſe Räume liegen aber nicht auseinander, ſondern ineinander; es gibt ja nur einen idealen Raum, nur eine Möglichkeit der Ausdehnung. Es müßte alſo dieſer eine Raum zugleich congruent und incongruent, zugleich poſitiv und negativ gekrümmt, zugleich eben und uneben ſein. Und zwar müßte dies alles in unſerm Raume verificirt ſein; es müßten z. B. zwei Dreiecke, die an einem Orte congruent ſind, an einem andern ſich nicht decken; bei der Ausmeſſung von Dreiecken müßte die Summe der Winkel häufig mehr oder weniger als zwei Rechte betragen; überhaupt wäre unſere ganze praktiſche Feldmeßkunſt und Aſtronomie unzuverläſſig, da ſie geometriſche und trigonometriſche Sätze, die nur unter Vorausſetzung eines ebenen Raumes Geltung haben, auf den wirklichen Raum übertragen, der möglicherweiſe ſehr gekrümmt iſt. Denn es iſt kindiſch lächerlich, zu behaupten, die Krümmung ſei wohl ſo klein, daß wir noch nicht hinreichend große Dreiecke (ſelbſt in der Aſtronomie nicht) auf den Betrag der Winkelſumme unterſuchen könnten. Denn da eine ſtarke Krümmung des Raumes viel mehr Wahrſcheinlichkeit für ſich hat als eine ſchwache — ſind doch bemerkbar ſtarke Krümmungsgrade in's Unbegrenzte mehr möglich als ſehr kleine —, ſo iſt es ungereimt, gerade eine ſehr kleine Krümmung anzunehmen. Da alſo auch an der Erweiterung des Raumbegriffes die vierte Dimenſion eine ſchwache, d. h. nicht die geringſte Stütze hat, ſo muß dieſelbe als eine reine Dichtung bezeichnet werden.

Doch noch mehr; ſie enthält ſelbſt ganz gleiche Widerſprüche wie die Unebenheit und Incongruenz des Raumes. Es ſoll alſo außer den drei Dimenſionen noch eine vierte, fünfte Dimenſion u. ſ. w. möglich ſein, und zwar iſt von allen dieſen n dimenſionalen Räumen jeder gleich möglich. Wenn aber dieſes, dann hat der Raum, weil er ja nichts Geſchaffenes, ſondern eine rein metaphyſiſche Realität iſt, wirklich drei, vier, fünf u. ſ. w. Dimenſionen. Da es aber nur einen Raum gibt, ſo muß derſelbe unter derſelben Rückſicht, d. h. überall drei und zugleich vier und zugleich fünf Dimenſionen u. ſ. w. haben. Dieſem n fachen Widerſpruch möchte man ſich dadurch zu entziehen ſuchen, daß man dem wirklichen Raume n Dimenſionen beilegt, in welchen dann die drei und vier und fünf u. ſ. w. zugleich vorhanden ſind. Aber es iſt ja ſonnenklar, daß der wirkliche Raum nur drei Dimenſionen hat, und ſelbſt die Gegner geben zu, daß unſer Anſchauungsraum höchſt wahrſcheinlich eben, congruent und alſo auch dreidimenſional ſei. Iſt aber der Raum drei-

dimensional, dann ist eine vierte, fünfte Dimension unmöglich, denn es gibt nur einen Raum.

Umgekehrt wäre ein dreidimensionaler Raum ein Widerspruch, wenn ein vier- und n-dimensionaler möglich ist. Denn dann muß der letztere sein, und wegen der Einheit des Raumes wäre er überall n-dimensional und könnte also nirgends dreidimensional sein. Dies zu behaupten hat aber die ungezügeltste Phantasie nicht gewagt.

Wäre der Raum etwas Existirendes, dann könnten allerdings drei Dimensionen existiren, während vier, fünf u. s. w. möglich wären. Der Schöpfer hätte eben aus der größern Anzahl diese bestimmte Zahl ausgewählt; so aber kann Gott selbst den Raum nicht irgendwo dreidimensional machen, wenn vier Dimensionen möglich wären; dann müßten überall vier Dimensionen sein; die rein methaphysischen Realitäten haben allerdings ihren nothwendigen Grund in Gottes Wesen, sie sind aber von seinem Willen unabhängig.

Ganz gewiß aber kann die Wahrscheinlichkeit von drei Dimensionen mit der Möglichkeit von n Dimensionen nicht bestehen. Denn wenn ein Mal mehr als drei möglich sind, dann sind auch aus ganz gleichem Grunde mehr als vier, fünf, sechs u. s. w. möglich. Und da bei keiner endlichen Zahl stillzustehen irgend welcher Grund vorliegt, so sind unendlich viele für möglich zu erklären. Daß also gerade ein dreidimensionaler existire, dafür ist die Wahrscheinlichkeit $= 1/\infty = 0$; d. h. er existirt ganz gewiß nicht.

Die Unendlichkeit der Anzahl der Dimensionen führt aber noch zu andern Absurditäten. Die ganze analytische Geometrie beruht auf der Annahme, daß ein Punkt im Raume durch seine bekannten Abstände von den drei Axen eines Coordinatensystems vollständig bestimmt sei. Diese Voraussetzung ist aber nicht bloß theoretisch, sondern greift tief in das Leben ein. Alle Bewegungen und Thätigkeiten im Raume haben sie zur Grundlage. Hat aber der Raum vier Dimensionen, so bedarf es vier Axen, hat er unendlich viele, so bedarf es unendlich vieler, um einen Punkt zu bestimmen. Da wir aber solche unendlich viele Bestimmungen nicht ausführen können, so können wir überhaupt keinen Punkt, keine Stelle im Raume anders bestimmen, als durch Hinweisen auf den Ort, oder durch Beziehen auf benachbarte Körper. Damit würde aber unsere ganze Ortsbestimmung unsicher.

Erläutern wir dieses etwas genauer. Hat man ein bloß zweiaxiges Coordinatensystem, d. h. zwei aufeinander senkrechte Linien, die sich in einem festen Punkte schneiden, so ist ein Punkt, der in derselben Ebene wie die beiden Axen liegt, dadurch vollständig bestimmt, daß man angibt, wie weit er von der einen und der andern Linie senkrecht absteht. Nimmt

man aber auf die dritte Dimension Rücksicht, so kann es in ihr unzählig viele Punkte geben, welche alle denselben respectiven Abstand wie jener erste von den zwei Coordinaten haben. Der Punkt erhält erst wieder eine feste Bestimmung, wenn man in der dritten Dimension auch eine senkrechte Axe auf den Durchschnittspunkt der beiden Ebene-Axen errichtet, und nun den Abstand des zu bestimmenden Punktes von ihr mißt. So würden also, wenn wir einen Punkt des vierdimensionalen Raumes bestimmen wollten und nur ein dreiaxiges Coordinatensystem zu Grunde legten, unzählig viele Punkte denselben respectiven Abstand von den drei Axen haben. Da uns aber die Richtung oder Gegend der vierten Dimension vollständig unbekannt ist, so können wir schlechterdings eine vierte senkrechte Axe nicht errichten und also den Punkt nicht fixiren. Diese Schwierigkeit wächst, wenn man dem Raum noch eine fünfte, sechste u. s. w. Dimension beilegt, und wird unendlich groß, wenn man unendlich viele Dimensionen annimmt.

Dieser Unsicherheit in der Ortsbestimmung möchte man wohl dadurch zu entkommen suchen, daß man sagt, unsere Bestimmungen hätten sich bloß auf die drei Dimensionen zu beziehen, in denen wir uns ja einzig befinden und bewegen und von denen wir allein eine anschauliche Vorstellung haben.

Um auf das letztere zuerst zu antworten, so wird durch den Mangel einer Vorstellung von den höhern Dimensionen unsere Orientirung im Raume, der doch thatsächlich die höhern Dimensionen haben soll, eben so wenig ermöglicht, als man Jemanden dadurch Sicherheit der Bewegungen verleiht, daß man ihm die Augen verbindet, oder wenigstens die gefährlichen Stellen, wie Abgründe und Löcher, verdeckt. Solche Abgründe und Lücken und Löcher hätte aber unser Raum wirklich, wenn es mehr als drei oder gar unendlich viele Dimensionen gäbe. Und wir sind nicht etwa fern von jenen gähnenden Schlünden, sondern sie eröffnen sich unmittelbar von den drei Dimensionen aus nach allen Seiten, gerade so, wie Jemand, der in der Ebene gestützt und gefestigt ist, nach unzählig vielen Punkten der dritten Dimension, die sich an die zweite unmittelbar anschließt, Auswege hat.

Mit andern Worten: wir sind nicht abgesperrt von den höhern Dimensionen, sondern befinden uns in ihnen entweder immer nothwendig, oder doch häufig durch Zufall. Ersteres ist der Fall, wenn auch unser Körper n dimensional ist, und das muß consequent jeder Körper sein, da ja der Raum nur die Möglichkeit der Körpers in Bezug auf Ausdehnung ist. Dann bilden aber die Phänomene, welche durch die höhern Dimensionen erklärt werden sollen, das alltägliche Geschehen. Wenn wir aber auch nur dreidimensional sind, so müssen wir doch häufig wegen

der absoluten Beweglichkeit, die dem Körper in und nach allen Raumdimensionen zukommt, in die höhern Dimensionen kommen, gerade so, wie wenn eine Ebene oder gar eine Linie oder gar ein Punkt sich frei nach allen Dimensionen bewegen kann, diese niedern Dimensionen bald in der Länge, bald in der Breite, bald in der Tiefe des Raumes sich befinden werden. Die Linie bleibt bei ihrer Bewegung nicht in der Länge, sie verschiebt sich nicht bloß in sich selbst, sondern kommt bei ihrer freien Beweglichkeit auch in eine Stellung die senkrecht zu ihr und dann in eine Stellung, die in einer neuen Ebene senkrecht auf ihr steht, und außer den senkrechten Stellungen gibt es noch unzählig viele schiefe, und also für die Linie unendlich mehr Lagen in der zweiten und dritten Dimension, als in der ersten (linearen); es ist also ein seltener Zufall, daß sie bei freier Beweglichkeit ein Mal in der ersten Dimension sich findet. Aehnliches gilt von der Ebene, die sich nach der dritten Dimension, und folglich von einem dreidimensionalen Körper, der sich nach der vierten, fünften, ... unendlichsten Dimension bewegen kann. Unser dreidimensionaler Leib und unsere ganze dreidimensionale Welt würde also höchst selten in den drei niedern Dimensionen des Raumes sein, sondern bei der freien Beweglichkeit und den unzählig verschieden gerichteten Anstößen müßten wir stets von einer Dimension in die andere wandern. Es wäre also thatsächlich unmöglich, einen festen Punkt zu bestimmen, am allerwenigsten durch bloß drei Axen. Da aber umgekehrt ganz evident ein Punkt durch drei Axen vollständig bestimmt ist, so gibt es evident nur drei Raumdimensionen.

Man könnte gegen obige Deduction einwenden, daß auch wir in unsern drei Dimensionen nie einen festen Punkt bestimmen können, sondern, weil wir stets im Sonnensystem in Bewegung sind, und selbst dieses sich weiter bewegt, nur einen relativ festen Pol für das Coordinatensystem haben. Wie dies aber dem menschlichen Verkehr und der absoluten Gültigkeit der analytischen Geometrie keinen Eintrag thut, so auch die manchfachen Dimensions-Veränderungen nicht, die wir stets erfahren; unsere Ortsbestimmungen müssen eben stets als relative angesehen werden. — Darauf ist zu erwidern: 1° Wir können eigentlich nicht zugeben, daß wir uns nach verschiedenen Dimensionen hin erst bewegen müssen, sondern wir müssen darauf bestehen, daß wir uns in allen Dimensionen wegen unserer Körperlichkeit stets befinden. Wir können also absolut keinen Punkt durch drei Axen bestimmen, und unsere Geometrie, die dies annimmt, ist nicht etwa, wie man vorgibt, ein Specialfall der absoluten Geometrie, sondern ist, weil auf falsche Voraussetzungen gestützt, falsch. 2° Wenn wir nach und nach in alle Dimensionen gerathen, so können wir nicht bloß keinen relativ festen Pol bestimmen, sondern überhaupt

gar keinen, nicht ein Mal auf einen Augenblick, wie bei der Bewegung in den drei Dimensionen. Denn thatsächlich gibt es von unzählig vielen Punkten höherer Dimension ganz gleiche respective Abstände von den drei Axen; keine derselben ist also durch letztere bestimmt.

So hat sich denn gezeigt, daß die Zöllner'sche Raum-Hypothese eine absurde Dichtung ist, daß sie die spiritistischen Erscheinungen nicht erklären kann und daß sie neben den andern Voraussetzungen vollständig überflüssig ist. Sie hat also alle Eigenschaften, um eine Hypothese als verwerflich erscheinen zu lassen; darum kann es auch nicht fehlen, daß ihr noch ein anderer Mangel, den man als Kriterium unzulässiger Hypothesen häufig postulirt, anklebt, daß nämlich andere Annahmen die Phänomene besser erklären; dieses wird sich später von selbst ergeben, wenn wir unsere eigene Erklärung darlegen werden.

III. Die spiritistischen Erscheinungen können nicht durch Einwirkung von Geistern der Verstorbenen erklärt werden.

Unter den Spiritisten selbst ist die Ansicht am verbreitetsten, daß ihre Experimente unter dem Einfluß von Geistern (daher auch der Name Spiritismus), insbesondere von Geistern der Verstorbenen so wunderbare Erscheinungen zu Tage förderten. Letztere Fassung ist besonders von Wallace ausgebildet worden, einem englischen Naturforscher, der Darwin die Ehre, der erste Erfinder der Descendenztheorie zu sein, streitig macht, weil er gleichzeitig mit ihm eine seiner Lehre über die Entstehung der Organismen und Species ganz ähnliche Theorie ausgedacht und sodann veröffentlicht hat. Seine Geistertheorie ist eigentlich nur eine Weiterbildung des Darwinismus, beziehungsweise eine Uebertragung desselben auf den Menschen im Jenseits. Er meint, die in der Natur überall beobachtete Stetigkeit in der Entwickelung der Weltwesen und dem sprunglosen Zusammenhange aller Verhältnisse im Weltganzen gestatte nicht, ein Abreißen des Zusammenhanges zwischen dem diesseitigen und jenseitigen Leben sowohl in der Entwickelung des Einzelnen wie in der gegenseitigen Einwirkung der Glieder des Geschlechtes anzunehmen. Vielmehr nimmt der Mensch die Beschäftigung, die er im Tode abgebrochen hat, im Jenseits wieder auf. Ein Jeder beginnt dort seine Weiterbildung an dem Punkte, an welchem er am Ende dieses Lebens angelangt war. Es ist also der Bildungsstand der Geister ein sehr verschiedener und unzählige derselben sind roher und ungebildeter als viele civilisirte oder gar hochgebildete Männer in diesem Leben. Daher erklärt sich der nicht selten triviale, phantastische, unwürdige Charakter der Erscheinungen. Wenn man nun weiter erwägt, daß mit den von der Wissenschaft beobachteten Stoffen

und Naturkräften die Möglichkeit anderer Agentien nicht abgeschlossen ist, daß vielmehr außer den bekannten Manifestationen des Aethers in Magnetismus, Elektricität, Licht, Wärme noch ganz andere Gestaltungen und Wirkungsweisen dieses feinen Stoffes denkbar sind, so kann man sich leicht eine Vorstellung machen von den Mitteln, welche den Geistern für die wunderbarsten Phänomene zu Gebote stehen. Mit den Organen ihres ätherischen Leibes können sie vielleicht unmittelbar so tief in die kleinsten Theile der Materie eindringen, als wir mit unsern Mikroskopen, und so weit in die Fernen des Weltalls, als wir mit unsern stärksten Teleskopen.

Eine solche Auffassung vom Jenseits, welche auch von den Medien thatsächlich geoffenbart wird, meint Wallace, entspreche besser unsern modernen naturwissenschaftlichen Anschauungen, als gewisse vulgäre Meinungen vom Himmel, in dem die Geister nur beten, singen und auf goldenen Harfen spielen sollen. —

Sehen wir vor der Hand von der Wahrheit oder Falschheit dieser Theorie ganz und gar ab, so muß schon die Frivolität überraschen, mit welcher die seltsamsten Einfälle einer ausschweifenden Phantasie als naturwissenschaftliche Anschauungen hingestellt und über die heiligsten Ueberzeugungen von Jahrtausenden und der civilisirtesten Völker und gebildetsten Männer gestellt und letztere, sei es aus Unwissenheit, sei es aus Absicht, in einem eben so verkehrten wie ungünstigen Sinne interpretirt werden. Ein jeder Christ weiß, daß das Harfenspiel der Engel und Seligen und ihr Gesang nur im bildlichen Sinne zu verstehen ist, nämlich die Verherrlichung Gottes durch die beseligende Erkenntniß und Liebe und Anbetung des höchsten Gutes bezeichnen soll. Auch beschränkt sich nach der „vulgären" Auffassung die Beschäftigung der Verstorbenen nicht auf jene beseligende Ruhe in Gott; je weiter sich Jemand in dieser Welt (freilich nicht allein durch Naturforschung, sondern) durch geistige und moralische Vervollkommnung entwickelt hat, desto höher ist auch seine Stellung im andern Leben. Neben dieser Vervollkommnung kennt die christliche Anschauung aber auch noch eine Degenerirung, einen Zustand der Bestrafung für die Versäumniß der sittlichen Vervollkommnung und für die positive sittliche Schlechtigkeit, und die Kluft, die hier zwischen das Diesseits und Jenseits gesetzt wird, ist jedenfalls einer vernünftigen Welteinrichtung und den thatsächlichen Verhältnissen angemessener, als der sprunglose Zusammenhang. Denn es kann doch keine gähnendere Kluft geben, als diejenige, welche der Tod in's Leben des Menschen reißt und, da doch eine Weiterbildung in's Unbegrenzte unmöglich ist, so ist zu erwarten (wie dies auch der christliche Glaube lehrt), daß die Zeit der Aussaat sich auf dieses Leben beschränke, und im Jenseits einem Jeden vergolten werde nach seinen Werken.

Die Vernünftigkeit einer solchen Auffassung ergibt sich schon aus ihrer allgemeinen Verbreitung, da sie sich bei allen Völkern, welche überhaupt ein anderes Leben kannten, findet, nur daß einige sie allerdings dadurch trübten, daß sie ihr ähnliche kindische Mythen von den jenseitigen Beschäftigungen beimischten, wie sie Wallace als moderne Wissenschaft vorträgt.

Geklärt wurden diese trüben Anschauungen durch die christliche Offenbarung, deren Lehren nicht bloß den Werth vulgärer Meinungen haben, sondern als unumstößliche Wahrheiten als Maßstab an naturwissenschaftliche Hypothesen angelegt werden müssen. Die christliche Wahrheit ist nicht mehr eine Hypothese, sondern eine durch die vollgültigsten Beweise begründete Thatsache; die ausdrückliche Erklärung Wallace's, mit ihr im Widerspruch zu sein, ist darum die eclatanteste Verurtheilung seines Systems.

Aber auch jede andere Fassung des spiritistischen Einflusses der Verstorbenen auf das gegenwärtige Leben wird von der christlichen Offenbarung als unzulässig erklärt. Dieselbe lehrt uns, daß die Verstorbenen nicht nach Belieben in die Natur und das menschliche Treiben eingreifen können, sondern in vollster Abhängigkeit von dem vergeltenden Herrn der Lebendigen und der Todten sich befinden; nämlich entweder in ihm ihre Seligkeit genießen, oder zu ewiger Qual verurtheilt sind, oder noch einige Zeit die Unvollkommenheiten dieses Lebens abzubüßen haben.

Daß nicht die seligen Geister Urheber der spiritistischen Erscheinungen sein können, ergibt sich ohne große Schwierigkeit aus dem diametralen Gegensatze der zwischen der Wirkungsweise Gottes und göttlicher Diener einerseits und jenen zum Theil sehr läppischen Kunststücken anderseits besteht. Die Seligen befinden sich in dieser Beziehung ganz in derselben Lage wie die Engel; daß diese aber nicht jene Phänomene bewirken, wird bald noch eigens gezeigt werden.

Daß die Seelen der Verdammten oder auch die Seelen im Reinigungsorte hier auf Erden manches wirken könnten, was mit den spiritistischen Phänomenen Aehnlichkeit hat, ist nicht in Abrede zu stellen. Die Verdammten könnten wohl zur Strafe für bestimmte Verbrechen gezwungen sein, an den Orten ihrer Sünde jenen Spuk zu verursachen, von welchem auch vor dem Auftreten des Spiritismus kaum zu leugnende Beispiele erzählt werden. Man kann selbst die Möglichkeit nicht leugnen, daß die Seelen, welche noch abzubüßen haben, ihr Fegfeuer theilweise hier auf Erden zu bestehen hätten, namentlich zur Warnung und Belehrung der Lebenden. Daß nun an den eigentlichen spiritistischen Erscheinungen Seelen der Verworfenen irgendwie betheiligt sein könnten, wollen wir durchaus nicht in Abrede stellen; sie können durch Zulassung

oder Veranstaltung Gottes denselben oder ähnlichen Einfluß auf die Menschen und die Natur üben, wie die bösen Geister, welche wir als die eigentlichen Urheber jener Erscheinungen bezeichnen müssen. Der pönale Charakter des Zustandes der Seelen im Fegfeuer wäre mit dem unwürdigen Charakter der Erscheinungen wohl nicht ganz unvereinbar; es ließe sich denken, daß sie zur Buße jenes Gepolter, Klopfen u. s. w. verursachen müßten. Betrachtet man aber den modernen Spuk in seinem ganzen Umfange, mit den ihn begleitenden Umständen, seinen Zielen und Folgen, so gewinnt man, wie sich alsbald ergeben wird, die volle Ueberzeugung, daß heilige Seelen, welche auf's innigste mit Gott verbunden sind, nicht Urheber desselben sein können; in dieser Beziehung stehen die Seelen im Fegfeuer den fraglichen Phänomenen ganz ebenso gegenüber wie die Engel.

Todten-Erscheinungen müssen im Allgemeinen als außerordentliche Wunder betrachtet werden; denn das sichtbare Eingreifen der jenseitigen Welt in die diesseitige ist dem Gange des Naturlaufes, der durch materielle Ursachen, und dem Gange der Menschengeschichte, welche von den vernünftigen Wesen des Diesseits geleitet wird, zuwider. Lassen sich Selige in sehr seltenen Fällen auf kurze Zeit bei ihren Verehrern sehen, so ist das ebenso ein durch Gott gewirktes Wunder, als wenn er auf Anrufung durch dieselben Kranke heilt, Nahrungsmittel schafft u. dergl. Aehnliches gilt vom Erscheinen jener Seelen, die noch nicht zur Anschauung Gottes gelangt sind; als ein sehr seltenes Wunder muß es betrachtet werden, wenn Gott sie zur Belehrung, Warnung der Lebenden oder aus andern Gründen auf diese Welt schickt; denn dies ist jedenfalls gegen die gewöhnliche Ordnung der Dinge und kann nur durch positiven Willen Gottes effectuirt werden. Nicht anders verhält es sich mit den abgestorbenen Bösen, die gleichfalls nur in wunderbarer Weise aus weisen Absichten von Gott in das Diesseits gesandt werden. Hier wäre es nun allerdings denkbar, daß böse Geister mit bloßer Zulassung Gottes die ihnen übergebenen Verworfenen in das Diesseits führten, und durch magische Veranstaltungen solche Erscheinungen mit einer gewissen Gesetzmäßigkeit herbeigeführt werden könnten. Dies ist also eine Möglichkeit von Todtenerscheinungen, die nicht als seltene von Gott gewirkte Wunder, sondern, in dem angedeuteten Sinne, als mit einer gewissen Regelmäßigkeit auftretende Phänomene bezeichnet werden müssen; und unter sie ließen sich die Erscheinungen und Manifestationen der Todten in den spiritistischen Sitzungen subsumiren. Denn die professionsmäßigen Veranstaltungen sind nur eine andere Form der alten magischen Todtenbeschwörungen, und die Erscheinungen erfolgen hier mit derselben Regelmäßigkeit wie bei den heidnischen Todten-Citationen. Aber selbst in diesem Falle

ist es mehr als zweifelhaft, ob die Todten selbst kommen oder ob nicht vielmehr die Dämonen ihre Gestalt annehmen und simuliren; denn wie der h. Thomas zu der Todtenbeschwörung Simon des Magiers bemerkt, ist es ein alter Kunstgriff des Teufels, die Person von Todten nachzuäffen, um sich selbst zu verdecken. Wollen aber die Spiritisten gern solche verworfene Todten zu Gesellschaftern und Lehrmeistern haben, so haben wir nicht viel dagegen einzuwenden.

Die Merkmale, welche die Identität der Erscheinungen mit Verstorbenen beweisen sollen, sind durchaus trügerisch, zum Theil kindisch albern. Wenn der „Geist" Dinge mittheilt, die nur dem Verstorbenen bekannt sein konnten, und die vielleicht der Lebende, dem sie mitgetheilt werden, wieder vergessen hat, so braucht dies nicht nothwendig der Geist des Verstorbenen zu sein; es gibt Geister, deren Erkenntniß die der Menschen unermeßlich übertrifft, und welche jene Geheimnisse recht wohl in Erfahrung bringen konnten. Die Handschrift, das Angesicht, die Farbe der Haare, die Gestalt der Hände und Füße können jene mächtigen und intelligenten Geister sehr genau nachmachen, und es beweisen also Abdrücke von Händen und Füßen, Handschrift, Ausdrucksweise sehr wenig für die Gegenwart eines Verstorbenen. Alle diese Merkmale müssen sogar nachgeäfft sein, da die Seelen der Verstorbenen weder schreiben noch sprechen können, weder Hände noch Füße haben. Selbst wenn man die absurde Reincarnationstheorie zugeben wollte, so hat doch die Seele im Jenseits gewiß nicht genau denselben Leib, wie der im Grabe ruhende, jedenfalls nicht mit jenen charakteristischen Mängeln, welche besonders die Identität constatiren sollen. Jene besondern Kennzeichen waren ja häufig die Folge von zufälligen äußern Einflüssen, z. B. Verwundungen, Erkrankungen u. s. w. Soll denn die Seele wirklich sich wieder einen Leib verschaffen können, der dem ersten ganz gleich ist? Wie soll sie dazu im Stande sein, da sie ja auch jenen nicht sich selbst gegeben? Hier hilft selbst der erdichtete und absurde Aetherleib, das Perisprit, die Vollgebärde nicht aus. Denn wenn auch wirklich die Seele von einer solchen zwischen Materie und Geist in der Mitte stehenden unablegbaren Hülle umgeben wäre, so ist dieselbe doch nicht von derselben Gestalt wie der äußere Leib. Jene ist der adäquate sichtbare Ausdruck der Seele, der äußere Leib aber ist zwar in seiner Bildung auch von der plastischen Kraft der Seele abhängig, jedoch wird diese Kraft wesentlich durch den nicht von der Seele gesetzten, sondern in der Zeugung gegebenen und weiterhin von vielen äußern Einflüssen abhängigen Stoff modificirt; einem erfrorenen oder lahmen Gliede des äußern Leibes entspricht sicher nicht ein ähnlicher Mangel im Aetherleib.

Noch weniger beweisen die Nachahmung der Gewohnheiten von Verstorbenen, insbesondere Trivialitäten und Neckereien bei den Erscheinungen, für die Gegenwart von Geistern von Verstorbenen. Die Ansicht, daß die hinübergegangenen Seelen ihre trivialen Gewohnheiten auch im Jenseits fortsetzen, sollte man doch den Irokesen und Belep-Insulanern überlassen und sie nicht unter gebildeten Völkern als eine das Christenthum überbietende Errungenschaft der Naturwissenschaften hinstellen, wie dies z. B. Wallace thut. Dahingegen erklärt sich auf das allereinfachste der triviale Charakter, die täuschende Nachahmung der Verstorbenen durch die Annahme böser Geister, die Scharfsinn und Kraft genug haben, um in der angegebenen Weise Thoren zu betrügen. Durch die Einwirkung auf die Sinne und die Phantasie können sie die verschiedensten Bilder hervorrufen, sie können auch objective Gebilde den Menschen vor Augen stellen, sie können selbst Leiber annehmen, die, wenn auch nicht wirklich belebt, so doch äußerlich den menschlichen ganz ähnlich sind. Statt einer weitern Ausführung dieses Gegenstandes können wir auf unsere desfallsigen Auseinandersetzungen im Commentare zum Buche Tobias verweisen.

IV. Der Spiritismus ist nicht das Werk guter Geister.

Der berühmte Hallenser Philosoph Ulrici sieht im Spiritismus ein providentielles Mittel, um dem immer mehr um sich greifenden Materialismus Einhalt zu thun. In vergangenen Zeiten sei die Cultur aus den gewaltigen Katastrophen beim Untergange gebildeter Völker dadurch herübergerettet worden, daß immer ein neues lebenskräftiges Volk auf den Schauplatz trat, um das abgestorbene in dem Weiterspinnen des Fadens der Bildung und Gesittung abzulösen. So hätten die Griechen und Römer die Rolle der großen orientalischen Reiche übernommen, und nach deren Hinwelken und schließlichem Untergang seien die Germanen auf den Schauplatz getreten. Da aber hinfüro kein Volk mehr übrig sei, welches die Cultur selbständig weiter führen könne, die moderne gesittete Welt aber immer mehr dem Unglauben verfalle, so müsse die allgemeine Barbarei das schließliche Loos der Menschheit sein, wenn die Vorsehung nicht Hebel ganz neuer Art in Bewegung setze. Diese scheinen nun die spiritistischen Phänomene zu sein, welche der verblendeten Welt handgreiflich die Existenz von unstofflichen Wesen zeigten. Er gibt übrigens zu, daß dies keine wissenschaftliche Erklärung, sondern nur eine Hypothese sei, mehr geeignet, die Männer der Wissenschaft zu einer eingehenden Untersuchung der Natur der Phänomene anzuregen, als dieselben zu erklären.

Wir haben im Vorstehenden uns hinlänglich über die Natur der Erscheinungen orientirt, so daß für uns die Ulricische Hypothese

nur noch den Sinn haben kann: Gott wirkt jene Phänomene durch geistige Wesen zu bestem Zwecke, diese Wesen sind also Diener Gottes, gute Geister. Wir wollen nun nicht in Abrede stellen, daß der Spiritismus auf das handgreiflichste den Materialismus widerlegt, und daß Gott unter andern Mitteln auch noch dieses zum Heile der von ihm abgewendeten Menschheit anwendet; dafür spricht schon der Umstand, daß die entsetzlich starke Verbreitung des Materialismus in unserer Zeit mit der ungeheuern Ausbreitung des Spiritismus zusammentrifft. Aber etwas anderes ist, was Gott positiv entweder durch sich selbst oder seine Diener wirkt, und etwas anderes, was er zuläßt. Auch die Sünde weiß er zum Besten des Menschen oder doch zum Ziele des Weltganzen zu leiten; darum ist er aber nicht im entferntesten Urheber derselben. Daß er aber nicht Urheber des Spiritismus sein kann, weder unmittelbarer noch mittelbarer durch seine Engel, kann der oberflächlichsten Betrachtung nicht entgehen. Darum können auch einzelne gute Wirkungen, welche der Spiritismus im Gefolge gehabt hat, Bekehrungen, heilsame Erschütterungen, Rückkehr zum Glauben u. dgl. nichts für seinen göttlichen Ursprung beweisen. Selbst die guten Ermahnungen, welche die Geister geben, die Aufforderungen, zur Religion zurückzukehren, die Erscheinungen nicht aus Geldsucht hervorzurufen u. s. w., sind recht wohl mit der Annahme eines sehr wenig göttlichen Urhebers vereinbar. Ein verworfener Geist könnte immerhin solche Kunstgriffe einmischen, um seinen wirklichen Charakter zu verbergen, vor dem jeder Mensch zurückschreckt, wenn er nur den Pferdefuß zeigt, geschweige denn, wenn er sich in seiner ganzen Gestalt darstellt.

Vor allem passen die Kunststücke selbst, welche die Spiritisten produciren, sehr schlecht zu dem Ernste und der heiligen Gesinnung himmlischer Geister. Wer kann denn jenes Poltern und Klopfen und Zertrümmern oder Umwerfen oder Erheben und Bewegen von Möbeln, das Spielen von Instrumenten auf einen Boten Gottes zurückführen? Sollten die seligen Geister wirklich nichts Besseres zu thun haben, als auf die Anfragen von müßigen Menschen zu antworten, diese durch allerhand Taschenspielerkünste zu amüsiren? Da könnte man eher an Elfen, Nixen, Heinzelmännchen und andere neckende Geister der mythisirenden Phantasie und des Volks- und Kinderglaubens denken. Ganz gewiß können sich heilige Geister nicht dazu hergeben, Menschen, die von der bestehenden göttlichen Offenbarung und Kirche nichts wissen wollen oder neben ihr besondere Mittheilungen aus einer andern Welt verlangen, ihren Stolz und ihre Neugierde zu befriedigen. Auch widerstreitet es der Natur und dem Charakter dieser Geister, mit Umgehung der natürlichen Ursachen wunderbare Wirkungen, Heilungen u. dgl. ohne besondern höhern Zweck

und gleichsam nach regelrechtem Gesetze Menschen angedeihen zu lassen, die bei dem Streben nach solchen übernatürlichen Bethätigungen vom Standpunkte der christlichen Moral höchstens wegen ihrer Unwissenheit von schwerer Schuld freigesprochen werden können. Wohl kann Gott aus weisen Gründen durch seine Engel wunderbare Heilungen u. dgl. ausführen, aber dieselben können nicht zur alltäglichen Gewohnheit werden, weil sonst die Beständigkeit der Naturordnung auf das empfindlichste verletzt, und in Folge dessen menschliches Leben unmöglich würde.

Am allerwenigsten aber können die Engel abergläubischen Veranstaltungen ihre Mitwirkung angedeihen lassen; wer aber durch Mittel, die zu der zu erreichenden Wirkung in keiner natürlichen Proportion stehen, ungewöhnliche Dinge zu erreichen sucht, und die Geisterwelt, wie es bei den spiritistischen Sitzungen zu geschehen pflegt, durch gewisse Vorrichtungen in das natürliche Leben gleichsam unfehlbar wie nach einem Naturgesetz hereinzuziehen sucht, der macht sich der Sünde des Aberglaubens schuldig. Zur Sünde können aber gute Geister nicht mitwirken.

Wenn Gott und die guten Geister Menschen zu Werkzeugen außergewöhnlicher Wirkungen gebrauchen, so brauchen sich letztere zwar nicht gerade mit absoluter Nothwendigkeit durch ein heiliges Leben auszuzeichnen. Dadurch unterscheiden sich nämlich die gratiae gratis datae, wie Wunder, Offenbarungen, von der gratia gratum faciens, der heiligmachenden Gnade, daß letztere absolut mit der Sünde unverträglich, den Menschen heilig und Gott gefällig macht, dem sie gegeben wird, erstere aber, weil sie mehr zum Wohle der Mitmenschen oder der ganzen Kirche gegeben werden, nicht nothwendig Heiligkeit in dem voraussetzen, dem sie ertheilt werden. Aber wenn es, absolut gesprochen, Wunderthäter und Propheten von schlechtem oder doch gewöhnlichem Lebenswandel geben kann, so können wir doch allgemein die Beobachtung machen, daß regelrecht nur heilige Menschen zu Werkzeugen jener Wunderwerke auserlesen werden, ja man kann sogar mit einiger Sicherheit von der Menge und Größe ihrer Gaben auf die Größe ihrer Heiligkeit schließen. Danach müßte man erwarten, daß die sogen. Medien, die Werkzeuge der spiritistischen Erscheinungen, wenigstens der Regel nach Menschen von hervorragender Sittlichkeit und Heiligkeit seien, wenn sie dieselben in Kraft des Einflusses guter Geister bewirkten. Davon ist aber nicht die Spur zu beobachten. Dieselben sind, um das Wenigste zu sagen, Menschen meist von sehr gewöhnlichem sittlichen Charakter, jedenfalls durch nichts ausgezeichnet, was sie zu bevorzugten Trägern göttlicher Charismen machen könnte. Wir brauchen dabei durchaus nicht uns auf die schweren Anklagen von Betrügerei, Geldgier, Unsittlichkeit, wie sie besonders bei Hellsehern und ihren Magnetiseuren vorkommen sollen, zu stützen; uns reicht

die offen zu Tage liegende Thatsache hin, daß sie ganz gewöhnliche Menschen sind und zudem ein recht zweifelhaftes Handwerk treiben.

Schließlich kann auch der Inhalt der Geister-Mittheilungen uns sichere Winke über den sittlichen Charakter der inspirirenden Geister geben. Zöllner zwar will auf den Inhalt durchaus kein Gewicht gelegt wissen, da sonst über den Sinn derselben eben so viele Streitigkeiten und Religionskriege entstehen würden, wie über den Inhalt anderer religiösen Offenbarungen. Der Hauptgrund für ihn, so wie für den Baron Dirckinck Holmfels, der mit Vernachlässigung der geistigen Manifestationen nur die physischen Phänomene berücksichtigt wissen will, dürfte aber wohl der sein, daß, wie Wundt gegen Ulrici bemerkt, der Inhalt nichtssagend ist, dem höhern oder niedern Blödsinn, namentlich dem letztern, angehört. Zöllner selbst machte sich den Spaß, daß er aus Göthe's Werken eine Zahl von Schimpfereien auf Newton aushob und durch ein Medium den angeblichen Schutzgeist Göthe's fragen ließ, von welchem Geiste wohl diese Mittheilungen gemacht worden seien, worauf derselbe eclatant sich selbst compromittirte, da er erklärte, dieselben könnten nur von einem sehr rohen Geiste sein. Solche Aussprüche mögen nun auch der Schlauheit böser Geister nicht zugeschrieben werden können, jedenfalls können sie nicht von guten Geistern herrühren. Meistens werden wohl dergleichen „Offenbarungen" dem Gehirne des Mediums selbst entsprungen sein; denn sie enthalten kaum je eine sachliche Belehrung, sie erheben sich meist nicht über den Bildungsstand des Mediums; da sie nun doch für Mittheilungen von Geistern ausgegeben werden, so können gute Geister zu einem solchen Wahne nicht mitwirken und ihn bestärken.

Es kommen aber neben jenen indifferenten und bisweilen auch frommen Lehren andere vor, die der Vernunft widersprechen, oder doch offen oder verdeckt dem Christenthum feindselig gegenüber treten.

Es ist allerdings schwer, einen feststehenden Lehrbegriff der spiritistischen Offenbarungen zu geben; die Geister widersprechen sich in der gröbsten Weise; anders sprechen sie in America, anders in Europa, anders durch dieses, anders durch ein anderes Medium. Dazu räumen die Spiritisten ein, daß sich unter die echten Mittheilungen auch Betrügereien einmischen, nicht bloß von Medien, die unbewußt und bewußt die geistigen Einflüsse verunstalten, sondern von bösen Geistern selbst, welche die heiligsten Namen usurpiren, um sich Glauben zu verschaffen. Aber trotz der zahlreichen Widersprüche im Einzelnen, die allerdings schon hinreichend wären, den englischen Ursprung des Spiritismus unmöglich zu machen, stimmen doch alle in dem mehr oder weniger religiösen Anstrich überein, den die Offenbarungen tragen.

Man kann zwei Hauptrichtungen der spiritistischen Religionslehre unterscheiden: eine pantheistische, welche hauptsächlich von dem Americaner David Jackson vertreten wird und in seinem Werke „Principien der Natur", das er im mediumistischen Schlafe dictirte, niedergelegt ist, und eine theistische, welche der Franzose Allan Kardec in seinem „Buch der Medien" darlegt. Daß die pantheistische neue Religion nicht auf gute Geister zurückzuführen ist, bedarf keines Beweises, aber auch das geläuterte Christenthum, welches Kardec proclamirt, und seine treue Anhängerin, die ungarische Baronin Adelma von Vay, namentlich in ihren von Geistern dictirten Commentaren zu den Evangelisten predigt, wirft ein grelles Licht auf die inspirirenden Geister.

Der Spiritismus soll eine neue Religion gründen, deren Grundlage nicht starre Dogmen, sondern allgemeine Menschenliebe ist. Die Kirche hat das reine Urchristenthum entstellt, sie hat den Evangelisten Gedanken untergeschoben, die ihnen nicht in den Sinn gekommen. Dieselben haben nichts von einer Dreiheit in Gott, nichts von der Gottheit des Messias gewußt. Die Erlösung wird Allem zu Theil, auch dem Stoffe, und die Geister müssen alle beseligt werden. Der Mensch steht in einem natürlichen Verkehr mit der Geisterwelt; die Wundergaben sind nicht Eigenthum einer privilegirten Kaste, sondern Gemeingut der Menschheit, ein jeder Mensch trägt den Keim dazu in sich.

Dies ist nun mit aller nur wünschenswerthen Offenheit gesprochen, zeigt aber auch mit unzweideutiger Klarheit, wessen Geistes Kinder solche Apostel und Evangelisten sind.

Auf die Religion, also auf den Umsturz des Christenthums sind eigentlich alle Mittheilungen gerichtet; denn alles andere, was dazwischen vorkommt, hat entweder nur individuelle Bedeutung für die Theilnehmer an den Sitzungen, oder ist ganz und gar bedeutungslos, kleinlich und albern. Man hat darauf hingewiesen, daß die wissenschaftlichen Männer, welche sich viel und lange mit dem Spiritismus befaßten, auch nicht den mindesten Aufschluß über Naturkräfte erhalten haben, sondern durch Anwendung natürlicher Kraftanstrengung ihre Entdeckungen gemacht haben. Dies ist vom Standpunkte der Spiritisten aus, welche die Mittheilungen von wohlwollenden, die Belehrung der Menschheit anstrebenden Geistern ableiten, rein unerklärlich; denn sie können sich nicht etwa auf eine Anordnung der göttlichen Vorsehung berufen, die nicht zulasse, dem Gange der geistigen Entwickelung der Menschheit vorzugreifen. Die Geister handeln nach ihnen auf eigene Faust, sie stehen in natürlichem Verkehr mit der Menschheit, ihre Mittheilungen wären also auch in wissenschaftlichen Fragen ganz naturgemäß. Ja, die Geister geben sogar vor, auch in wissenschaftlichen Fragen Aufschluß geben zu wollen. So gehen sie

bei Zöllner darauf aus, ihm seine Lehre von den vier Dimensionen des Raumes zu beweisen, und Zöllner selbst rühmt die didaktische Weisheit und das Wohlwollen, mit welchem seine Lehrmeister ihn Schritt für Schritt weiter führen. Da aber diese Raum-Hypothese durchaus absurd ist, so haben sie damit wenig Aufschlüsse über das Wesen der Dinge geliefert, und ihre Darstellung der vier Dimensionen durch vier Kreise in der Ebene eines Papierstreifens muß als eine kindische Albernheit bezeichnet werden; wenn Kinder, um einen Menschen zu zeichnen, einem Kreis zwei gerade Linien als Beine und einen kleinern Kreis darüber als Kopf hinzufügen, so ist das eine zutreffendere Darstellung, als jenes Bild von den vier Dimensionen. Was also diese weisen und wohlwollenden Lehrmeister ihren Adepten weiß machen, ist Betrug, der sich noch unmittelbarer darin zeigt, daß sie das spiritistische Treiben, das so alt ist wie die Menschheit, als etwas ganz Neues hinstellen; daß sie erklären, sie würden müde, sie wollten versuchen, ob sie die geforderten Leistungen zu Stande bringen könnten, u. s. w.

Um der Beweiskraft des Argumentes, welches wir aus dem Inhalte der Offenbarungen genommen haben, zu entgehen, versuchen, wie bemerkt, manche Spiritisten, die Phänomene von den Mittheilungen vollständig zu trennen; jenen einen providentiellen Zweck, die Widerlegung des Materialismus zuzuschreiben, diese aber als durchaus indifferent zu bezeichnen. Andere leiten die unchristlichen oder trügerischen Offenbarungen entweder von Entstellung durch die Medien oder von bösen Geistern ab, welche sich in den Verkehr der guten Geister mit den Menschen hinterlistig eindrängen. Wie können denn auch andere als gute Geister Religion, Sittlichkeit und Tugend empfehlen, wie dies so häufig bei den spiritistischen Mittheilungen der Fall ist? Kann denn, fragt Kardec, der böse Geist sein eigenes Werk zerstören? Wenn die sich widersprechenden Mittheilungen nicht auf gute Geister zurückgeführt werden können, so ist auch der böse Geist schlau genug, um sich nicht mit sich selbst bei verschiedenen Medien in Widerspruch zu setzen. — Betrachten wir das Einzelne etwas genauer.

Eine Scheidung zwischen physikalischen und intellectuellen Phänomenen vorzunehmen, ist durchaus unzulässig. Wie die ersteren, so können nach vorstehenden Erörterungen auch die letztern nur von geistigen Ursachen herrühren. Ja, die intellectuellen Mittheilungen weisen in ihren höhern Stufen: Hellsehen, Gedankenlesen, Enthüllung von Geheimnissen, noch deutlicher auf Geister hin, als das Klopfen und Musiciren u. s. w. Darum ist es auch durchaus unmöglich, alle Mittheilungen von schlimmem Charakter auf Schuld der Medien zu schreiben: die Medien sind häufig

ganz unbekannt mit dem Inhalte der Mittheilungen und können menschlicher Weise nichts davon wissen.

Sodann sind alle Erscheinungen solidarisch mit einander verbunden und gerade ganz besonders durch die Einheit des Mediums, welches zu der Erzeugung intellectueller und physischer Erscheinungen gleich unfähig ist.

Daraus folgt wiederum, daß keine Scheidung zwischen guten und bösen Geistern bei den spiritistischen Erscheinungen zulässig ist. Die Erscheinungen und Mittheilungen sind alle zu einem einheitlichen Ganzen verbunden. Es steht aber auch durchaus hier kein Kriterium zu Gebote, die guten und bösen Geister zu unterscheiden: Ein guter Geist kann allerdings nichts Frivoles, Unwahres mittheilen, wohl aber kann der böse Geist einzelnes Wahre und Gute einmischen, und muß dies thun, um nicht sogleich geflohen zu werden. Da nun die Tendenz der Mittheilungen im Großen und Ganzen gegen die Religion oder doch gegen Christenthum und Kirche gerichtet ist, so sind für die scheinbar guten Mittheilungen nicht gute Geister, sondern jene Geister anzunehmen, welche als die Urheber des Spiritismus in seiner Gesammtheit anerkannt werden müssen. Muß aber der Dämon manches Gute einmischen, so kann es nicht befremden, daß er bei Verschiedenen Verschiedenes aussagt; er lehnt sich eben an die Dispositionen des Menschen an; den Pantheisten belehrt er pantheistisch, den Theisten theistisch. Seinen Zweck erreicht er damit doch; er zieht die Menschen von denjenigen Offenbarungen und Veranstaltungen ab, außer denen es kein Heil gibt. Und wenn vielleicht Manche durch den Spiritismus bekehrt worden sind und auf positive Aufforderung der Geister hin die religiösen Uebungen der Kirche wieder aufnahmen, so würde der Böse durch die große Menge derjenigen, welche durch solche Heuchelei bethört werden und vom Christenthum sich lossagen, hinreichend entschädigt werden. Im Uebrigen ist es auch sehr schwer, a priori zu entscheiden, wie weit die Schlauheit des Teufels geht; durch Gottes- und Menschenhaß ist er so verblendet, daß sein von Natur aus so hoher Verstand möglicher Weise auch manchmal von der Leidenschaft zu einer Dummheit verlockt werden kann. Jedenfalls ist Widerspruch unter guten Geistern absolut unmöglich, bei bösen läßt sich diese Unmöglichkeit nicht nachweisen.

Schließlich haben wir den Einfluß der bösen Geister nicht allein aus dem Inhalte der Offenbarungen, sondern aus der Beschaffenheit der spiritistischen Phänomene und besonders aus den Veranstaltungen, welche von den Menschen gemacht werden, um jene übernatürlichen Erscheinungen herbeizuführen, abgeleitet. Zu abergläubischen, ja magischen Veranstaltungen können gute Geister nicht mitwirken.

Man könnte dagegen noch einwenden, daß die Spiritisten gegen Einmischung von Dämonen in ihren Sitzungen protestiren und Gebete und religiöse Gesänge vorausschicken, wodurch sie von Gott das Gelingen der Veranstaltungen erflehen.

Aber wenn man Mittel anwendet, um übernatürliche Wirkungen herbeizuführen, welche in gar keiner Proportion zu jenen stehen, so nützt alles Protestiren und Beten nichts: Thatsächlich treibt man Aberglauben, mag man wollen oder nicht.

V. Der Spiritismus ist das Werk böser Geister.

Dieser Satz ist die nothwendige und unmittelbare Folgerung aus dem Vorhergehenden. Wenn die Erscheinungen, wie sie berichtet werden, auf Wahrheit beruhen und weder durch Naturkräfte noch durch menschliche Einflüsse, sondern nur durch geistige Mächte adäquat erklärt werden, aber diese geistigen Mächte keine guten Geister sein können, sittlich indifferente Geister wie Elfen und Heinzelmännchen u. dgl. Dichtungen sind, so können nur sittlich schlechte Geister dabei im Spiele sein.

Diese Deduction ist so zwingend und einleuchtend, daß, wenn wir auch von anderer Seite gar nichts über die Existenz von bösen geistigen Mächten wüßten, wir durch die zu erklärenden Thatsachen zu ihrer Annahme uns genöthigt sähen. Nun lehrt uns aber der untrügliche christliche Glaube, der hierin von den Ueberlieferungen aller Völker bestätigt wird, daß es von Gott abgefallene Geister gibt, die sich mit Gottes Zulassung in die menschlichen Verhältnisse einmischen, die Naturkräfte zu ihren verkehrten Zwecken, nämlich zur Schädigung der Menschen an Leib und Seele verwenden. Wer also nicht aus stolzer und blinder Voreingenommenheit seine eigenen Einfälle über die Offenbarung, welche durch die klarsten Zeugnisse als göttlich erwiesen ist, stellen will, der kann nicht die fraglichen Erscheinungen allerhand erdichteten Ursachen mit Uebergehung jener realen zuschreiben.

Dazu kommt, daß dieses dämonische Treiben eine der bekanntesten Thatsachen der Religions- und Weltgeschichte ist. Man muß sich wundern, mit welcher Naivetät dieser moderne Spuk als eine nie dagewesene Errungenschaft des neunzehnten Jahrhunderts angepriesen wird, während doch der Teufel unter den manchfachsten Formen zu allen Zeiten und bei allen Völkern sich in die Geschicke des Menschen und der Menschheit eingemischt hat. Man braucht nur einen Blick auf die „dämonische Mystik“ von Görres zu werfen und eines Schauders kann man sich nicht erwehren, wenn man das unheimliche Treiben der Hölle in der Besessenheit mit ihren zahlreichen Abstufungen, in der Zauberei und Hexerei,

in Teufelsbündnissen, in Orakeln und Weissagungen, in Geister-Spuk u. s. w. beobachtet. Wir geben gern zu, daß gar manche Teufelsgeschichten erdichtet sind oder einer aufgeregten Phantasie ihren Ursprung verdanken, wollen auch nicht leugnen, daß der sichtbare Verkehr der Menschen mit dem Satan wie bei den sog. Hexen-Sabbathen und Versprechungen der eigenen Seele oft, ja, wenn man aus den noch nachträglich analysirten Fällen einen allgemeinen Schluß ziehen darf, immer ein bloß eingebildeter war. So steht auch jetzt durch die physiologische Wissenschaft fest, daß gar manche körperliche Zufälle, wie Veitstanz u. s. w., welche eine frühere Zeit teuflischer Besessenheit zuschrieb, als natürliche Krankheiten des Nervensystems anzusehen sind; aber daneben gibt es eine solche Menge der bestbezeugten Thatsachen, die nur durch dämonische Einflüsse sich erklären lassen, daß auch in den Fällen, in welchen dieselben nicht so evident dargethan werden können, der Volksglaube, der sie dem Teufel zuschreibt, nicht so sehr vom Ziele abirren dürfte.

Man läuft in diesen Dingen Gefahr, sich durch Vermengung zweier Fragen das klare Urtheil beirren zu lassen. Die eine ist die allgemein theoretische: Hat der Teufel in menschlichen Angelegenheiten seine Hand im Spiel? Die andere ist speciell und praktisch: Ist bei dieser gegebenen Erscheinung der Teufel betheiligt? Erstere ist nach dem Glauben, der Geschichte und dem unleugbaren Charakter mancher Erscheinungen unbedingt mit Ja zu beantworten; zur Beantwortung der zweiten sind häufig sehr eingehende Untersuchungen nöthig, und selbst diese führen oft zu keinem Ziele. Nach der verschiedenen Anlage der Menschen, nach verschiedener Zeitmeinung, die bald mehr mystisch, bald mehr rationell ist, wird die Frage bald mit Ja bald mit Nein beantwortet werden.

Viele der spiritistischen Phänomene zeigen einen zweifelhaften Charakter; sie könnten wohl natürlich erklärt werden. Es ist aber eine allgemein angenommene Regel, daß man die zweifelhaften Fälle nach den sichern entscheidet. Da nun in einzelnen Fällen der teuflische Einfluß ganz evident ist, so müssen auch die ähnlichen zweifelhaften darnach beurtheilt werden. Sie finden ihre Erklärung durch die evident dämonischen, mit welchen sie ein Ganzes ausmachen. Man kann hierbei nicht den von den Ungläubigen beliebten entgegengesetzten Weg einschlagen und sagen: Jene zweifelhaften Erscheinungen schließen sich in unmerklichen Uebergängen an evident natürliche Phänomene an; also sind sie vielmehr nach diesen zu beurtheilen und nicht durch übernatürlichen Einfluß zu erklären. Dieser Schluß ist darum unzulässig, weil wir niemals so bestimmt sagen können, daß eine Erscheinung rein natürlich sei, als wir bestimmen können, daß sie von keiner Naturkraft geleistet werden kann. Denn es ist ja möglich, daß auch bei scheinbar natürlichen Ereignissen

der unsichtbare Einfluß sich geltend macht, und bei der verschmitzten Schlauheit des Teufels ist es zu erwarten, daß er sich hinter den Gang der natürlichen Verhältnisse versteckte und sie nur in uns unbekannter Weise beeinflusse.

Dieses Verstecken des Teufels erklärt auch einen Umstand bei den spiritistischen Phänomenen, der den Vertheidigern ihres übersinnlichen Ursprungs nicht geringe Schwierigkeit bereitet. Es muß nämlich befremden, wie der reine Geist, dem die ganze Natur bekannt und dienstbar ist, seine Wirkungen an Menschen, die sog. Medien, binden kann. Er thut dies offenbar, die Unbefangenen weiß zu machen, jene Erscheinungen gingen von jenen Menschen aus. Wie richtig er dabei rechnet, zeigt die Thatsache, daß man fast allgemein dieses glaubt, obgleich die Sache selbst lauten Widerspruch dagegen erhebt. Mir scheint diese List des Teufels für manche Fälle ganz allein befriedigend die solidarische Verbindung des Spiritismus und der Medien zu erklären, und also unsere Auffassung vom teuflischen Charakter des Spiritismus gerade durch jene in anderer Weise unerklärbare Abhängigkeit eine neue volle Bestätigung zu finden. So wenigstens erklärt sich allein, warum bestimmte Organisation oder Krankheit besonders zur Mediumschaft befähigt, wie letztere ausgebildet werden kann, warum die Medien durch die Erscheinungen erschöpft werden u. s. w. Für alle Fälle freilich reicht diese Absicht des Dämon nicht aus; sucht er ja doch im Großen und Ganzen die Meinung zu erwecken, daß Verstorbene oder gute Geister Ursache der Erscheinungen seien. Hier kann also die Abhängigkeit von den Medien nicht von ihm frei gewollt sein; denn er würde jener Meinung viel eher Eingang verschaffen, wenn er sich ganz unabhängig aufspielte. Es muß also die Abhängigkeit von Medien und überhaupt von äußern Veranstaltungen von einem Höhern festgesetzt sein. Nämlich die Vorsehung läßt die bösen Geister nicht nach Belieben in die menschlichen Verhältnisse eingreifen, sondern meistens können sie nur dann sichtbar in das Diesseits hereintreten, wenn Menschen sie durch abergläubische Gebräuche und Gegenstände ausdrücklich oder implicite herbeirufen, oder doch den Anträgen der Hölle keinen Widerstand entgegen stellen.

Damit soll nun nicht über alle Medien ein sittliches Verwerfungsurtheil ausgesprochen werden. Die Familie Fox z. B., bei deren Töchtern der Spiritismus im Staate New-York seinen Anfang nahm, soll durchaus unbescholten gewesen sein. Aber es war doch Pflicht, als sich in ihrer Gegenwart das erste räthselhafte Poltern vernehmen ließ, sich von dem Treiben abzuwenden; nur Unwissenheit hätte sie möglicher Weise entschuldigen können, aber vorübergehend kann der Versucher auch an nicht

gerade mit verkehrter Absicht unternommene Veranstaltungen anknüpfen, ja ganz unschuldige Wesen in Besitz nehmen.

In so großartigem Maßstabe aber und mit jener Regelmäßigkeit, wie wir es bei den spiritistischen Phänomenen beobachten, kann sich der Dämon sichtbar und hörbar nur unter der Voraussetzung einmischen, daß die Medien oder diejenigen, welche mit ihnen experimentiren, abergläubischer Vorrichtungen sich bedienen, bei deren Anwendung er, wie die hl. Schrift und die Erfahrung lehrt, nach einem allgemeinen Gesetze der Vorsehung auf den Schauplatz des diesseitigen Lebens treten darf.

Gegen unsere ganze vorstehende Erörterung könnte zu Gunsten des Spiritismus die Todtenbeschwörung angeführt werden, welche auf Veranlassung Sauls die Zauberin von Endor mit dem Geiste Samuels vornahm. Hier wurden auch physische Veranstaltungen getroffen, um den Geist zu citiren, und es kommt die Seele eines Heiligen und prophezeit über das Geschick Sauls. Daß man dabei nicht an ein bloßes dämonisches Phantom denken darf, zeigt Ecclesiasticus 46, 20: Samuel dormivit et notum fecit regi finem vitae suae. Den Ausweg, welchen der hl. Thomas (I. q. 89 a. 8 ad 2.) andeutet, daß die Auctorität des Buches nicht feststehe, können wir jetzt nicht mehr ergreifen, sondern müssen das andere Glied seiner Alternative acceptiren, daß Samuel trotz der schlechten Mittel, welche Saul anwandte, durch göttliche Einwirkung erschien. Niemand aber hat das Recht, was Gott in einem einzelnen ganz außerordentlichen Falle der Verkehrtheit der Menschen zum Trotz, und um seinen Diener auch nach dem Tode noch zu verherrlichen, that, für sich als Gesetz in Anspruch zu nehmen. Die Zauberei und Todtenbeschwörung ist in der hl. Schrift laut genug verurtheilt.

Drittes Capitel.

Verhältniß der spiritistischen Phänomene zu den christlichen Wundern.

Da der Spiritismus ausgesprochenermaßen religiöse Tendenzen verfolgt, so muß er nothgedrungen positiv Stellung zum Christenthum nehmen. Die meisten Spiritisten wollen die Christus-Religion entweder einfach beseitigen oder doch verbessern, vergeistigen. Damit haben sie das Urtheil über ihre Lehre selbst ausgesprochen, und wir können uns der Mühe überheben, dieselben einer Kritik zu unterziehen; wer übrigens in apologetischem Interesse eine solche Kritik wünscht, den verweisen wir auf die bezüglichen Schriften von Dippel, Schneid und besonders Wieser. Eine eingehendere Beachtung verdienen diejenigen Spiritisten, welche, wie Zöllner,

den modernen Geisterspuk mit den christlichen Wundern identificiren, um dadurch letztern mehr Glaubwürdigkeit zu verschaffen. Wie gefährlich diese Identificirung ist, zeigt der Umstand, daß sie gerade in christenfeindlichem Sinne mit aller Anstrengung versucht wird. Perty insbesondere hat in seinem Werke über: „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur" das gesammte mystische Gebiet unter einen einheitlichen und zwar natürlichen Gesichtspunkt zu bringen gesucht und dies mit einer so feinen Berechnung, daß er Leser, die nicht an Unterscheiden gewöhnt sind, in ihren heiligsten Ueberzeugungen wankend machen kann. Wir halten es darum für durchaus angezeigt, etwas näher auf seine Gedanken einzugehen, müssen aber dabei etwas über die spiritistischen Erscheinungen hinausgreifen und die angrenzenden Gebiete, welche Perty gerade als Uebergangsstufen zu den Wundern des Christenthums behandelt, berühren.

Perty sagt a. a. O. S. VI: „Zu allen Zeiten hat die Kirche — wenn auch in der besten Intention — das Unmögliche versucht, zwischen den magischen Erscheinungen ihres Glaubenskreises und denen anderer eine scharfe Grenze zu ziehen: in der Bibel soll alles göttlich, später sollen die gleichen Phänomene Teufelswerk, in der neuern Zeit Sinnestäuschung und Nervenkrankheit sein. Die wunderbaren Verrichtungen des Apollonius von Tyana und Simons des Magiers kamen durch dieselben Kräfte der menschlichen Natur zu Stande, wie die der orthodoxen Heiligen; doch wurden die erstern als Teufelswerk erklärt, die Wunderheilungen in den christlichen Kirchen wurden von Gott abgeleitet, die Curen Aeskulap's oder Apollon's in den heidnischen Tempeln von bösen Geistern. Der Protestantismus wollte dann wieder, sich stützend auf den Ausspruch des vierten ökumenischen Concils, zwischen den Wunderwirkungen der Apostel und Kirchenväter und denen der neuern Zeit unterscheiden und letztere für unmöglich und betrügerisch erklären. Das ist die Consequenz aller Orthodoxie, daß sie immer nach ihren beschränkten Kriterien das Gleichartige auseinander reißen muß. Der Abbé Huc scheiterte in seinem Bestreben, in Tibet das Evangelium zu verbreiten, weil ihm die Buddhapriester den Wundern Christi gegenüber, die er als Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion anführte, gleich eben so große Wunder aufzählten. Eine Reihe von Artikeln in der Zeitschrift Civiltà Cattolica von 1852 verfolgte den Zweck, alle Parallelisirung der Wunder Jesu und der Heiligen mit denen des Mesmerismus abzuweisen, welche letztere natürlich, erstere übernatürlich seien; die biblischen würden durch Gott, seine Engel und auch die Dämonen hervorgebracht. Kommen magnetische Ereignisse vor, ganz ähnlich manchen abenteuerlichen Wundern bei Heiligen (wie solche z. B. Bellot in seinen Recherch. psych. II, 6—9 erzählt), so werden die Erzähler als Betrüger oder als Betrogene hingestellt und auch bei der Ekstase oder Prophezeiung wird der Gegensatz zwischen Natürlichem und Uebernatürlichem festgehalten. Treffen einmal die Voraussagungen von Somnambulen ein, so ist dies ein Zufall; wie ganz anders verhalten sich die Propheten Israels! Sowie es aber protestantischen Theologen nicht gelungen ist, zwischen den Wundern der apostolischen und nachapostolischen Zeit (worunter die der ersten Jesuiten) eine Scheidewand aufzurichten, so wird es auch der welschen Sophistik nicht gelingen, zwischen den biblischen Wundern und denen aller andern Zeiten und Völker einen wesentlichen Unterschied zu erweisen ... Die Götter-, Engel- und Dämonenwelt ist nur die Reflexion der inneren Welt des Menschen in der Geschichte und gestaltet sich daher verschieden nach den Völkern und Zeiten. Die biblischen Wunder können nur mit Zuhilfenahme des Begriffes der magischen

Kraft des Menschen gedeutet werden, welcher sowohl den Rationalisten als Orthodoxen fehlt, und ohne welchen Scharfsinn und Gelehrsamkeit nichts ausrichten. Der oft behauptete Gegensatz zwischen Wissen und Glauben existirt allein nur für diejenigen, welche in dogmatischen Vorstellungen befangen sind und diese, welche bloß das menschliche und vergängliche Product einer bestimmten Zeit- und Weltanschauung sind, für göttliche Offenbarung halten; für die Geistesfreien stehen sich nur essentiale und phänomenale Welt gegenüber, welche im tiefsten Grunde doch wieder nur die gleiche Welt sind."

Wer mit solcher Zuversicht die weisesten Männer aller christlichen Zeiten der dogmatischen Befangenheit, ja selbst sein ganzes Jahrhundert der Engherzigkeit beschuldigt (denn erst von künftigen Geschlechtern erwartet Perty Anerkennung), der muß doch ganz gewichtige Entdeckungen auf dem Gebiete der Speculation oder der Thatsachen gemacht haben. Seine Speculationen haben wir aber ihren Hauptzügen nach kennen gelernt; aus denselben folgert er dann seinen Fundamentalsatz für die Erklärung der mystischen Erscheinungen, daß jeder Mensch Alles kann, womit freilich eine Unterscheidung zwischen Natürlichem und Uebernatürlichem, zwischen Wundern Christi und seiner Heiligen einerseits und den außerordentlichen Phänomenen anderer Religionen und der abnormen Organisation und Stimmung gewisser Menschen anderseits unmöglich wird. Da aber die Voraussetzungen jenes Fundamentalsatzes ganz evident widersinnig und abgeschmackt sind, der Satz selbst aber der offenkundigsten Erfahrung widerspricht, so sieht man leicht, auf welcher Seite die Befangenheit in Vorurtheilen zu suchen ist.

Betrachten wir aber die Thatsachen, welche Perty zur Stütze seiner Erklärung anführt, so befolgt er in ihrer Darlegung eine dreifache Taktik, um sie seiner Ansicht dienstbar zu machen. Erstens bemüht er sich, einen stetigen Zusammenhang der höchsten übernatürlichen Thatsachen durch weniger auffallende mit rein natürlichen aber immerhin außerordentlichen herzustellen. Es ist in der That schwer, eine scharfe Grenze zu ziehen zwischen offener Besessenheit, bloßer Infestation von Seiten des Teufels und rein natürlichen krankhaften Zuständen, häufig ganz unmöglich, zwischen offenbar wunderbarer Heilung und einer durch magnetische Curen oder Einflüsse der Phantasie oder andere wohlthuende Ursachen herbeigeführten zu unterscheiden. Indem nun Perty die Thatsachen nach diesem Gesichtspunkte anordnet, sucht er den Anschein zu erwecken, daß auch die höchsten übernatürlichen Erscheinungen in dieselben Kategorieen wie die natürlichen gehören.

Aber wie unlogisch ein solches Verfahren ist, sieht man sogleich, wenn man es auf andere Gebiete anwendet. Man kann nicht genau die Grenze angeben, wo die unorganische Natur mit der organischen sich berührt, und bei zahlreichen Organismen ist man zweifelhaft, ob sie den Thieren oder Pflanzen zuzuzählen sind, das Gesetz der Stetigkeit ver-

bindet die Thiere von den niedrigsten zu den höchsten, selbst den Menschen nicht ausgenommen. Also ist kein Unterschied zwischen den einzelnen Thierklassen, kein wesentlicher Unterschied zwischen Thier und Mensch? Daraus, daß wir die Grenze nicht anzugeben vermögen, folgt doch mit nichten, daß sie nicht besteht. Freilich machen sich gar Viele auch hier derselben unlogischen Schlußfolgerung schuldig, und werfen Organisches und Unorganisches, Mensch und Thier durch die erwähnte Stetigkeit verleitet zusammen. Aber mit gleichem Rechte könnte man Roth mit Grün, Gelb mit Blau, Schwarz mit Weiß identificiren, weil ein durchaus stetiger Zusammenhang jene Farben durch die feinsten Nüancen verbindet und man absolut keine bestimmte Grenze angeben kann, wo Roth aufhört und Gelb anfängt u. s. w. Wie manche Farben ganz gewiß grün, manche ganz gewiß roth sind, so sind manche Naturwesen ganz gewiß Thiere, andere ganz gewiß Pflanzen, und in gleicher Weise sind manche Thätigkeiten des Menschen ganz gewiß natürliche, andere ganz gewiß übernatürliche. Und wie ein wesentlicher Unterschied zwischen Thier und Mensch, zwischen Thier und Pflanze besteht, obgleich sehr unmerkliche Uebergänge vermitteln, so ist zwischen Wundern im eigentlichen Sinne und andern außerordentlichen Curen ein wesentlicher Unterschied, trotz der zahlreichen Fälle, in denen man nicht unterscheiden kann, ob eine Thatsache der einen oder der andern Kategorie einzuordnen ist.

Zweitens sucht Perty eine gewisse allgemeine Gesetzmäßigkeit im Auftreten mystischer Erscheinungen und einen Zusammenhang mit äußern Mitteln oder innern Zuständen darzuthun. Dabei bewegt er sich nun vorzugsweise auf den dunkeln Gebieten ekstatischer Zustände, der Vision, Besessenheit u. s. w., wo allerdings eine gewisse Gesetzmäßigkeit nicht selten beobachtet wird. Zu Visionen sind besonders Sensibele befähigt, Besessenheit hängt oft mit Krankheiten zusammen. Aber die eigentlichen Wunder, auf welche das Christenthum sich stützt und welche die Heiligen zum Wohl der Menschheit wirkten, befolgen durchaus keine allgemeinen Regeln, sind durchaus nicht an äußere Mittel oder an eine bestimmte Organisation gebunden. Wenn auch hier manchmal äußere Mittel, wie Handauflegung, Reliquien u. s. w. angewandt werden, so ist in vielen Fällen evident, daß diese Mittel in gar keiner Proportion zur bezweckten Wirkung stehen, und also gerade so gut wie nicht angewandt betrachtet werden können. Was nun aber die ekstatischen Zustände, Visionen, Besessenheit anlangt, so geben wir gern zu, daß gar Vieles für übernatürlich gehalten worden ist, was natürlich war, oder für göttlich, was gar wenig heilig, oder für Wahrheit, was eitel Betrug war. Die Kirche hält danach auch daran fest, solche Zustände nie als selbständige Beweismittel für Heiligkeit und Uebernatürlichkeit anzusehen, sondern sie erst ander-

weitigen Kriterien zu unterwerfen. Allerdings befolgt auch die Gnade häufig eine gewisse Gesetzmäßigkeit in der Ausspendung ihrer gewöhnlichen und außergewöhnlichen Gaben, aber daraus folgt kein Naturgesetz, ebensowenig als aus der Gesetzmäßigkeit, mit welcher die dämonischen Erscheinungen sehr häufig auftreten. Wir haben für letztere und ihre Abhängigkeit von äußern Mitteln oder von menschlicher Organisation bereits eine andere Begründung gegeben.

Der dritte Kunstgriff, dessen sich Perty bedient, um göttliche Einwirkung bei den Wundern Christi und seiner Heiligen zu beseitigen, besteht darin, daß er außerordentliche Erscheinungen bei Heiden, Protestanten unter die mystischen Erscheinungen der katholischen Kirche mischt, jene besonders hervorkehrt und versichert, der moralische Charakter der Wunderthäter komme gar nicht in Betracht. Dabei verfährt er aber nicht besonders kritisch. Was er nur irgendwo gelesen, unbekümmert ob es wahrheitsgetreu referirt ist, ob die Erzähler auch befähigt waren, ein Urtheil über die Phänomene sich zu bilden, ob nicht Betrug im Spiel gewesen u. s. w., trägt er kritiklos zusammen. Alle Spuk- und Geister- und Gespenstergeschichten und Kindermärchen werden aufgenommen. Schon Görres hätte weit mehr Behutsamkeit in der Aufnahme von mystischen Vorgängen anwenden müssen; Perty nimmt aber nicht bloß alles aus Görres auf, sondern auch alles andere, was er bei irgend einem Schriftsteller gefunden hat. Diese Art von Kritik sollte er doch einmal mit der Sorgfalt vergleichen, mit welcher bei Canonisations-Processen die außerordentlichen Thatsachen im Leben der Heiligen untersucht werden. Nur beeidigte Zeugen werden zugelassen, und Sachverständige bei der Beurtheilung der Thatsachen herbeigezogen; nur nach langjähriger vielfacher Prüfung werden aus einer großen Zahl von Wundern zwei oder drei als vollgültig bewiesen angesehen. In der Form, wie Perty seine magischen Thatsachen referirt, würde keine nach strengen Regeln der Kritik als genügend bewiesen erscheinen; daher kann es nicht befremden, daß er ebenso gut bei Heiden und Sectirern, wie in der katholischen Kirche Wunder findet.

Damit jedoch der Leser nicht den Verdacht hege, wir urtheilten zu hart über Perty's Art, die Wunder zu degradiren, wollen wir noch einige besondere Beispiele seiner Erklärungen darüber anführen.

„Wenn die magischen Kräfte sich auf Heilung der Krankheiten des eigenen und fremden Leibes richten, so können sie, wie die Geschichte aller Zeiten lehrt, Wirkungen erzeugen, welche durch ihre scheinbare Unmöglichkeit und durch ihre Raschheit das Staunen der Menschen erregen. Es gehört zu ihnen von Seite des Heilenden wie des Kranken der feste Glaube, die volle Zuversicht, wozu auf Seite des ersteren noch der erregte Centralwille (d. h. der Wille des Universalgeistes), auf Seite des letztern die erhöhte Imagination kommt. Es werden hierbei bestimmte, jedoch sehr einfache Handlungen vorgenommen, wie das Händeauflegen, wodurch die Kräfte gesammelt und auf eine bestimmte Stelle concentrirt

werden, die Segnung, manchmal auch Bestreichung mit Speichel. Schindler sah durch Handauflegen bei Kindern das Leben zurückkehren, die alle für bereits sterbend halten. — Das Wesentlichste aber ist die psychische Einwirkung, die Umstimmung und Bestimmung der materiellen Mächte durch die höhern magischen, zunächst beim Heilenden, wodurch sie dann auch beim Kranken wirksam werden. Das Gebet, welches auch Jesus bisweilen anwendete, ist besonders geeignet, das Innerste des Menschen zu erregen und ihn mit jener Hoffnung und Zuversicht zu erfüllen, welche zum Gelingen der Heilung unerläßlich ist. Bei den Wunderheilungen an Wallfahrtsorten wird die Heilkraft der eigenen Psyche durch die Gesammtmacht der bereits stattgefundenen traditionell und monumental erwiesenen Heilungen, wie ein Magnet durch Armirung, außerordentlich gestärkt. (!) Es ist auch denkbar, daß an Reliquien heiliger Personen noch ein Residuum der ihnen inwohnenden Kraft hafte, welches auf sehr sensibele Kranke noch zu wirken vermag." (!) (S. 353 f.)

Sonderbar, daß Perty statt seiner medicinischen Curen nicht diese magischen bei allen seinen Patienten anwendet; er kennt ja die Recepte für letztere so genau und sicher, daß er mit Leichtigkeit alle Krankheiten im Augenblicke beseitigen könnte. Freilich wird sein Vertrauen auf die magischen Kräfte des Menschen noch nicht so stark sein, wie es seine theoretischen Behauptungen erwarten lassen sollten; dann könnte er sich aber mit mehrern Aerzten zusammenthun, um in einem Spitale, wo bereits Viele geheilt wurden, sich gegenseitig zu erwecken und gleichsam eine magnetische Batterie herzustellen.

„Wenn auch nicht Jedem, so ist es doch Vielen begegnet, daß in großer Bedrängniß ihnen oft unerwartete und aus dem offenliegenden Zusammenhange der Dinge so unbegreifliche Hülfe zu Theil wurde, daß sie dieselbe auf Rechnung einer höheren Macht setzten, zu der ihr Flehen gedrungen sei. In vielen Fällen ist dieses nur scheinbar, während in andern die Sache in einer tiefern Region vor sich geht. Weil nämlich alle Geister durch ihr Centrum unter sich und mit dem höhern Geiste in Zusammenhang sind, so kann von hier aus eine Einwirkung stattfinden, die wegen der causalen Vermittelungslosigkeit dem Verstande des Tages unbegreiflich und allerdings Wirkung einer höhern Macht, doch nicht im Sinne der πρόνοια ist, denn oft bleibt die Hülfe aus, wo sie am nöthigsten wäre. Die Erweckung des magischen Centrums findet aber hier nur statt, wenn der erforderliche Grad von Glauben, Geduld und Energie vorhanden ist. Wenn ich auch mit großer Innigkeit bete, oder wenn z. B. bei Krankheit Andere dies für mich thun, so kann immer im Durchgang durch das Centrale eine solche Umstimmung des Lebensprocesses bewirkt werden, daß Herstellung erfolgt, die freilich manchmal nur vorübergehend ist." (S. 563 f.)

Es gibt also Perty seine Theorie von der Allgewalt des magischen Ich wieder auf und läßt durch Gott Hülfe kommen. Nur soll diese Hülfe nicht in Folge von Gebet von einer liebenden Vorsehung gespendet sein, sondern durch eine Erweckung des Ich und der mit ihm zusammenhängenden Geister und schließlich des höchsten Geistes selbst. Er faßt also den Verkehr des Menschen mit Gott nicht als einen freien geistigen, sondern als einen physischen Einfluß der Geister auf einander. Dies hat nun, wenn es nicht pantheistisch gefaßt wird, gar keinen Sinn; denn Geister wirken nur moralisch auf einander: der niedere auf den höhern durch Bitten, der höhere auf den niedern durch Befehl, Verheißung

u. s. w. Wenn nun schon jener mechanische Zusammenhang der Geister in sich absurd ist, so ist es noch mehr seine Begründung; denn wenn die Hülfe häufig ausbleibt, so deutet dieß auf freie Austheilung der Gnade hin, und schließt jenen physischen, naturnothwendigen Einfluß der Geister aufeinander aus.

Weiter sagt Perty S. 712 ff.: „Daß der Central- oder Allsinn, die Kraft des Durchschauens und Beherrschens der Geister, des Sehens und Wirkens in die Ferne, die Heilkraft und Sprachengabe bei den religiösen Ekstatikern vorzugsweise entwickelt sein werden, begreift sich aus den magischen Kräften der Seele, welche Paulus Hebr. 6, 5 die Kräfte der künftigen Welt nennt. Bei manchen Mystischen ist das Schwanken zwischen Seligkeit und Höllenqual, Beglückung und Versuchung häufiger und stärker und dann öfter von Spukphänomenen begleitet.

Es scheint mir, daß in der Ekstase mehr oder minder das sinnliche und geistige individuelle Leben krampfhaft gebunden wird und daß nur das Schauen und Fühlen im Geodämon übrig bleibt, der als Gott vorgestellt wird, so daß der Zustand allerdings eine Aehnlichkeit mit dem nach dem Tode haben mag. Görres stellt die Verhältnisse ausdrücklich immer so dar, daß diese Gestalten, diese Versuchungen von der infernalen Welt ausgehen, um die sich dem Himmel Zuwendenden von ihrer Bahn abzuleiten; es scheint kaum nöthig, zu bemerken, daß alle diese dämonischen wie himmlischen Gestalten, Gesichte, Stimmen und Lichter in allen Fällen nur Erzeugnisse der betreffenden Personen selbst sind... In den ekstatischen Zuständen wird der Körper durch die gewaltsamsten und fürchterlichsten Zustände nicht zerstört, nicht einmal beschädigt und derselbe findet sich in eine andere Art des Seins, in ganz verschiedene Lebensbedingungen versetzt, wenn einmal durch strenges Fasten, sparsamen Schlaf auf hartem Lager, geistige und gemüthliche Abtödtung die Umstimmung eingetreten ist. Der Mensch ist dann gleichsam wie ein anderes Wesen geworden, die Wechselwirkung seiner psychischen und physischen Sphäre, sowie der Verkehr mit der Natur gehen in veränderter Weise vor sich, weshalb außer den magischen eine ganze Reihe von physiologischen Erscheinungen auftreten, von welchen die Physiologie der Gegenwart nichts weiß und nichts begreift....

Die sog. heiligen und die sogenannten dämonischen Zustände erwachsen aus demselben Boden der magischen Natur des Menschen, zeigen daher analoge Phänomene und spielen in einander über, indem die dämonischen fromme, die Heiligen unheilige Anwandelungen haben, welche bei den ersteren von Engeln und Schutzgeistern bei den anderen von Dämonen auszugehen scheinen. Es heißt dann in dem einen Falle, die Dämonen wollten sich bekehren, in andern, die Heiligen würden zu ihrer Durchübung und Reinigung von den Geistern schwer versucht und geplagt: durch körperliche und geistige Martern, deren sichtbare Spuren oft tief genug sind, durch Schrecken, indem sie ihnen in Gestalt gräulicher Bestien erscheinen, sie zu zerreißen, zu verschlingen drohen. Bekannt sind die Qualen des hl. Antonius in der Wüste. Wieder auf andere Weise wird der Carmeliter Dominicus von Jesus und Maria gequält durch Hallucinationen, Unsichtbarwerden nothwendiger Gegenstände vor ihm, oder Fortführen derselben; der Spuk hörte auf, wenn er das Kreuzzeichen machte. Auf verschiedene Weise gestaltet sich die Sache bei Francisca von Rom, wo man ganz deutlich, wie bei der Crescentia von Kaufbeuren, der Maria von Mörl, den Zusammenhang der Subjectivität mit der Beschaffenheit der manchmal dummen Spukereien sieht. Alle diese Verhältnisse erklären sich aus der zur höchsten Energie gelangten Vorstellung, man müsse Plagen ausstehen, um Gott zu gefallen und aus den geschichtlich immer mehr befestigten Begriffen von Himmel und Hölle, Engeln, Heiligen und Teufeln, welche den ganzen Gedanken- und Gefühlskreis der betreffenden Personen durch Erzeugung der Vision beherrschen, zugleich mit

der Erhebung der magischen Seite des Menschen über die Tagseite, wodurch die objectiven und materiellen Wirkungen möglich werden. Wie die dämonischen im Sinne der sie besitzenden Dämonen, so sprechen die mystisch Verzückten auch oft im Sinne und Geiste anderer Wesen, z. B. Gott des Vaters, Christi, des hl. Geistes, der Jungfrau oder anderer Heiligen, so z. B. Magdalena von Pazzis, wobei auch den Personen ihre Stimme wechselt, ganz wie bei den Besessenen. —

Görres stellt der Mystik der Heiligen eine dämonische entgegen, die ihre Wurzel im Satan hat, am Uebergange soll die Naturmystik liegen, als irdische Unterlage der heiligen wie der dämonischen. Aber diese Kategorieen gehen in der Wirklichkeit vielfach in einander über und in allen Fällen ist immer nur die Natur des Menschen selbst der Grund und Quell der mystischen Erscheinungen, welche nach der ethischen Beschaffenheit des Individuums, seinen gesellschaftlichen Verhältnissen und seinem Bildungsstande bald als heilige, bald als dämonische, bald als indifferente sich zeigen. Dann wird wieder eine strenge Verschiedenheit des Schauens magnetischer und heiliger Seher behauptet, während die Sache in beiden vollkommen gleich vor sich geht, nur die Ideenkreise, die Interessen, die Zwecke verschieden sind. Görres' Werk ist ein durchaus tendenziöses; es ist überall darauf abgesehen, Kirche und Gegenkirche, Christus und Antichrist, Himmel und Hölle sich gegenüber zu stellen als Wahrheit und Lüge, als Gutes und Böses, als Heiliges und Dämonisches; deshalb wird die Häresie als der Entwickelung der dämonischen Mystik, welche schon mit Simon dem Magier anfing, den Petrus zurückwies, als besonders förderlich bezeichnet. „Es liegt," sagt er, „in der Mystik Alles daran, eine Verwechselung beider Zustände und ihre Verwirrung durcheinander zu verhindern." Nach ihm „wirkt immer die Gottheit die Ekstase, den Menschen ergreifend und überformend." In der wirklichen Welt ist aber Gutes und Böses nicht abstract geschieden; jeder Mensch trägt Beides, Gott und Dämon, Himmel und Hölle in sich. Deshalb muß Görres selbst wieder Klauseln beifügen; wie z. B. vielfach in den Mystischen ein göttliches und natürliches Element zusammenwirke, so sei nicht alles bei ihnen reine Wahrheit, . . . zugleich geselle sich noch verwirrendes Böse bei u. s. w. Wer schon irgend eine Tendenz, ein specielles Interesse für gewisse Meinungen und Institutionen hat, ist mit dem besten Willen nicht im Stande, die objective Wahrheit zu erkennen.

Görres nimmt zur Erklärung des Schwebens bei den Ekstatikern einen Schwerpunkt im Körper an, der tiefer unten liegt, und einen Schwebepunkt im Nacken; bei den Ekstatischen soll nun letzterer überwiegend werden. In die asketisch vorbereiteten Ekstatischen fällt dann der Geist ein und kräftigt sie von innen heraus. Der Schall, den man manchmal bei ihrem Auffahren hört, soll durch das Zusammenschlagen der Luft in Folge der Schnelligkeit desselben entstehen, eine sicher unzulässige Erklärung. Die drehende Bewegung, die man bei manchen z. B. der Christina mirabilis beobachtet hat, mag eher auf den überwiegenden Strömungen der einen Seite des Nervensystems, als auf sich begegnenden, wie Görres meint, beruhen. Das Leuchten läßt er auf der in allen Systemen zum höchsten Gipfel erregten und darum vom ewigen Quell des Lichtes beschienenen und durchdrungenen Natur beruhen. Näher möchte es liegen, es von dem Freiwerden des gebundenen Lichtprincips im Menschen selbst abzuleiten; Schweben und Leuchten kommen hauptsächlich durch die Vermittelung der Elektricität des menschlichen Körpers zu Stande. Auch bei ganz unheiligen Menschen und bei dämonischen ist die Schwere vermindert, findet öfter Entrückung statt und bei Spukerei kommen objective Lichterscheinungen vor, welche Görres schwerlich vom ewigen Quell des Lichtes ausgehend angesehen haben würde.

Das magische Ich kann nicht bloß Spuk treiben, die Schwänze der Kühe verflechten, unsichtbare Gegenstände bewegen, sondern auch Wunden heilen oder offen halten, die es geschlagen, und Glieder einrichten, die es ausgerenkt hat.

Wie beim gewöhnlichen Spuken, auch z. B. Home's, Körper sich zu ihm (oder durch seine Vermittelung gegen andere Anwesende) bewegen, so bei den religiös Ekstatischen die ihrem Zustande angemessenen Gegenstände. Zur hl. Katharina soll sich einmal ein Stück der Hostie vom Altar, zur h. Agnes von Jesu sollen sich Crucifixe und Heiligenbilder hinbewegt haben, am Leibe der Johanna Rodriguez haftet ein Crucifix und erhebt sich mit ihr. Es findet also eine starke Anziehung statt, aus welcher auch das Oeffnen von Schlössern vor den Heiligen zu erklären ist, deren Riegel bei ihrer Annäherung zurückgezogen werden, anderer noch mächtigerer Wirkungen zu geschweigen. Es gab auch sonst einzelne Menschen, an deren Hände sich Gegenstände anhängten und nur mit Mühe und Schmerzen abgelöst werden konnten. Es waren meist Frauen, an deren Händen Garben, Spinnrocken und Schneller, ein Ball, sich plötzlich fest anhingen. Aus Krampf kann diese Erscheinung nicht erklärt werden, es ist eine Anziehung eigener Art. . . . Wie sympathetisch verbundene Gegenstände zu den Ekstatischen getragen werden, so kann dies umgekehrt mit ihnen selbst geschehen, wenn das bewegende Princip bei ihnen expansiv wird, was dann häufig unter der Vision von tragenden Engeln oder Heiligen sich vollzieht, wie z. B. Rita von Cassia durch drei Heiligen in das Kloster der Augustinerinnen von Cassia getragen wurde. All' dieses kommt nur zu Stande, wenn das latente magische Princip seine Wirksamkeit entfaltet, gleichsam strahlend wird, und mit seinen höhern Kräften den eigenen Leib und das Verwandte im Umkreise beherrscht.

Wie Somnambulen, so bilden sich auch die Mystischen manchmal eine eigene willkürliche Sprache, wie namentlich die hl. Hildegardis. Es gibt auch mystische Prediger, unter welchen Vincenz von Ferrer hervorragt, welcher die Gabe der Sprachen hatte, so daß die verschiedensten Nationen ihn verstanden. Ich weiß dies nur dadurch zu erklären, daß Alle, die ihn hörten und schauten, mit ihm in magnetischen Rapport gesetzt wurden, welchen Stimme und Gesticulation zunächst einleiteten, so daß zuletzt eine Gedankengemeinschaft hergestellt wurde, Alle seine Gedanken durch magische Erregung wußten, was nur bei einer solch' überschwänglich bezaubernden Kraft möglich war, wie sie Ferrerius besaß. Aehnliches erzählt man vom hl. Antonius von Padua. Es wird ferner berichtet, daß manchen Mystischen die Gabe, eine Sprache zu reden, in der kürzesten Zeit verliehen worden sei. . . Man muß sich in solchen Fällen, die Richtigkeit der Angaben vorausgesetzt, vorstellen, daß der Geist nicht wie auf dem gewöhnlichen Wege, von Einzelnen ausgehend, allmälig zum Verständniß des Ganzen gelangt, sondern indem er in Rapport mit denen tritt, welche die ihm unbekannte Sprache sprechen, sich sogleich seine Energie und Idealität zusammenfassend, des Genius der Sprache bemächtigt und von diesem Centrum aus den ganzen Umfang der Peripherie beherrscht.

Ich gedenke noch einer ganz eigenthümlichen Erscheinung bei den Mystischen, die jedoch ihre Analogie auch bei den Profanen hat, der sog. Stigmatisation. Sie geschieht in der Regel nach jahrelanger mitleidender Betrachtung der Passionsgeschichte und strengster Askese. . . Es kommt zur Stigmatisation, wenn die mystische Person die außerordentliche Energie und gewaltige plastische Kraft der Einbildung besitzt, welche zur Aufhebung des gewöhnlichen Verhältnisses zwischen Seele und Leib erfordert wird, so daß das visionäre Bild der Wunden sich in dem gewöhnlich äußerst geschwächten Körper zu materialisiren vermag. . . Man kennt wohl 70 Fälle von Stigmatisation, fast nur bei asketischen Nonnen und Mönchen vorkommend und mit Ausnahme weniger Fälle sämmtlich dem andern Geschlechte angehörend. Die große Mehrzahl der Stigmatisirten gehört Italien an, wo die Phantasie in südlicher Gluth brennt, einige wenige Deutschland, keine einzige dem europäischen Norden."

Hiermit hat nun Perty allerdings ein so dorniges Terrain betreten, daß, wenn irgendwo, dann hier seine Taktik auf Erfolg rechnen kann.

Das Gebiet der Ekstase, der Visionen und was damit zusammenhängt kann allerdings, wenn es isolirt betrachtet wird, dem christlichen Glauben eher Schwierigkeiten bereiten, als Beweise für seine Göttlichkeit liefern. Man kann nicht leugnen, daß die physiologischen und psychischen Kräfte der menschlichen Natur uns viel zu wenig bekannt sind, um mit aller Sicherheit alle derartigen Erscheinungen auf ihren übernatürlichen Charakter zu prüfen, und es mögen unzählige derselben rein natürlich sein, während sie von der Leichtgläubigkeit und Wundersucht als göttliche (oder teuflische) Werke angesehen wurden. Schon die Regelmäßigkeit, mit welcher sie an gewissen Individualitäten, kranken, nervenschwachen, durch Fasten und andere Abtödtungen geschwächten, der wirklichen Welt abgewandten Personen, namentlich Frauen, vorkommen, die Gesetzmäßigkeit, mit welcher die verschiedenen Stadien der Ekstase, der Stigmatisition u. s. w. aufeinander folgen, das häufige Auftreten jener außerordentlichen Erscheinungen können manchen Gläubigen mehr zur Versuchung als zur Bestärkung dienen. Görres, der dieselben in ihrer ganzen Ausdehnung kennen lernte, wurde wohl gerade durch diese Gesetzmäßigkeit bestimmt, hie und da natürliche Erklärungsgründe aufzusuchen, die unter Katholiken wohl kaum allgemeinen Beifall finden werden. Um so mehr muß man sich wundern, daß Perty dessen Werk als durchaus tendenziös bezeichnet, er, der von Anfang bis zu Ende die ausgesprochene Absicht verfolgt, den übernatürlichen Charakter der mystischen Erscheinungen zu beseitigen, und von dieser Tendenz verleitet, sich zu den sonderbarsten Dichtungen und Behauptungen versteigt. Wie soll z. B. die Vorstellung von der Kraft der Eucharistie Monate lang das Leben ohne andere Nahrung zu erhalten vermögen, wie soll ein Mensch in einem Augenblicke den Genius der Sprache und von da aus peripherisch die ganze Sprache erlernen? Was ist der Genius der Sprache, den man nur zu fassen braucht, um die ganze Sprache zu kennen? Das nennt man doch nur mit Worten spielen, wie dies auch der Fall ist, wenn die Oeffnung der Thüre, das Herbeibringen von „verwandten Gegenständen", einer „Anziehung" der Heiligen beigelegt wird. Da wird doch für die zu erklärende Thatsache nur ein anderes Wort gebraucht. Freilich gesteht Perty widerwillig den übernatürlichen Charakter vieler Erscheinungen zu, obgleich er ihn durch ein Wort: „Magisches Ich", zu verdecken sucht. Wo aber selbst dieses allmächtige Wesen nicht auszureichen scheint, wie bei der Herrschaft der Heiligen über die Natur, da verweist er auch ein Mal die Berichte in das Gebiet der Legende, während er die unerwiesensten Geschichten von allen Seiten herbeisucht, um sie den christlichen Wundern an die Seite zu stellen.

Hätte er sich nicht vollständig von seiner Tendenz, den Unterschied zwischen Natürlichem und Uebernatürlichem zu verwischen, beherrschen lassen,

so hätte er nicht mit Vorliebe sich auf dem unsichern Grenzgebiete bewegt, d. h. jene Erscheinungen betont, von denen es äußerst schwer oder unter Umständen unmöglich ist, zu unterscheiden, ob sie natürlich oder übernatürlich, teuflisch oder göttlich sind; sonst hätte er solche, die ganz evident übernatürlich sind, zum Ausgangspunkte benutzt und rückhaltlos erkannt, daß sie nicht die Wirkung des Menschen sind. Die Kirche stützt ihr Urtheil nur auf letztere, nachdem sie mit der größten mißtrauischen Vorsicht sie von den erstern abgegrenzt hat. Sind in dieser Weise ein Mal einige übernatürliche Thatsachen constatirt, so kann man mit Hülfe derselben auch ein mehr oder minder sicheres Urtheil über die zweifelhaften fällen, und man irrt jedenfalls, wenn man sie Engeln, Heiligen und Teufeln zuschreibt, deren Existenz durch sichere Wunder feststeht, nicht so sehr, als wenn man dafür das magische Ich, den Geodämon oder die Phantasie und Vorstellungskraft in Anspruch nimmt.

Mit der Widerlegung Perty's sind nun allerdings die christlichen Wunder noch nicht hinreichend sichergestellt und gegen die modernen natürlichen und „übernatürlichen" Erscheinungen abgegrenzt. Besser als Perty könnte man nämlich so argumentiren.

Erstens. Um mit Sicherheit behaupten zu können, daß eine Erscheinung absolut über die Kräfte des Menschen und der Natur geht, müßte man doch diese Kräfte vollständig erforscht haben. Dies aber bereits geleistet zu haben, kann sich auch die fortgeschrittenste Naturwissenschaft zu behaupten nicht vermessen, geschweige denn Theologen und Andere, welchen die Naturwissenschaften ferne liegen. Dazu kommt aber noch zweitens, daß wir noch weniger die Kräfte der reinen Geister zu erforschen im Stande sind. Es kann also ein Ereigniß auch durch natürliche Gesetze unerklärbar sein, und doch ist es deshalb nicht über die Wirkungsweise jener finstern Mächte, welchen kaum eines der Wunder, auf welche das Christenthum sich stützt, unmöglich sein dürfte. Denn in nur sehr wenigen Fällen kann man sagen, daß Gott selbst habe eingreifen müssen. Brodvermehrung, Heilungen aller Art, Wandeln auf dem Meere, Beruhigung desselben, Verwandlung des Wassers in Wein u. s. w., dies alles kann durch die Kunstfertigkeit böser Geister ausgeführt werden; der Spiritismus weist ja ganz ähnliche Leistungen auf. Mit Bestimmtheit lassen sich eigentlich nur diejenigen Wunder Gott allein vindiciren, bei welchen eine Schöpfung stattfinden muß; alles Uebrige, vielleicht selbst die Todtenerweckung nicht ausgenommen, kann durch den Scharfsinn, die Kraft und Geschicklichkeit der Dämonen erklärt werden; wo bleibt also die Beweiskraft der Wunder für die Göttlichkeit einer Offenbarung?

Was das erste Bedenken anlangt, so ist zu erwägen, daß man in zweifacher Weise erkennen kann, ob etwas die Kräfte eines Wesens übersteigt: ein Mal dadurch, daß man alle seine Kräfte durchforscht und findet, daß die fragliche nicht darunter enthalten ist; sodann aber auch dadurch, daß man sieht, wie eine Leistung mit irgend einer der bekannten Kräfte im Widerspruch steht. Ersteres Verfahren ist manchmal sehr schwierig, und dann ist letzteres das allein zulässige. So dürfte es z. B. vergebliche Mühe sein, die Kräfte des Stoffes alle durchforschen zu wollen, um zu finden, daß das Denken nicht von ihnen ausgeht; aber den Vorwand des Materialismus, daß wir die geheimnißvollen Eigenschaften des Stoffes bei weitem nicht alle kennen, entkräften wir durch den einfachen Nachweis, daß das Denken mit den sehr bekannten Eigenschaften des Stoffes der Trägheit, Ausdehnung und Zusammensetzung streitet. In gleicher Weise brauchen wir nicht alle Eigenschaften des Menschen und der Stoffe zu kennen, um sagen zu können, daß unzählige Leistungen über seine Kräfte gehen. Dabei kann aber eine tüchtige philosophische Bildung oder selbst der gesunde Menschenverstand häufig ein besseres Urtheil abgeben, als eine einseitige, zumal materialistische Naturforschung. So kann man ohne alle Kenntniß von Naturkräften wissen, daß, wenn gar keine natürlichen Mittel angewandt wurden, oder ganz ungeeignete und die zu dem zu erreichenden Zweck gar keine Proportion haben, oder wenn gar keine angewandt werden konnten, keine natürliche Ursache die Heilung oder etwas anderes der Art bewirkt hat. Desgleichen weiß man, wenn der Wille oder das bloße Wort des Menschen allein thätig war, die Wirkung außer ihm oder gar in die Ferne nicht von ihm, sondern von einer andern Ursache ausgehen mußte. Denn keine bloß immanente Thätigkeit eines Geschöpfes kann etwas außer ihm noch viel weniger in die Ferne etwas ausrichten. Wohl mag man durch Einwirkung auf die Phantasie des Patienten eine Umstimmung in ihm hervorzurufen im Stande sein, aber es gibt zahlreiche Wunder, welche an bewußtlosen Kranken, an unmündigen, wohl gar schlafenden Kindern, an Todten, an unvernünftigen und sogar leblosen Wesen gewirkt wurden; wo bleibt da der natürliche Einfluß der Phantasie? Die meisten natürlichen Heilungen bedürfen einer bestimmten Zeit, damit die Mittel wirken und die Natur ihre Heilkraft entfalte; wenn nun die Heilung im Augenblicke erfolgt, so können die angewandten Mittel sie nicht herbeigeführt haben.

So kennen wir eine hinreichende Anzahl von Eigenschaften der Naturkräfte und des Menschen, mit welchen gewisse wunderbare Ereignisse streiten; sie müssen also eine übermenschliche oder übernatürliche Ursache haben. Doch können wir nicht ein Mal zugeben, daß wir eine

solche Unkenntniß von dem Menschen, der Natur und ihren Kräften haben, um niemals im Stande zu sein, ein Ereigniß übernatürlich zu nennen. Auch der Ungebildetste weiß, daß man mit fünf Broden nicht mehrere Tausende speisen kann, so zwar, daß noch mehr übrig bleibt, als vorher da war; er weiß, daß man ein vollständig zerquetschtes Glied oder einen ganz zermalmten Körper nicht im Augenblicke heilen kann, daß kein Arzt einen bereits in Fäulniß übergehenden Körper in's Leben zurückrufen kann, daß man nicht auf einem Kleide Hunderte von Meilen über das Meer setzen oder gar darauf wandeln, durch verschlossene Thüren hindurch dringen kann u. s. w. Dieses alles und noch viel Erstaunlicheres aber hat der Heiland und haben die Heiligen gewirkt.

Was nun den zweiten Einwand anlangt, der unsere Unkenntniß der geistigen Kräfte von Engeln und Dämonen betont, so müssen wir hier allerdings mehr Zugeständnisse machen; wenige der im Evangelium oder im Leben der Heiligen erzählten Wunder sind in sich so geartet, daß man sie unmittelbar auf die Allmacht Gottes zurückführen müßte, sie können wohl durch den Dienst der Engel gewirkt worden sein. Damit verlieren sie aber nicht das Mindeste an ihrer Beweiskraft. Denn da der Engel nur im Auftrage und Dienste Gottes wirkt, so ist es dasselbe, ob ein von einem Engel oder von Gott selbst gewirktes Wunder einen Apostel legitimirt, d. h. seine Mission bestätigt. Denn wenn Gott nicht ein Wunder wirken kann, um einen Betrüger zu approbiren, so kann er auch nicht einen seiner Engel ein solches zu diesem Zwecke wirken lassen, ja es widerstreitet der Heiligkeit des Engels selbst, nur so etwas zu versuchen.

Damit ist aber nun die weitere Schwierigkeit nicht gelöst: wie unterscheidet man ein englisches Wunder von einem teuflischen? Denn die natürlichen Kräfte des Engels übersteigen die des Teufels nicht, und wenn er durch die Mitwirkung Gottes manches vermag, wozu der gefallene Geist unfähig ist, so ist uns doch die englische und dämonische Natur so wenig bekannt, daß es uns meistens unmöglich ist, zu sagen: dieses oder jenes Wunder konnte von keinem Engel oder von keinem Teufel gewirkt werden.

Hier müssen wir den moralischen Charakter des Wunders, des Wunderthäters und seiner Sache in's Auge fassen. Dies ist das Kriterium, welches uns Christus selbst an die Hand gegeben hat: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen," und: „Ein jedes Reich, das in sich zertheilt ist, muß zu Grunde gehen." Wenn die ganze Tendenz eines Wunderthäters und seiner Lehre darauf gerichtet ist, das Reich des Satans zu zerstören, so kann dieser nicht die Wunder wirken, welche der Bestätigung dieser Lehre dienen. Wenn der Wunderthäter ein schlechter

Mensch ist, wenn seine „Offenbarungen“ den Grundsätzen der Vernunft und Sittlichkeit widersprechen, so können seine Wunderzeichen nur vom Teufel gewirkt sein. Wenn für den Buddhismus, Mohammedanismus auch die erstaunlichsten Wunderzeichen vorgebracht würden, die durch keinerlei Naturkräfte erklärt werden könnten, so zeigten uns die Widersprüche dieser Religionen mit Vernunft und Moral, daß sie nicht von Gott geoffenbart sein können. Dagegen ist der ganze Charakter des Evangeliums, seine Lehre und Tendenz und das Leben seiner Verkündiger so eminent antidämonisch, daß es gar Niemanden einfallen kann, in seinen Wundern Werke des Teufels zu vermuthen.

Wollte man dagegen das Bedenken erheben, es sei doch schwer, den Inhalt einer Lehre so genau zu prüfen, daß man ihn mit Bestimmtheit als teuflisch oder antiteuflisch bezeichnen könne — der verschmitzte Lügengeist könne ja recht wohl eine durchaus falsche aber mit der Vernunft durchaus nicht streitende Lehre, wie er sie z. B. dem Medium Adelma dictirt, durch seine Künste bestätigen —, so ist zu bedenken, daß die Verkündigung und Ausbreitung einer geoffenbarten Religion unter der besondern Vorsehung Gottes steht; wenn er sich den Menschen offenbaren will, so wird er, namentlich wenn von der Annahme der Offenbarung das ewige Heil abhängt, den Menschen solche Merkmale an die Hand geben, daß sein Wort von teuflischer Eingebung unterschieden werden kann. Auch wird er dem bösen Geiste nicht gestatten, solche Zeichen zu wirken, daß sie alle Merkmale göttlicher Wunder an sich tragen. Wenn es auch speculativ betrachtet möglich erscheinen sollte, daß auch ein falscher Apostel ein durchaus sittliches Leben führe, und seine Lehre keinen Widerspruch mit der gesunden Vernunft darbiete, so ist praktisch die Frage meist sehr leicht zu entscheiden; es ist eine psychologische Unmöglichkeit, daß Betrüger sich nicht durch ihre Verkehrtheit in Leben und Lehre verrathen.

Sodann ist aber auch zu bedenken, daß wir nicht bloß das Licht der Vernunft haben, um eine Lehre auf ihre innere Wahrheit und Falschheit zu prüfen, sondern daneben eine thatsächliche göttliche Offenbarung; nachdem die göttliche Vorsehung ein Mal diese mit allen leicht erkennbaren Merkmalen der Göttlichkeit ausgerüstet hat, wenn nämlich ihre heiligsten und erhabensten Lehren Unzählige zu heroischer Tugendübung angeleitet haben, wenn sie fort und fort durch die auffallendsten Wunder bestätigt wird, wenn ihr die Bekämpfung der Herrschaft des Teufels nicht bloß zum ausgesprochenen Ziele vorgesetzt ist, sondern sie auch bereits thatsächlich die Macht der Hölle gebrochen hat, so ist es nunmehr ein Leichtes, jede neue dieser widersprechende Offenbarung von vornherein abzuweisen, wenn sie auch noch so viele „Wunder“ aufzuweisen hätte.

Von diesem Gesichtspunkte aus müssen und dürfen wir jeden Vergleich der christlichen Wunder mit modernen Spukerscheinungen, wenn sie im Ernste als Waffen gegen das Christenthum in's Feld geführt werden sollen, von vornherein abweisen. Aber selbst wenn wir uns auf den Standpunkt der noch nicht bewiesenen Göttlichkeit des Christenthums stellen, brauchen wir den Vergleich nicht zu fürchten. Denn was zunächst die eigentlich spiritistischen Manifestationen anlangt, so ist ja aus Obigem Jedem, der sehen will, einleuchtend, daß sie guten Geistern in keiner Weise zuzuschreiben sind; sie können also Niemanden zum Glauben an einen göttlichen Ursprung verleiten. Sodann springt ja auch der ungeheuere Unterschied jener Manifestationen in sich selbst betrachtet mit den motiva credibilitatis des Christenthums sofort in die Augen. Während letztere nur Wohlthaten für die leidende Menschheit, Tröstungen in großen Leiden, Segnungen in leiblicher und geistiger Beziehung, hier und da auch Züchtigungen für begangene Frevel u. dgl. enthalten, sind erstere Kunststücke, welche Gauklern gar nicht übel anstehen, Sensations-Vorstellungen für neugierige und meistens mit der Offenbarung zerfallene Geister, die sich nicht selten durch Trivialität und abenteuerliches Wesen charakterisiren. Wahrhaft unbegreiflich muß es demnach erscheinen, wie Jemand im Ernste Christus oder die Apostel mit americanischen Mediums parallelisiren kann. Der Heiland der Welt hätte durch ein einziges Wunder vor dem neugierigen Herodes sein Leben retten können, aber er lehnte jede „Vorstellung" ab.

Viel näher treten in dieser Beziehung die modernen Erscheinungen des animalischen Magnetismus an die wunderbaren Heilungen des Evangeliums und der Heiligen heran; auch jene haben häufig einen edeln, auf das Wohl der Menschen gerichteten Zweck; jedenfalls ist die Sache des Magnetismus nicht dafür verantwortlich, daß er zu allerhand Experimenten und Kunststücken mißbraucht wird. Und so hat man scheinbar weniger brutal Christus zu einem Magnetiseur zu machen gesucht, der durch Anwendung des damals noch wenig bekannten magnetischen Fluidums die Welt durch seine Heilungen in so großes Erstaunen habe versetzen können.

Jedoch braucht man nur zuzusehen, was der Magnetismus wirkt, und noch mehr, wie er es wirkt, und eine Parallelisirung seiner Kuren mit den Wundern erscheint als lächerliche Thorheit. Wie bekannt, muß der Magnetiseur meistens verschiedene Manipulationen vorausschicken, z. B. eigenthümliche Striche vor dem Körper des zu Behandelnden machen, welche nur dann wirksam sind, wenn letzterer empfänglich, d. h. von großer Sensibilität oder Nervenschwäche ist. Durch jenes Streichen u. a. wird der Patient in magnetischen Schlaf versetzt, in welchem er ganz

und gar in Abhängigkeit von dem Magnetiseur sich befindet und häufig hellsehend wird. Sein Schauen bezieht sich meist auf die Zustände seines Körpers und seiner Krankheit, auf die Krisen der letztern und auf Mittel und Zeit der Heilung. Auf diese Weise können durch fortgesetzte Anwendung der Kuren erstaunliche Heilungen erzielt werden.

Nun erstrecken sich aber die Wunder des Christenthums nicht bloß auf Heilungen von Nervenleiden; sie erstrecken sich auf plötzliche Heilung von allen möglichen Krankheiten, von unheilbaren Wunden, tödtlichen Zerquetschungen, Auferweckung von Todten, Beherrschung der Elemente, des Meeres, des Feuers, des Wassers, der Thiere und Pflanzen u. s. w. Können auch diese Gegenstände durch magnetische Striche in Rapport zum Magnetiseur gesetzt werden?

Der Herr und die Apostel sowie die Heiligen haben die meisten Wunder ohne Anwendung aller Mittel, geschweige denn von magnetischen Manipulationen, durch den bloßen Befehl selbst in die Ferne an ganz Unbekannten, mit denen sie in keinerlei „Rapport" stehen konnten, gewirkt. Der Magnetismus kann nur auf bestimmte Distanzen wirken, die vernünftigern Anhänger behaupten höchstens eine Wirkung von einer Ecke des Zimmers zur andern.

Die Wunder brachten die Heilungen nicht systematisch, durch Herbeiführung von Krisen, allmälig, durch Anwendung von geoffenbarten Heilmitteln, sondern vielfach im Augenblicke ohne Zwischenstufen zwischen Krankheit und Heilung hervor.

Um jedoch dem Leser das Urtheil über den rein natürlichen Charakter des eigentlichen thierischen Magnetismus zu erleichtern, wollen wir eine Vorstellung des berühmtesten Magnetiseurs der neuesten Zeit, Hansen, die er zu Dresden vor zahlreichem Publicum und mit geringen Modificationen in vielen Städten Deutschlands und darüber hinaus gab, mittheilen, und damit die neuesten physiologischen Entdeckungen vergleichen.

Der Dresdener Anzeiger vom 20. April 1879 berichtet: Der Magnetiseur Herr Hansen hat am Freitag den 18. April im Victoria-Salon die bereits anderwärts angestaunten Experimente begonnen. Das äußerst zahlreiche Publicum schenkte denselben die größte Aufmerksamkeit und folgte allen Manipulationen des Magnetiseurs mit scharfen, prüfenden Augen. Nach den wahrhaft überraschenden Proben mußte sich den Zuschauern die zweifellose Thatsache von dem Vorhandensein eines stark ausgeprägten Magnetismus aufdrängen, mag letzterer nun animalischer Natur sein oder durch äußere Hülfsmittel unterstützt werden. Jedenfalls bleibt ein etwa vermuthetes Einverständniß der sich den Experimenten unterwerfenden Personen mit dem Magnetiseur ausgeschlossen, da deren zu viele in Frage kommen und die Wirkungen der Magnetisirung eine Ursprünglichkeit und Natürlichkeit erkennen lassen, wie solche wohl schwerlich so ohne Weiteres erfunden und ausgeführt werden können, namentlich von Personen, welche den verschiedensten Berufszweigen angehören. Ohne näher auf die Sache selbst eingehen zu wollen, geben wir im Nachstehenden nur dasjenige wieder, was sich dem Auge und Ohre bei der ersten Vorstellung darbot. Herr

Hansen hielt als Einleitung in ziemlich gutem Deutsch eine Ansprache ungefähr folgenden Inhaltes: Wenn man den Namen „animalischer Magnetismus" anwende, so sei dies nicht richtig; denn im menschlichen Körper wohne kein Magnetismus, wohl aber eine noch nicht ganz erkannte Kraft. Einige Gesetze derselben seien aber bekannt, und wenn man den richtigen Gebrauch davon mache, so könne ein Mensch den andern controliren und in einen Zustand bringen, daß er widerstandslos dem Willen des Magnetiseurs Folge leisten müsse, daß er z. B. die Glieder starr mache, irgend etwas gar nicht Vorhandenes glaube u. s. w. Den Experimenten selbst könne sich Jeder ohne Furcht unterwerfen, da dieselben kein unangenehmes Gefühl im Gefolge hätten. Der Aufforderung, zur Auswahl für die Experimente auf die Bühne zu kommen, kamen über dreißig Herren aus dem Publicum nach, welche sich dort zunächst auf Stühle setzten und auf ihre Empfänglichkeit für Magnetismus geprüft wurden. Hierzu bekam Jeder in die Hand eine Metallkugel, welche er fest ansehen mußte. Herr Hansen ging nun mehrere Male von dem Einen zum Andern, Jeden vom Scheitel herab nach dem Körper mit beiden Händen streichend; diese Procedur war oft unterbrochen durch verschiedentliche schnelle Bewegungen der Hände des Magnetiseurs vor den Gesichtern der zu Prüfenden. Ein Theil derselben wurde als nicht geeignet befunden, während die Uebrigen auf der Bühne verblieben und an Vieren derselben nunmehr der Reihe nach die Experimente vorgenommen wurden. Der erste war ein junger Mann. Diesem wurden Stirne und Wangen gestrichen, und er darnach aufgefordert, den geöffneten Mund zu schließen. Der Mund blieb trotzdem weit offen. Eine blitzartige Bewegung der Hand des Magnetiseurs gegen das Gesicht des Mannes und diesem ist der Wille zurückgegeben. Der betreffende junge Mann wird aufgefordert, dem Magnetiseur in die Augen zu sehen, und ist in Folge dessen genöthigt, Letzterm, welcher rückwärts schreitet, in gleichem Tempo und in den verschiedensten Zirkeln nachzulaufen. Auf die Frage nach seinem Namen kann der Magnetisirte trotz des ernstlichsten Nachdenkens überhaupt keine Antwort geben. Auch hier lösten einige schnelle Handbewegungen sofort den Bann, und der junge Mann hatte sofort sein Gedächtniß wieder. Ein anderer Herr wird ersucht, die geschlossenen Augen und Hände zu öffnen. Vergebliches Bemühen ohne den Willen des Magnetiseurs, welcher den Mann fortwährend bestreicht. Der Aufforderung, auf die Hand des Magnetiseurs zu schlagen, kann er nur in soweit nachkommen, daß er zwar energisch, aber stets in die Luft schlägt. Auch hier mußte der Magnetisirte, nachdem er mit einem Finger die innere Handfläche des Herrn Hansen berührt, diesem willenlos und selbst im schnellsten Schritt und im Kreise nachlaufen, und zwar geschah dies alles, wie auch bei den andern Herren, bei vollem Bewußtsein, aber unter vollständiger Aufhebung des eigenen Willens. Der Finger war wie an die Hand des Herrn Hansen gewachsen. Derselbe Herr wurde hiernach nochmals von oben bis unten gestrichen und schließlich steif wie ein Stück Holz auf zwei Stühle derart gelegt, daß Kopf und Füße auf je einem Stuhle lagen und der übrige Körper frei hing; auf letztern stellte und setzte sich Herr Hansen; der Körper beugte sich zwar ein wenig unter der Last, hatte aber keine Empfindung. Nach der Versicherung des Herrn Hansen kann ein so „präparirter" Körper stundenlang in diesem Zustande und ohne die geringste Anstrengung für dessen Besitzer versetzt bleiben. Ein starkes Schütteln des steifen Körpers und ein Hinundherbewegen eines weißen Tuches — und der Mann knickt zwischen den beiden Stühlen zusammen. „Ihr Haar brennt," sagt ihm plötzlich Herr Hansen. Erschrocken neigt der noch unter der Gewalt des Magnetismus Stehende wiederholt und energisch den Kopf auf einen Stuhl, in dem Glauben, daß, wie ihm gesagt, auf demselben ein mit Wasser gefülltes Becken stehe. Von den Schlußexperimenten seien namentlich noch zwei hervorgehoben. Vier der magnetisirten Herren stellten sich mit dem Rücken gegen einander und waren trotz der krampfhaftesten Anstrengung jedes Einzelnen — man sah an dem Einstemmen der Füße den guten Willen

— nicht im Stande, die fest an einander hängenden Köpfe frei zu bekommen. Gleich einem vierköpfigen Wesen drehte sich das Vierblatt im Kreise herum. Einige Bewegungen der Hand des Herrn Hansen in der Richtung der Köpfe, und alles ist wieder frei. Wenn schon von den bereits gezeigten Proben einzelne im höchsten Grade komisch wirkten, so geschah dies noch mehr am Ende der Vorstellung. Einen der magnetisirten Herren frug der Magnetiseur: „Warum lassen Sie Ihr Beinkleid so weit nach unten hängen? Eiligst, mit der ernstesten Miene und wohl ein halbes Dutzend Mal plagt sich der Mann damit ab, die Beinkleider heraufzuziehen. Endlich wird er auf einen Stuhl gesetzt und erhält eine in Bettchen gehüllte und einen Säugling darstellende Puppe in den Arm gelegt. Ohne Bewußtsein wiegt der Mann das Kind im Arm, bis er durch die Bewegung der Hand des Herrn Hansen und durch das weiße Tuch erlöst wird. Zum Bewußtsein zurückkommen, in seinem Arm die Puppe erblicken und aufspringend dieselbe weit von sich schleudern, waren natürlich Eins. Stürmischer Beifall wurde Herrn Hansen zum Schluß zu Theil.

Aber alle diese erstaunlichen Leistungen Hansen's sind bald darauf von Aerzten, Dr. Heidenhain, Dr. Grützner, Dr. Berger u. A., nicht bloß wiederholt und sogar überboten, sondern auch zugleich nach ihrem rein natürlichen physiologischen Charakter erkannt worden. Dr. Berger stellte z. B. in der Charité zu Berlin vor einem medicinischen Publicum folgende Experimente an. Er legte die eine Hand auf die Stirne, die andere auf den Nacken des sehr sensitiven Mediums, wodurch dasselbe auf der Stelle in den magnetischen Schlaf verfiel und in eine wahre Sprechmaschine umgewandelt wurde. Was ihm vorgesprochen wird, wiederholt es mit dumpfer Stimme, aber in gleicher Betonung wie der Vorsprechende. Unbekannte Sprachen: Lateinisch, Griechisch, Französisch, Hebräisch, Verse werden von ganz ungebildeten Personen ganz correct wiedergegeben. Der Magnetiseur entfernt die Hand aus dem Nacken, und die Sprechmaschine ist zerstört, er legt sie wieder auf, und die Maschine ist wieder fertig.

Schon die elektrischen Experimente, welche Prof. Weinhold an Personen anstellte, welche von Hansen magnetisirt gewesen, mußten den Glauben an eine besondere magnetische Kraft Hansen's sehr erschüttern; gelang es ihm doch vermittels galvanischer Ströme einen Theil der Hansen'schen Leistungen nachzuahmen.

Ein sehr helles Licht hat nun Heidenhain auf Grund eigener mit allen Mitteln der Wissenschaft angestellter Experimente in die Sache gebracht und in einer Schrift: „Der sogenannte thierische Magnetismus" niedergelegt. Er faßt das Resultat seiner Erörterungen in folgendem Satze zusammen: „Angesichts aller dieser Thatsachen scheint es mir nicht zu gewagt, die Ursache des hypnotischen Zustandes in einer Thätigkeitshemmung der Ganglienzellen der Großhirnrinde zu vermuthen, herbeigeführt durch schwache, anhaltende Reizung der Hautnerven des Antlitzes oder des Gehörs, oder der Sehnerven." (S. 39 f.)

Daß vor allem nicht eine besondere magnetische Kraft erforderlich ist, um Jemanden in die Hypnose, so nennt man jetzt bereits allgemein jenen künstlichen Schlaf, zu versetzen und wieder zu erwecken, zeigt die Beobachtung, daß der Hypnotisirte, wenn er durch Anstarren des Magnetiseurs in den Zustand gerathen ist, häufig erwacht, sobald ein Anderer vor ihn hintritt; desgleichen daß Personen, welche anfangs nur durch einen starken Magnetiseur zum Einschlafen gebracht werden, später auch demselben Einflusse seitens Anderer unterliegen und von diesen hypnotisirt, sofort erwachen, wenn der starke Magnetiseur vor sie hintritt. Es ist nämlich der bloße Wechsel des Netzhautbildes, welcher sie aufweckt, was schon daraus nothwendig folgt, daß auch jeder andere leblose Gegenstand, der vor sie hintritt, der Hypnose ein Ende macht.

Es ist auch ein großer Irrthum, zu glauben, es gehöre auch nur ein Mensch oder lebendes Wesen dazu, um in den magnetischen Schlaf zu versetzen; es reicht das Ticktack einer Taschenuhr, ja bei starker Anlage zur Hypnose sogar das ruhige Hinsitzen und Erwarten des Zustandes hin, um ihn herbeizuführen. Auf diese Weise gerieth Jemand, dem man versichert hatte, ihn aus der Ferne magnetisiren zu wollen, in seinem Zimmer durch die bloße Erwartung in den künstlichen Schlaf. In dieser Beziehung unterscheidet sich die Hypnose nicht wesentlich vom normalen Schlafe, der durch schwache einförmig wiederkehrende Reize, namentlich des Gehörs, gleichfalls herbeigeführt wird. Die Manipulationen (magnetische Striche) also, welche die Magnetiseure entweder in einiger Entfernung vom Leibe des zu Magnetisirenden oder unmittelbar an der Haut vornehmen, sind bloß solche monotone Reize. Denn es ist nicht zu bezweifeln, daß die Hände des Magnetiseurs durch ihre von der Haut des Versuchs-Subjects verschiedene Temperatur, durch ihre Feuchtigkeit, welche noch durch die ungeheuern Muskelanstrengungen, wie sie z. B. Hansen machte, vermehrt wird, durch ihre nahe an der Haut gemachten Bewegungen ein schwaches Gefühl in ihr erregen, das in seiner Gleichförmigkeit durch entgegengerichtete Striche gestört wird; daher die Erscheinung, daß letztere das Streichen unwirksam machen und den Schlaf sogar aufheben.

Gleiche einschläfernde Wirkung hat auch das Anstarren von glänzenden Flächen, und die ägyptischen Zauberer schläfern schon seit alter Zeit dadurch ein, daß sie auf eine glänzende, mit kabbalistischen Zeichen versehene Platte schauen lassen.

Auch die Gewalt, welche der Magnetiseur über den Magnetisirten während des Schlafes ausübt, läßt sich recht wohl physiologisch und psychologisch erklären. Die Nachahmung hat ihre Analogie in dem gewöhnlichen normalen Seelenleben. Bekannt ist, daß Gähnen eines Andern

uns zum Gähnen bringt, und Weinen kann bei Kindern und Frauen epidemisch werden. In der Hypnose nun werden die Handlungen des Magnetiseurs und seine Stimme wirklich wahrgenommen, wenn auch das Bewußtsein entweder theilweise oder ganz unterdrückt ist. Es gibt eben auch unbewußte Empfindungen. Das Auge scheint zwar häufig geschlossen, aber dennoch läßt die Lidspalte noch so viel Oeffnung, um Licht einfallen zu lassen. Statt daß nun nach gewöhnlichem Verlaufe der äußere Vorgang mit Bewußtsein aufgefaßt wird, und der bewußte Wille die Muskeln bewegt, denselben nachzuahmen, so fällt in dem Zustande der Zerstreuung oder des Unbewußtseins die Vorstellung und der Wille aus und die Empfindung bewirkt instinctmäßig die Nachahmung. Die von Hansen dazu bestimmt wurden, eine Kartoffel als Birne zu verspeisen, oder eine Puppe als ein Kind zu wiegen, thaten dies nicht in Folge einer Vorstellung von der Birne oder dem Kinde, sondern weil ihnen Hansen das Kauen und Wiegen vormachte.

Auf ähnliche Vorgänge läßt sich die Sprach-Automatie und die Befehls-Automatie zurückführen. Im Normalzustande geht dem Aussprechen eines Wortes die Entwickelung eines bewußten Klangbildes desselben voraus, welches unter Einwirkung des Willens den Anlaß zur articulirenden Wortbildung gibt. Bei dem Hypnotisirten wird ein unbewußtes Klangbild Reizursache für das Lautcentrum im Gehirn, von welchem aus dann die der Sprache dienenden Nerven erregt werden. Es geschieht aber nur unter solchen Bedingungen, daß die Innervationsbahn vom Orte des Klangbildes zu dem Orte des centralen Articulations-Mechanismus von denjenigen Hemmungen befreit wird, die bei dem Wachenden von den dem Bewußtsein und dem Willen dienenden Central-Apparaten ausgehen.

Der Befehl, etwas Bestimmtes zu thun, ruft bei dem Wachenden die bewußte Vorstellung des Auszuführenden hervor, welche der Wille in die Ausführung überleitet, indem er das Vorstellungsbild auf die motorischen Centralapparate einwirken läßt. Während der Hypnose kommt statt des bewußten Vorstellungsbildes ein unbewußtes Bild der vorzunehmenden Handlung durch die Einwirkung auf den Gehör-Apparat zu Stande, welches als Reiz auf den motorischen Apparat wirkt, wenn die nervöse Verbindungsbahn zwischen beiden Apparaten nach Wegfall der Willenshemmung leicht durchgängig wird. (Heidenh. S. 55.)

Daß nun gerade Berührung von bestimmten Stellen des Leibes das Nachsprechen und andere Erscheinungen herbeiführt, hat seinen Grund in den Reflex-Erregungen, d. h. der Uebertragung des Reizes eines Nerven auf einen andern vermittels des Gehirns und des Rückenmarks, wo sie eine centrale Verbindung haben. Dies ergibt sich sehr deutlich aus den Experimenten, welche Heidenhain im Anschluß an die Berger'schen anstellte. „Es ergab

sich, daß die meisten Versuchspersonen, welche bei dem Drucke auf den Nacken nachsprachen, dasselbe thun, wenn man unmittelbar, oder besser mittels eines Schalltrichters gegen die Nackengegend spricht, ohne denselben zu drücken, während sie stumm bleiben, wenn man gegen irgend einen Theil des Kopfes oder Antlitzes oder in den Gehörgang hineinredet. Sehr leicht und deutlich erfolgt Nachsprechen beim Vorsprechen gegen die Magengrube, weniger deutlich beim Vorsprechen gegen den Kehlkopf oder in den geöffneten Mund hinein gegen die vordere Rachenwand.

Setzt man auf einen der als wirksam bezeichneten Orte eine tönende Stimmgabel mit ihrem Knopfe, so wird ein dem Stimmgabelton ähnlicher Ton angegeben, während, wenn die Schallwellen der stark angeschlagenen Gabel in den äußern Gehörgang gelangen, oft Erwachen unter eigenthümlich schmerzhafter Verzerrung des Gesichtes und mit der Angabe erfolgt, es sei eine Art Brennen in dem Ohre gefühlt worden. . . . . Umgrenzt man mit der Stimmgabel den empfindlichen Bezirk der Magengrube, so ergibt sich, daß derselbe einem Theile der vordern Magenwand entspricht. Da nun der letztern, dem Kehlkopf sowie der hintern Rachenwand sensibele Fasern von dem Nervus vagus zugeführt werden, ist es wahrscheinlich, daß die durch die Schallwellen herbeigeführte mechanische Erregung der Vagusfasern es ist, welche die Uebertragung akustischer Eindrücke auf das phonetische Lautcentrum ermöglicht. Der Nackengegend gehen zwar nicht unmittelbar Vagusfasern zu, aber die Halsnerven treten in anastomosirende Verbindungen mit jenen Nerven, deren Bedeutung bis jetzt unbekannt ist." S. 49 f.

Hierdurch findet auch die in der Geschichte des Magnetismus oft wiederkehrende Erzählung vom Lesen mit der Magengrube Bestätigung und Erklärung.

Die Reflex-Erregung erklärt schließlich auch die Starre der Muskeln, welche die hypnotischen Erscheinungen gewöhnlich begleitet. Unter normalen Umständen erregt ein Reflexreiz eine schnell vorübergehende Muskel-Zusammenziehung; unwillkürlich schließen sich bei stark einfallendem Lichte die Augenlider, machen die Muskeln der Luftröhre die Bewegungen des Hustens, wenn ein fremder Körper in sie eindringt. Diese Contractionen sind aber bloß momentan; „bei den Hypnotischen bleiben die durch leises Streichen der Haut reflectorisch erregten Muskeln auf längere Dauer verkürzt, sie gerathen in sog. tetanische [starrkrampfartige] Zusammenziehung, und in Folge dessen die betreffenden Körpertheile in den Zustand der Steifigkeit oder Starre. Durch diese Permanenz der Zusammenziehung erinnert der Zustand der Muskeln Hypnotisirter an das Verhalten der Muskeln von Personen, die von einer den Aerzten

lange bekannten Erkrankung des Nervensystems befallen sind, der sog. Katalepsie. . . . . Ich möchte annehmen, daß der hypnotische Zustand nichts weiter ist, als eine künstlich erzeugte Katalepsie. In der Möglichkeit, jeden Körpertheil in beliebiger Stellung zu fixiren, liegt nur ein wesentlicher Kunstgriff des Herrn Hansen bei seinen Schaustellungen". S. 22.

Die erwähnten Erscheinungen können wir als natürlichen Magnetismus bezeichnen. Daneben kommen aber auch außerordentlichere Phänomene, Hellsehen, Kenntniß von Sprachen u. s. w. vor, welche mit den höhern Stufen des Spiritismus vollständig identisch sind. Ihr Charakter ist damit hinlänglich gekennzeichnet, und wird dies noch mehr durch die Gefahren, die sie für Gesundheit und Sittlichkeit der Sensitiven, welche in vollständig willenlose Abhängigkeit vom Magnetiseur kommen, bringen. Diese Gefahren sind selbst von begeisterten Anhängern der magnetischen Heilmethode erkannt und hervorgehoben worden. Cahagne z. B. hat dieselben in seinem Guide du Magnetiseur sehr grell geschildert und zur Vorsicht gemahnt. War es je nothwendig, für christliche Propheten und Thaumaturgen Vorsichtsmaßregeln vorzuschreiben und im Interesse der Sittlichkeit und Gesundheit vor ihren Heilungen zu warnen?

Inhalt.

Seite.

Einleitung 1

Erstes Capitel.

Berichtete Thatsachen 2
Crookes 3
Dessen Phänomene in übersichtlicher Rubrication, Klasse I bis XIII 4
Varley 15
Berichte über „Miß Katie King“ 16
Die Times 20
Zöllner 23

Zweites Capitel.

Erklärungsversuche 36
I. Die spiritistischen Erscheinungen lassen sich nicht adäquat durch eine Kraft der Medien erklären 38
1. Die spiritistischen Erscheinungen lassen sich nicht durch körperliche Einflüsse der Medien erklären 39
2. Die spiritistischen Erscheinungen sind nicht Ausfluß einer „psychischen Kraft“ des Mediums 41
3. Die spiritistischen Erscheinungen lassen sich nicht durch magische Kräfte der Medien erklären 44
II. Die Zöllner'sche Hypothese von der vierten Raumdimension 46
1. Die Hypothese erklärt nicht die Phänomene 46
2. Die Raum-Hypothese ist überflüssig 55
3. Die Raum-Hypothese ist absurd 56
III. Die spiritistischen Erscheinungen können nicht durch Einwirkung von Geistern der Verstorbenen erklärt werden 63
IV. Der Spiritismus ist nicht das Werk guter Geister 68
V. Der Spiritismus ist das Werk böser Geister 75

Drittes Capitel.

Verhältniß der spiritistischen Phänomene zu den christlichen Wundern 78

Berthold von Regensburg.

Von

Karl Unkel.

Berthold von Regensburg.

Von

Karl Unkel.

Köln, 1882.

Druck und Commiſſions-Verlag von J. P. Bachem.

Es ist doch nur das Christenthum gewesen, was unserm Volk eine längere, fort und fort aufsteigende Entwickelung möglich gemacht und selbst in den trübsten Zeiten sich als eine nie versiechende Quelle des Trostes, geistiger Erhebung und sittlicher Wiederaufrichtung erwiesen hat.

W. Arnold.

Vorwort.

Ein erfreuliches Resultat der neuern Forschungen auf dem Gebiete mittelalterlicher Geschichte ist die Wiederherstellung des getrübten oder mitunter fast ganz entschwundenen Andenkens an nicht wenige Männer, die zu den besten aller Zeiten gehören. Unter ihnen ist Bruder Berthold von Regensburg der erklärte Liebling der Culturhistoriker und Germanisten geworden. Seit vielen Menschenaltern wurde sein Name nicht mehr genannt; vergessen waren die Wohlthaten, die er zur Zeit des größten politischen und moralischen Niederganges dem Vaterlande erwiesen hatte; der Staub von Jahrhunderten bedeckte in den Bibliotheken die schriftlichen Denkmale seiner wunderbaren Redegabe. Da war es ein protestantischer Theologe, Chr. Fr. Kling, der zuerst, auf Anregung des Kirchenhistorikers Neander, im Jahre 1824 eine Anzahl deutscher Predigten Berthold's aus einer Heidelberger Handschrift (Cod. Palat. Nr. 24) veröffentlichte und ihn dadurch wieder in die Literatur einführte. J. Grimm widmete dieser verdienstlichen, wenn auch mit ungenügenden Mitteln unternommenen Ausgabe eine sehr ausführliche und lehrreiche Besprechung im 32. Bande der Wiener Jahrbücher der Literatur, welche namentlich auf Berthold's Bedeutung für Sprache und Literatur sowohl wie für die Culturgeschichte des Mittelalters aufmerksam machte. Eine neuhochdeutsche Uebersetzung der in der genannten Handschrift enthaltenen Predigten lieferte in den Jahren 1850/51 auf Veranlassung von Prof. Alban Stolz der Priester Franz Göbel und vermehrte sie in der zweiten, 1857 erschienenen Auflage durch fünf Predigten einer andern Heidelberger Handschrift (Cod. Palat. Nr. 35). War diese Arbeit geeignet, die Aufmerksamkeit geistlicher Kreise auf den alten Prediger zu lenken, so übernahm der Germanist Franz Pfeiffer im philologischen Interesse eine Ausgabe sämmtlicher deutschen Predigten Berthold's im Originaltext und ließ 1862 den ersten Band erscheinen, welcher die 36 Predigten der Handschrift Nr. 24 enthält, während der zweite Band neben den neunzehn Predigten des Codex Nr. 35 noch solche aus andern Handschriften und außerdem Nachrichten über die handschriftlichen Quellen, einen Commentar, ein Wörterbuch und eine erschöpfende Charakteristik Berthold's und seiner Beredtsamkeit bringen sollte. Pfeiffer starb indeß, bevor er sein Versprechen einlösen konnte, und Prof. J. Strobl in Czernowitz, der als Erbe des Pfeiffer'schen

Nachlasses den zweiten Band der Predigten im Jahre 1880 besorgte, glaubte von der Zugabe eines Wörterbuches und Commentars sowohl als von einer Charakteristik Berthold's absehen zu müssen. Diese zwei Bände deutscher Predigten Berthold's sind hauptsächlich der vorliegenden Arbeit zu Grunde gelegt, jedoch wurde auch die gesammte einschlägige Literatur gewissenhaft benutzt. Wenigstens glaube ich nichts von Bedeutung übersehen zu haben.

Es ist nun gewiß richtig, daß eine Charakteristik Berthold's und seiner Beredtsamkeit, welche das in den Predigten Zerstreute zu einem Gesammtbilde zusammenfassen soll, in etwa lückenhaft bleiben muß, so lange die lateinischen Predigten Berthold's nicht mit in die Untersuchung hineingezogen werden können. Wenn ich aber trotz dieses Bedenkens einen Versuch auf Grund des bis jetzt zugänglichen Materials glaubte wagen zu dürfen, so geschah es, weil eine kritische Ausgabe der lateinischen Predigten für die nächste Zeit noch nicht gesichert ist; eine solche auch, wenn man aus den Mittheilungen Jakob's in seiner Schrift über die lateinischen Reden Berthold's einen Schluß ziehen darf, wesentliche neue Aufschlüsse wohl nicht bringen wird, und die Forschungen jedenfalls schon so weit gediehen sind, daß eine zusammenfassende Darstellung derselben wohl geeignet scheint, das Interesse weiterer Kreise für einen von Deutschlands edelsten Söhnen zu wecken. Vielleicht darf ich mich sogar der Hoffnung hingeben, auf diese Weise etwas zur Beschleunigung der so wünschenswerthen Herausgabe der lateinischen Predigten beizutragen [1]).

Der Gedanke, ein abgerundetes Lebensbild Berthold's zu entwerfen, war durch den Mangel an zuverlässigen Lebensnachrichten ausgeschlossen. Aus derselben Ursache entstanden auch für die Gruppirung des Stoffes Schwierigkeiten, welche ganz zu überwinden mir vielleicht nicht gelungen ist. Möge der freundliche Leser hier Nachsicht walten lassen.

Die ohne nähere Bezeichnung vorkommenden Ziffern verweisen auf die Ausgabe von Pfeiffer (I) und Strobl (II).

Bonnef, am Todestage Berthold's (14. Dec.) 1881.

Der Verfasser.

[1]) Die vorliegende Vereinsschrift war schon unter der Presse, als die Huttler'sche Verlagshandlung das Erscheinen der Sermones fr. Bertholdi ad religiosos nach dem Erlanger Codex zum siebenten Centenarium des h. Franciscus von Assisi ankündigte. Die Aufnahme, welche diese Predigten in der Oeffentlichkeit finden werden, soll auch, wie der Herausgeber, Herr P. P. Hötzl O. S. Fr. mir freundlichst mittheilt, über die Thunlichkeit einer Herausgabe der Opera fr. Bertholdi orientiren.

I.

Politische und kirchliche Zustände um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts.

Den großen Streit zwischen den beiden obersten Gewalten der Christenheit hatte das zwölfte Jahrhundert dem nachfolgenden unentschieden hinterlassen, und die Traditionen seines Hauses sowohl wie eigene Sinnesrichtung bestimmten den unter dem Schutze eines hochherzigen Papstes aufgewachsenen Enkel Barbarossa's, den verderblichen Kampf zu erneuern. Der den staufischen Kaisern vorschwebende Gedanke einer Universal-Monarchie und der Oberherrlichkeit auch über das geistige Gebiet der Kirche mußte dem hochfliegenden Geiste des zweiten Friedrich zu verlockend erscheinen, um nicht in ihm einen eifrigen und gefährlichen Vorkämpfer zu finden. Fast seine ganze lange Regierungszeit war dem Kampfe für diese Idee gewidmet, in welchem der zu hohen Dingen berufene Fürst einen traurigen Untergang finden mußte, und die alte Herrlichkeit des heiligen römischen Reiches deutscher Nation den tödtlichen Stoß empfing, so daß sie, innerlich gebrochen, die nachfolgenden Jahrhunderte hindurch mehr und mehr dahinsiechte, obschon sie mitunter neue Lebensfülle durch einzelne kraftvolle Herrscher zu gewinnen schien. Mit dem im Jahre 1250 erfolgten Tode Friedrich's II., oder, genauer betrachtet, schon mit seiner Absetzung auf der dreizehnten allgemeinen Kirchenversammlung zu Lyon im Jahre 1245 begann Deutschlands kaiserlose, schreckliche Zeit, das Interregnum. Friedrich vermochte weder die Wahl des Landgrafen Heinrich (Raspe) von Thüringen zum Gegenkönig zu verhindern, noch nach dessen baldigem Tode gegen seinen Nachfolger, den jungen Grafen Wilhelm von Holland, in Deutschland sich zu behaupten, und unaufhörliche Kämpfe zwischen Wilhelm und Konrad IV. füllen auch die vier Jahre aus, welche von Friedrich's Tode bis zum Tode seines Sohnes

verflossen. Nachdem König Wilhelm im Kriege gegen die Friesen im Januar 1256 erschlagen worden, suchten die Städte, welche ihren Wohlstand durch die steten Kriegswirren schwer bedroht sahen, auf einem Tage zu Mainz vergebens ihren Einfluß für eine einheitliche Königswahl geltend zu machen, die Habgier der Fürsten, welche über der Verfolgung ihrer Sonderinteressen die Sorge um des Reiches Wohl und Weh vergessen hatten, führte zur verhängnißvollen Doppelwahl. Zwei ausländische Fürsten, Richard von Cornwallis und Alphons von Castilien, gewannnen durch die Macht des Goldes jeder einen Theil der Wahlfürsten für sich und suchten beim Papste Alexander IV. und später bei Urban IV. (seit 1261) die Anerkennung und Kaiserkrönung nach, ohne jedoch ihren Streit dem schiedsrichterlichen Urtheile des h. Stuhles unterwerfen zu wollen. So mußten die Verhandlungen nothwendig fruchtlos bleiben.

Inzwischen aber waren die streitenden Fürsten um so mehr bemüht, ihre Parteien auf Kosten des Reiches zu vergrößern. Schon in dem Kampfe zwischen Wilhelm und Konrad war dieses Bestreben zum großen Schaden der kaiserlichen Gewalt zu Tage getreten. Je mehr die mächtigern Reichsfürsten und der hohe Adel durch Verleihung von Herrschaften und Gütern, die Städte durch Zollfreiheiten und politische Gerechtsame der Sache des einen oder des andern Prätendenten verpflichtet wurden, um so mehr wuchs ihre Neigung, die eigene Machtstellung zum Nachtheile der Reichsgewalt zu erhöhen. „Die Einheit war zerrissen, und die Glieder hatten das getheilte Leben sich angeeignet, es war in ihren Bestand verwachsen, sie fühlten sich in ihm, jedes einzelne für sich, erstarkt und vollkräftiger, und mochten sich, wie die Mächte des Niederreichs im Manichäism, nicht entschließen, das geraubte Licht wieder herauszugeben, damit es sich wieder sammele und in Ordnung sie beherrsche. Darum sah das Kaiserthum, das beinahe alle seine Gerechtsame verloren, auf eine bloß formale Macht sich zurückgesetzt, während alle Realität allein den Ständen zugefallen, ... und weil nun nicht, wie sonst, eine alles überwiegende Schwerkraft den Umkreis an die Mitte band, vielmehr eine stete Zwietracht beide auseinander hielt, darum mußte die Bahnlinie der untergeordneten Mächte, je länger je loser und schlaffer gebunden, sich mehr und mehr erweitern, und die Stände, mehr und mehr aus dem Verbande weichend, sich vereinzeln und sich auf sich selber setzen. So schlossen die Fürsten ihre Territorien ab und verbündeten sich zum Schutz und Trutz untereinander, bald auch mit der Fremde nach Willkür; das Standesinteresse der Geistlichen und Weltlichen schied sich schroffer und immer schroffer; die Städte schlossen sich in ihren Mauern, hinter Wällen und Gräben ab und hielten in ihren Bünden sich zu

einander; der Adel, zwischen sie und die Fürsten eingedrängt, bildete gleichfalls seine Genossenschaft“ [1]).

So schnell und tief war das kaiserliche Ansehen gesunken, daß ein simpler Ritter, Hermann von Rietberg, die Gemahlin König Wilhelm's, die sich in Begleitung des Grafen Adolph von Waldeck nach der Burg Trifels begeben wollte, gefangen nahm und nur gegen Lösegeld wieder entließ, und daß dem Könige selbst in Neuß das Haus über dem Kopfe angezündet wurde; und doch war Wilhelm wenigstens beständig im Reiche anwesend, während von den beiden spätern Rivalen Richard nur einige Mal zu vorübergehendem Aufenthalte, Alphons dagegen nie in Deutschland sich zeigte. Da war denn kein höherer Wille mehr vorhanden, der den auf die Vergrößerung ihrer Macht gerichteten Bestrebungen der Reichsfürsten und Grafen und den daraus entspringenden unaufhörlichen Fehden kräftig hätte Halt gebieten können. In Mitteldeutschland wurde die thüringische Hinterlassenschaft nach dem Aussterben des dortigen Fürstengeschlechtes in den fünfziger Jahren und bis in die Mitte des folgenden Jahrzehntes das Ziel verheerender Kämpfe zwischen Sophie, Tochter des Landgrafen Ludwig und der h. Elisabeth, welche für ihren Sohn Heinrich Hessen und die thüringischen Allode beanspruchte und in dem Herzog Albert von Braunschweig einen Bundesgenossen fand, und dem Markgrafen Heinrich dem Erlauchten, Sohn Dietrich's von Meißen und einer Schwester des Landgrafen Ludwig. Im Südosten ist das seit 1246 erledigte Herzogthum Oesterreich der Zankapfel mehrerer Bewerber und fällt endlich an den mächtigen Böhmenkönig Ottokar II., der lange vergebens auch Steiermark zu gewinnen sucht und dadurch in schweren Krieg mit Bela IV. von Ungarn sich verwickelt, welcher schließlich durch die Schlacht bei Kressenbrunnen auf dem Marchfelde 1260 zu seinen Gunsten entschieden wird. Im Südwesten ist Rudolph von Habsburg, eine Zeit lang eifriger und einflußreicher Anhänger der Partei seines Taufpathen, Kaiser Friedrich's II., seit 1242 in eine Reihe von Fehden verwickelt; während im Nordwesten die Gräfin Margaretha von Flandern wegen Hennegau Krieg gegen ihren Sohn Johann führt, der später, mit Adelheid, der Schwester König Wilhelm's, vermählt, an diesem eine Stütze erhält.

Während so die Großen fast nur auf die Erweiterung ihrer Hausmacht bedacht waren, anstatt auf das zu sehen, was zu des Reiches Nutz und Frommen dienen mochte, fand der kleine Adel Gelegenheit, in anderer Weise sich geltend zu machen. „Wenn die Katze fort ist, regieren die Mäuse“, um mit Bruder Berthold zu reden. Wollten die Fürsten

[1]) J. Görres in der Einleitung zu Diepenbrock, Heinrich Suso. S. XXVI.

in ihren Territorien sich möglichst wenig vom Kaiser dareinreden lassen, so suchten die Edelleute nicht minder auf ihren Burgen die unabhängigen Herren zu spielen, was ihnen oft um so leichter gelang, da die Fürsten, welche zu ihren häufigen Kriegszügen viel Geld bedurften, auf die Darlehen reicher Herren angewiesen waren. Sie schädigten die Städte und ihren aufblühenden Handel durch Forderung von Geleitzöllen, Kirchen und Klöster durch Brandschatzung, den meist noch freien oder wenigstens in sehr milder Hörigkeit stehenden Bauernstand durch Erpressung willkürlicher Abgaben und Frohndienste. Aus diesen Mißbräuchen entwickelte sich bald das reine Raubritterthum. „Damals aber," sagt die Chronik von Worms[1]), „stund's in Deutschland und fürnehmlich am Rhein also, daß, wer der stärkste war, der schob den Andern in den Sack, wie er konnt und möchte: Die Reuter und Edelleute nährten sich aus dem Stegreif, mordeten, wen sie konnten, verlegten und sperrten die Päß und Straßen und stellten denen, so ihres Gewerbes halber über Land ziehen mußten, wunderbarlich nach; daneben hatten etliche Herrschaften neue Zöll am Rheine aufgerichtet; auch war das arme Volk mit übermäßigen, unbilligen Schatzungen hoch beladen und beschwert."

Da vereinigten sich die Städte und bildeten Eidgenossenschaften zu gemeinsamer Abwehr gegen die Landfriedensbrecher und zu des Reiches Wohl. Die größte Bedeutung erlangte, leider nur für sehr kurze Zeit, der rheinische Bund vom Jahre 1254, dem auch Herren und Grafen in solcher Anzahl beitraten, daß, wie Weizsäcker nachgewiesen hat, die herkömmliche Bezeichnung „Städtebund" bei ihm nicht zutrifft. Auf verschiedenen Tagen zu Mainz, Worms, Oppenheim und Köln wurde u. A. beschlossen, alle ungerechten Zölle aufzuheben und die Friedensbrecher mit vereinten Kräften zu strafen; keine Kriegsfahrt solle unternommen werden, es sei denn nach reifer Berathung der Städte und Gemeinden. Die Edeln und Landherren sollen ihre Gerichte gerecht gebrauchen und ihre Rechte in allem behalten; auch sollen sie von den Leuten, die unter ihrer Gerichtsbarkeit stehen, nur die Dienste verlangen, welche sie und ihre Vorfahren seit dreißig, vierzig oder fünfzig Jahren zu leisten gewohnt waren. Auch der Wucher der Juden wurde heilsam beschränkt, und ihnen nur noch 25 (!) Procent zu nehmen gestattet[2]). Nach dem Tode König Wilhelm's suchten die Städte zwar, wie schon oben bemerkt wurde, in gerechter Würdigung der durch die Uneinigkeit der Fürsten dem Reiche drohenden Gefahren, ihr Ansehen auch bei der Königswahl in die Waagschale zu werfen und beschlossen auf dem Tage zu Mainz am 12. März

---

[1]) W. Arnold, Verfassungsgeschichte der deutschen Freistädte. Bd. II. S. 69.

[2]) Krebs, Deutsche Geschichte. Bd. III. S. 497 ff.

1256, an die Wahlfürsten Boten zu senden „mit der inständigen Bitte, zum Heile des gesammten Vaterlandes sich für eine Person zu einigen, damit nicht durch ihre Zwietracht der heilige Friede gestört werde"; und erklärten sogar, im Falle einer getheilten Wahl keinen der Gewählten anerkennen zu wollen. Als aber trotzdem die Doppelwahl stattfand, ließen die Städte sich in den Hader der Parteien hineinziehen, und der rheinische Bund, der so schöne Hoffnungen geweckt hatte, zerfiel nach kaum dreijährigem Bestehen.

Weniger als die durch feste Stadtmauern geschützten und im Waffenhandwerk meist wohlerfahrenen Bürger vermochten sich die Bauern gegen Vergewaltigung zu schützen, seitdem mit der Einführung des römischen Rechtes die gelehrte Rechtsverdrehung sich der brutalen Gewalt zur Unterdrückung der Armen und Wehrlosen verbündete. Hatten die Kaiser in dem fremden, heidnischen Rechte ein willkommenes Mittel zur Begründung und Durchführung ihrer absolutistischen Herrschergelüste gefunden, so bot es sich dem Adel als eine passende Handhabe, den Bauernstand in Abhängigkeit und Knechtschaft zu versetzen, indem man, die römischen Rechtsbestimmungen über die Servitus auf die deutschen Bauern anwendend, die freien Bauern in Hörige und die Hörigen der verschiedenen Abstufungen in wirkliche Leibeigene verwandelte, von denen man Frohndienste und Abgaben nach Belieben erpressen konnte. Wenn diese Uebelstände auch erst gegen das Ende des Mittelalters schreiend wurden, so traten sie mehr oder weniger doch schon im dreizehnten Jahrhundert zu Tage. Schon damals waren „ungerechte Steuer, ungerechte Vogtei, erzwungene Herberge, Zwangsabgabe (Nôthëte), Brand, Diebstahl und Raub, ungerechtes Gericht, ungerechte Zölle und Accise (Ungelt)" an der Tagesordnung. Der arme Mann aber lebte „kaum besser als seine Sau" (I, 58). In Folge dieser systematischen Aussaugung verließen die Bauern in Menge Haus und Hof, der Ackerbau lag danieder[1]), sogar communistische Ideen griffen im Volke Platz[2]). Zu dieser Zeit wurde es allgemein für eine Strafe des Himmels angesehen, daß vom hohen und niedern Adel Wenige ein hohes Alter erreichten und eines natürlichen Todes starben (I, 89), „denn weil sie die Armen ausplündern," sagte man, „werden sie von den Thränen der Armen vor der Zeit erstickt"[3]). Wohl fehlte es nicht an klar blickenden Männern, welche warnend daran erinnerten, daß ein zu straff gespannter Bogen zuletzt zerspringen muß; aber ihre Mahnungen verhallten meist ungehört, die Bedrückungen wurden

---

[1]) Caesar. Heisterbac. Homil. II. 61.
[2]) Ebend. III. 66.
[3]) Caesar. Heisterbac. Dialog. I. 26.

je länger desto ärger, bis die Reformation an den seit Jahrhunderten angehäuften Brennstoff den Zunder legte. Die nun erfolgende Explosion, der Bauernkrieg, machte das Reich in seinen Grundfesten erzittern.

Von der fortschreitenden Zersetzung auf dem politischen und socialen Gebiete konnte die mit dem bürgerlichen Leben damals so eng verwachsene und ohnehin an manchen innern Schäden leidende Kirche nicht unberührt bleiben. Das kirchliche Leben entfaltete sich zwar im dreizehnten Jahrhundert in unbeschreiblicher Herrlichkeit: Männer wie Alexander von Hales, Wilhelm von Paris, Vincenz von Beauvais, Albert der Große, Thomas von Aquin, Bonaventura erleuchteten die christliche Welt mit dem Glanze ihrer Wissenschaft und Heiligkeit; die beiden großen Mendicantenorden erneuerten durch ihr demüthiges Leben in freiwilliger Armuth das Bild der Urkirche; die fortdauernde Begeisterung für die Wiedergewinnung des heiligen Landes, wie die unübertroffenen Meisterwerke religiöser Kunst — die Grundsteinlegung des Kölner Domes fällt gerade in den Beginn des Interregnums — bezeugen die Tiefe und Energie des religiösen Gefühls, so daß das Jahrhundert im Großen und Ganzen den scharf ausgeprägten Charakter ernster Religiösität trägt. Doch fehlt es dem Lichtbilde nicht an tiefen Schatten; namentlich mußte das Umsichgreifen grundstürzender Irrlehren alle Wohlmeinenden mit Sorge um die Zukunft erfüllen. Folgende sieben Punkte werden als der wesentliche Inhalt der damaligen Ketzereien bezeichnet (I, 406): die Ehe sei sündhaft; die Obrigkeit habe nicht das Recht über Leben und Tod; die Sacramente und Sacramentalien seien nicht gnadenwirkend; ein Priester könne im Zustande der Todsünde nicht gültig lossprechen; das Schwören sei unerlaubt; Jeder habe das Recht und die Pflicht, die Bibel zu lesen; wer zwei Röcke habe und nicht einen davon verschenke, gehe ewig verloren (Communismus). Außerdem wird noch als Kennzeichen der Ketzer angeführt, daß sie den Sonntag nicht feiern (I, 268), Geheimlehren zu haben und mit der Geisterwelt zu verkehren vorgeben (I, 403).

In Deutschland scheinen zuerst die Waldenser, Poverlewe oder Poverdelewe (povers de leun, pauvres de Lyon) genannt, Eingang gefunden zu haben. Viel verbreitet waren, namentlich in den Rheingegenden, in Hessen, Baiern und Oesterreich, die Katharer, Gassars (ital. Gazzari), auch Patriner (wahrscheinlich von dem im elften Jahrhundert in Mailand gegen den pflichtvergessenen Klerus kämpfenden Volksbund, der Pataria), oder, weil sie mit der im dritten Jahrhundert von Manes gestifteten Secte sich vielfach berührten, Manichäer genannt. Ein Zweig dieser Secte waren die Sporer, welche ihren Namen von dem Katharerbischof Robert de Sperone aus dem zwölften Jahrhundert haben, nicht, wie man irrthümlich glaubte, weil ihr Stifter ein Spornmacher gewesen sei.

Daneben erscheinen die Runkeler oder Ringler, welche bei den lateinischen Schriftstellern Runcarii, auch Roncaroli heißen, ein Name von sehr zweifelhafter Ableitung. Einige denken an ein deutsches Dorf Runkel, Andere wohl mit mehr Recht an den italienischen Ort Roncaglia, oder an einen einsamen wüsten Ort (roncaria, runcarius i. e. ager incultus) als Versammlungsort der Ketzer. So Ducange, während Grimm den Namen mit dem langen Messer (runco), welches gewisse Ketzer trugen, in Verbindung bringt. Die Namen der pantheistischen Ortlieber und Sifrieder endlich weisen auf deutsche Sectenhäupter hin. Wenn in den Ketzerverzeichnissen des dreizehnten Jahrhunderts auch Arnaldisten, Anhänger des Arnold von Brescia, aufgeführt werden, so geschieht dies wohl nicht bloß, wie man geglaubt hat, der Vollständigkeit halber, als ob dieselben in Deutschland thatsächlich nicht vorgekommen wären. Wenigstens ist ein directer Einfluß Arnold's auf die Ketzerei am Rheine durchaus nicht unwahrscheinlich [1]). Von diesen Ketzereien sagt Möhler [2]): „Sie hatten vom Christenthum nichts mehr an sich; durch ihre Verwerfung der Ehe und Verwandtes hoben sie die Gesellschaft im Principe auf; sie waren antisocial, und sie forderten die bürgerliche wie die kirchliche Gesellschaft zum Kampfe heraus, da sie selbst die Fundamente derselben untergruben und sich immer weiter verbreiteten." Darum konnte sogar ein Fürst wie Kaiser Friedrich II., so wenig ihm persönlich an der Reinerhaltung des Glaubens liegen mochte, nicht umhin, die schon bei seiner Kaiserkrönung gegen die Ketzer erlassenen Gesetze wiederholt mit Strafverschärfungen zu erneuern. Er gab dadurch mit Anlaß zu jener großen Ketzerverfolgung, bei welcher der rücksichtslos strenge Konrad von Marburg, der Beichtvater der h. Elisabeth, durch unklugen Eifer sich hervorthat und einen gewaltsamen Tod fand.

Ohne den Einfluß von mancherlei Mißbräuchen im kirchlichen Leben auf die Entstehung gewisser Ketzereien des Mittelalters leugnen zu wollen, wird man doch eine Hauptursache des damaligen Sectenwesens in dem rationalistisch-materialistischen Lehrsystem des arabischen Philosophen und Aristotelikers Averroes (gest. 1198) erkennen müssen, welches, in christliche Kreise eindringend, einen maßlosen Wissensstolz und eine kein Glaubensgeheimniß mehr achtende Kühnheit der philosophischen Forschung weckte und die Civilisation des christlichen Abendlandes schwer bedrohte. „Als das Schlimmste gekommen war," sagt ein Kenner mittelalterlicher Zustände [3]), „da gab es keine monstra und portenta opinionum mehr,

---

[1]) Koch, die frühesten Niederlassungen der Minoriten im Rheingebiete. S. 61.
[2]) Kirchengeschichte, herausg. von Gams. Bd. II. S. 634.
[3]) Histor.-polit. Blätter. 1877, S. 444 ff.

welche nicht in den christlichen Schulen in den blasphemischsten Ausdrücken behauptet und vertheidigt worden wären. Nicht unser oder das vergangene Jahrhundert hat das ausschließliche Privilegium der Gottlosigkeit in der Wissenschaft. Alle Formen des Rationalismus, Naturalismus, Sensualismus, Pantheismus, Atheismus und Nihilismus, die in unsern späten Tagen zum Ausdruck kommen konnten, sind schon von mittelalterlichen Verirrungen vorweg genommen worden." Daß dieses Urtheil nicht zu viel behauptet, beweisen die haarsträubenden Irrthümer, welche eine ganze Reihe Pariser Gelehrten sich zu Schulden kommen ließ, so daß in den Jahren 1209 und 1215 ein kirchliches Verbot aristotelischer Schriften erfolgen mußte.

Zwar vermochte bei der damaligen Beschränkung der Wissenschaft auf die Schule, obwohl diese zur Weiterverbreitung des Irrthums sich alle Mühe gab, derselbe nicht in dem Maße, wie wir es gegenwärtig beklagen, in das Volk einzudringen; dennoch mußte die kirchliche Predigt auf allerlei Einwendungen gegen die Lehren und Gebote der Kirche Rücksicht nehmen, welche den auch in manchen Kreisen des ungebildeten Volkes herrschenden Geist offenbaren. Es deutet auf Indifferentismus hin, wenn man sagte: „Wer mag Recht haben, Juden, Heiden oder Ketzer? Ich weiß nicht, wie es steht, oder wer recht glaubt" (I, 44). Deismus zeigt sich in der Frage: „Was achtet der allmächtige Gott auf mein Paternoster, auf so ein kleines Ding? Wie möchte Er davon froh werden" (I., 201.)? Prädestinatianismus und Fatalismus verrathen Redensarten wie: „Der Mensch thue übel oder recht, soll er gerettet werden, so wird er doch gerettet; und wie wohl der Mensch thue in aller Welt, soll er zur Hölle, so muß er hin; und wie übel der thue, der zum Himmelreich soll, er kommt doch dahin" (I, 491). Etwas gemildert erscheint die Lehre von der absoluten Vorherbestimmung in dem Satze: Wer für die Hölle prädestinirt ist, muß zwar dahin; doch kann er ein so guter Mensch sein, daß Gott ihm in der Hölle die poena sensus erspart: „daz im got in der helle ein hûs machet, daz ihm niht wirret" (II, 227). Der fatalistische Irrthum war so verbreitet, daß die Ascetiker sogar die Warnung für nothwendig hielten, man solle in der Beichte seine Sünden nicht mit dem Fatum entschuldigen und nicht sagen: es war mir von Gott so bestimmt, daß ich das that (I. 348)[1]). Vermessenes, an die Sola-fides-Lehre erinnerndes Vertrauen auf die Erlösung durch Jesus Christus spricht sich in den Worten aus: „Gott läßt Niemand verloren gehen; als Er den ersten Menschen schuf, sah Er dem letzten unter die Augen" (d. h. Er faßte ihn in's Auge, nahm ihn in Seine Hut); „wähnet ihr,

[1]) Siehe auch Caes. Heisterb. Homil. IV. 22.

daß Er die Marter umsonst litt“ (I, 400)? Die Furcht vor der Hölle suchten nicht bloß Männer, sondern selbst Frauen, denen auch sonst noch leichtfertige Aeußerungen über Glaubenssachen zugeschrieben werden (I, 532), sich damit auszureden, es sei mit der Sünde so schlimm nicht, wie es die Pfaffen machten (I, 568), und es gebe nur drei Sünden, durch die man in die Hölle komme: Selbstmord, Gattenmord und Verrath seines Herrn (Felonie)[1]); auch sei Gott nicht so zornig, daß Er wegen einer einzigen Sünde einen Menschen verdamme (I, 532). Und am Ende, so meinten arge Spötter, könne man sich ja am jüngsten Tage unter all den Menschen verbergen (I, 400); oder wenn alles nichts helfe — nun denn, wer sich ein Mal an die Hölle gewöhnt habe, sei da so gern wie sonstwo (I, 386).

Leider besaß ein großer Theil des Seelsorgsklerus weder die wissenschaftliche noch die sittliche Tüchtigkeit, um den Gefahren der Zeit begegnen und die der Kirche geschlagenen Wunden heilen zu können. Die reich dotirten Stiftsherren, vielfach Sprossen der vornehmsten Geschlechter, pflogen nicht selten einer unedeln Muße in dem bunten Treiben der Städte und verzehrten hier die Einkünfte der Pfarreien, welche sie oft neben ihren Canonikatspfründen hatten, während sie die Seelsorge dürftig besoldeten Vicaren überließen, die außer den Ceremonien des Gottesdienstes und vielleicht einigen pastorellen Handgriffen wenig verstanden, da sie nie eine gelehrte Schule besucht hatten. Ein bedeutender Theil der Pfarrgeistlichen gehörte zu diesen sacerdotes illiterati, die das ganze Mittelalter hindurch von den sacerdotes literati oder eruditi oder scholastici genau unterschieden und von Letztern, wie von den in Klosterschulen gebildeten Predigern der Mönchsorden mit Geringschätzung angesehen wurden[2]). Und nicht ein Mal solche ungebildete Geistliche waren auf dem Lande in genügender Anzahl vorhanden, um den Gottesdienst zu halten und das Volk nothdürftig in der Religion zu unterrichten. Waren doch so manche Kirchen und Klöster durch Brand und Plünderung zu Grunde gerichtet, daß die Mittel zur Heranbildung und zum Unterhalte eines hinlänglich zahlreichen Klerus fehlten, und wo billig vier Priester sein sollten, oft kaum einer war (I, 364. 450). Wesentlich besser war es in den Städten um die Seelsorge bestellt (I, 323), wo ein in jeder Hinsicht trefflicher, seeleneifriger Pfarrklerus durch fleißiges Predigen das religiös-sittliche Leben frisch zu erhalten und namentlich dem Umsich-

---

[1]) Das wechselseitige Verhältniß von Herren und Untergebenen, die „Treue“, war dem Mittelalter hochheilig. Untreue galt als ein „Abfall von der heiligen Christenheit“. Norrenberg, Frauenarbeit. S. 35.

[2]) Cruel, Geschichte der deutschen Predigt im Mittelalter. S. 262.

greifen der Ketzereien mit Erfolg entgegenzuwirken verstand, so daß die Städter in Bezug auf Glauben und Sittlichkeit den Landleuten als Muster vorgestellt werden konnten (I, 323). Gepredigt wurde regelmäßig bei der Messe an Sonn- und Festtagen (I, 275), und selbst auf dem Lande gehörte das Anhören der Predigt zur pflichtmäßigen Sonntagsheiligung (I, 269). Berthold selbst predigte oft mehrere Tage nach einander und machte es seinen Zuhörern zur strengen Pflicht, fleißig die Predigt zu besuchen; auf diesen Punkt kommt er sehr oft zurück. Der Regularklerus wußte sich mehr als die Weltgeistlichkeit auf der Höhe seines Berufes zu halten, obschon er von Simonie nicht frei war, und die evangelische Armuth nicht überall streng beobachtet wurde, auch die Kriegsereignisse, welche sogar hinter den stillen Klostermauern ihr Echo fanden und Parteiungen hervorriefen, dem Gedeihen des klösterlichen Geistes nicht gerade günstig waren. Als tüchtig in Seelsorge und Predigt erscheinen besonders die neuen Orden der Dominicaner und Franciscaner; und es bezeichnete im allgemeinen Bewußtsein den höchsten Grad sittlicher Verkommenheit, wenn weder Prediger noch Mindere Brüder mehr Besserung schaffen konnten. Daß die Klöster überhaupt noch immer Pflanzschulen der Heiligkeit waren, dürfen wir schon aus dem Umstande schließen, daß Berthold, wo er die Lehre vom Ablaß erklärt und von den heiligen Menschen redet, deren stellvertretende Genugthuung den Sündern zu gute komme, sich damit begnügt, auf die unschuldigen Seelen hinzuweisen, die, in zarter Jugend in die Klöster aufgenommen, dort ein sündenreines, heiliges Büßerleben bis an ihr Ende führen.

In einer Zeit langen, erbitterten Kampfes gegen die Kirche und arger politischer Verwickelungen mußten selbstverständlich Zucht und Sitte großen Schaden leiden. Blutige Gewaltthaten, Wucher jeder Art und eine erschreckende Unsittlichkeit kennzeichnen jenes Vierteljahrhundert, welches unter dem Namen des Interregnums eine der dunkelsten Perioden in der Geschichte des deutschen Volkes bildet. Gerade dann aber wird das Eingreifen einer höhern Macht in das menschliche Durcheinander auch blöden Augen leicht erkennbar, wenn bei hoffnungsloser Zerfahrenheit aller Verhältnisse, wo selbst die Muthigsten nach langem, vergeblichem Ringen verzagend die Hände sinken lassen, der rechte Mann an der rechten Stelle erscheint, um entweder eine baldige Wendung zum Bessern herbeizuführen, oder wenigstens den Fortgang des Verderbens so lange aufzuhalten, bis durch das Zusammentreffen der nöthigen Bedingungen ein Umschwung möglich wird. In jener trostlosen Zeit nun, wo das Reich ein Spielball niedriger Leidenschaften geworden war, selbst der alte Glaube und mit ihm die gesammte Cultur des Abendlandes bedroht erschien, war ein schlichter Franciscanerbruder zu diesem großen Werke ausersehen.

Gerade als das Interregnum anfing, vor dem Jahre 1250, begann Berthold von Regensburg seine öffentliche Wirksamkeit als Prediger, von der Vorsehung dazu berufen, in der trüben, kaiserlosen Zeit mit der überzeugenden Kraft seiner Beredtsamkeit und durch das ergreifende Beispiel seines tugendhaften Wandels dem deutschen Volke die Wege zu weisen und das heilige Feuer des Glaubens und das Kleinod christlicher Sitte mitten in dem Sumpfe der allgemeinen Verderbniß auf bessere Zeiten hinüberzuretten.

II.

Berthold's Jugend. David von Augsburg. Apostolisches Wanderleben.

Er ist eine fast geheimnißvolle Erscheinung, dieser redegewaltige Mönch, und erinnert an Elias, den strengen Propheten, mit welchem ihn auch die Chronisten wegen der Kraft seines Wortes und wegen seiner außerordentlichen Thaten vergleichen[1]). Nur den höchsten Ideen geweiht, irdischen Interessen fremd, verschwindet seine Person ganz vor seinem heiligen Berufe: sein Wort, sein Amt ist alles, seine Person ist nichts. Wir wissen von seinem äußern Leben nur das Wenige, was die Chronisten, von dem wackern Abte Hermann von Niederaltaich an, darüber berichten. Das Meiste hat Pfeiffer zusammengestellt, und wurden diese „historischen Zeugnisse" bei der vorliegenden Arbeit hauptsächlich benutzt[2]). Dieselben geben uns über die Herkunft des berühmten Predigers keine Gewißheit. Auf die Ehre, sein Geburtsort zu sein, erheben mehrere Städte Anspruch. Nach der Seite Augsburg's neigt J. Grimm. Für Winterthur in der Schweiz trat seiner Zeit W. Wackernagel ein, und seine Meinung, obwohl

[1]) Hujus predicatoris verba utilia et magnifica facta ut alterius Helie peccatores convertentia ad dominum fuerunt, so lautet eine von dem Jesuiten Rader in seiner Bavaria sancta (München 1615) mitgetheilte Stelle aus einer alten Handschrift. Frater Bertholdus de Ratispona, praedicator magnus, qui quasi in spiritu Heliae, verbis tamquam facula ardentibus . . . . heißt es in Wadding's Franciscaner-Annalen.

[2]) Wenn K. Rehorn in seiner kritischen Beleuchtung der Chronistenberichte über Bruder Berthold's Leben („Germania". 26. Jahrgang, 3. Heft) die Glaubwürdigkeit derselben in manchen Einzelheiten in Frage stellt, so gilt dies doch hauptsächlich nur in Betreff der sagenhaften Ausschmückung von Berthold's Leben, wie sie besonders bei den spätern Chronisten begegnet. Ich glaubte aber auch von diesen mitunter recht schönen Zügen hier nicht Umgang nehmen zu sollen, da es uns interessiren muß, zu wissen, was sich das Volk von Berthold erzählte. Rehorn scheint, nebenbei bemerkt, die werthvolle Schrift von Jakob, „Die lateinischen Reden des seligen Berthold von Regensburg", Regensburg 1880, nicht gekannt zu haben.

von ihm selbst schon längst aufgegeben, wurde von Andern unbedachtsam weitergesprochen. Die größere Wahrscheinlichkeit hat Regensburg für sich; denn, um von den Chronisten des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts und noch spätern Zeugnissen zu schweigen, sagt schon im Jahre 1340 Johannes von Winterthur, der noch mit Zeitgenossen Berthold's, die denselben persönlich gekannt hatten, verkehrte, Berthold sei „dem Vernehmen nach" in Regensburg geboren und erzogen worden. Lange hat man auch, irregeleitet durch die fehlerhafte Notiz eines Todtenbuches der Regensburger Minoriten über Berthold's Schwester Elisabeth, welche am 8. Juni 1292 starb, ihn für einen Sprößling des Regensburger Rathsgeschlechtes der Lech gehalten, bis Pfeiffer den Irrthum überzeugend nachwies. Derselbe schließt seine Untersuchung mit den dürren Worten: „Berthold's Geschlechts- und Familienname liegt für uns im Dunkeln" — immerhin ein Resultat, wenn auch nur ein negatives. Auch das Geburtsjahr Berthold's ist unbekannt. Es ist zwar seit Grimm herkömmlich, dasselbe um 1220 anzusetzen, doch scheinen mehrere Gründe dafür zu sprechen, daß es weiter in den Anfang des Jahrhunderts hinaufgerückt werden muß. Berthold sagt nämlich wiederholt, daß es zur Zeit, als er noch ein Kind war, keine „Pfennigprediger" gab, während Cäsarius von Heisterbach schon im Beginn der zwanziger Jahre sehr gegen diese trügerischen Ablaßprediger eifert[1]), wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß Cäsarius vorzugsweise niederrheinische Zustände schildert. Da ferner die Predigten Berthold's unterschiedslos, auch die lateinischen des Rusticanus de Dominicis, welche vielleicht schon vor 1253, also in den ersten Jahren seiner öffentlichen Predigtthätigkeit verfaßt wurden, eine überraschende Bekanntschaft mit den Gewohnheiten, Tugenden und Fehlern der verschiedensten Stände verrathen, so wird er schon bei seinem Eintritt in's Kloster eine ziemliche Lebenserfahrung gehabt, also nicht im „zarten Alter" gestanden haben, während aus seiner Vertrautheit mit der deutschen Poesie, und sogar, wie es scheint, mit der Literatur der Ritterromane, zu schließen ist, daß er, bevor er in den Orden trat, schon mancherlei gelesen hatte. Auch hierdurch gewinnt die Annahme eines frühern Geburtsjahres an Wahrscheinlichkeit[2]). Das erste sichere Datum in dem Leben Berthold's ist das Jahr 1246, wo er urkundlich als Mitglied des Regensburger Minoriten-Convents und als einer der Visita-

---

[1]) Homil. III. 46. IV. 98. Dialog. VIII. 67. 68.

[2]) Auch A. Schönbach wird bei seiner — allerdings noch näher zu begründenden — Annahme, daß Berthold vor seiner Missionsthätigkeit „während einer langen, langen Zeit im Orden als Prediger wirksam war" (Anzeiger für deutsches Alterthum VII. 4. Sept.), genöthigt sein, das Geburtsjahr Berthold's bedeutend früher anzusetzen.

toren des dortigen Frauenstiftes Niedermünster erscheint. Schüler des h. Franz von Assisi waren im Jahre 1221 mit Bruder Cäsarius von Speyer an der Spitze nach Deutschland gekommen, um auch hier die Regel ihres Meisters zu verbreiten, und hatten sofort, wie in mehrern der bedeutendsten Städte des Reiches, so auch in Regensburg Aufnahme, hier jedoch erst 1226 förmliche Anerkennung gefunden und ein Kloster gegründet. Durch ihre freimüthige, volksthümliche Predigt und ihren heiligen Wandel erwarben sie sich sehr bald begeisterte Anhänger unter Geistlichen und Laien, und es konnte nicht fehlen, daß sie auch auf den geistesverwandten Berthold eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausübten. Berthold wurde ein Jünger des h. Franciscus und bildete sich unter dem Einflusse des berühmten Mystikers David von Augsburg zu dem unvergleichlichen, gottbegeisterten Prediger heran, den Mit- und Nachwelt in ihm bewundern.

David, wahrscheinlich zu Regensburg im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts geboren, nimmt unter den Ascetikern jener Zeit eine bedeutende Stelle ein, und die Geschichtsschreiber sind voll des Lobes seiner Tugend und Gelehrsamkeit, von welcher eine Reihe hinterlassener Schriften in lateinischer und deutscher Sprache noch der Gegenwart Zeugniß gibt. Trithemius nennt ihn einen in den heiligen Wissenschaften wohlbewanderten Mann von ausgezeichnetem Lebenswandel und hervorragenden Prediger [1]). Pfeiffer, der genaue Kenner David's, sagt von ihm: „Es ist eine wahrhaft edele Persönlichkeit, die uns in David entgegentritt, voll Tiefe des Gemüths, voll Hoheit der Gesinnung. Ueberall offenbart sich in ihm jener tiefsittliche Ernst und jener heilige Geist der Demuth, Sanftmuth und Liebe, der sich selbst auf's strengste beurtheilt, für die Fehler Anderer aber ein Herz voll Schonung und Milde trägt. Ueberall zeigt er, daß der Geist der göttlichen Lehre in ihm lebendig geworden, und daß er in Wahrheit ein Lehrjünger Christi sei. Er war einer jener Geister, die in der Stille und Zurückgezogenheit von der Welt leben, lehren und wirken, ohne äußern Glanz und Flimmer, langsam und bedächtig, aber darum desto nachhaltiger und sicherer. Ein solcher Mann muß zum Lehrer und Bildner der Jugend für besonders befähigt erscheinen, und gewiß hat die fleckenlose Reinheit seines Lebens, die Milde, Klarheit und Tiefe seines Geistes auf seine Schüler den mächtigsten Eindruck ausgeübt."

Zwar möchte ich Berthold nicht im gewöhnlichen Sinne einen Schüler David's nennen, da Beide, wenn die oben geäußerte Vermuthung richtig ist, ziemlich in demselben Alter standen, auch die italienischen Chronisten ihn nicht als „Schüler", sondern als Genosse (socius) David's

[1]) Pfeiffer, Deutsche Mystiker. 1, XXXI.

bezeichnen[1]); aber ohne Zweifel war der Verkehr mit dem trefflichen Manne für Berthold's inneres Leben und aſcetiſche Ausbildung von der größten Bedeutung. Und inſofern war er allerdings der Schüler David's, mit welchem ihn bald das engſte Freundſchaftsband verknüpfte. Nachdem David, wahrſcheinlich im Jahre 1243, um bei der Gründung einer Ordensſchule behülflich zu ſein, nach Augsburg berufen worden war, richtete er an Bruder Berthold und die ſämmtlichen Novizen zu Regensburg ein Schreiben, um ſeine ehemaligen Schüler, die der erprobten Leitung des erfahrenen Meiſters ſchwer entbehren mochten, über ſeine lange Abweſenheit zu tröſten. Außerdem widmete er Berthold allein, als dieſer den Freund und Meiſter dringend um ſchriftliche Unterweiſung im gottſeligen Leben bat, den „Unterricht für Novizen" (Formula novitiorum)[2]); und es fehlt nicht an Andeutungen, daß auch „der Spiegel der Tugend" auf beſondere Veranlaſſung Berthold's geſchrieben wurde[3]). Die geiſtige Verwandtſchaft und Herzensgemeinſchaft dieſer edeln Männer wurde eine ſo innige, daß ſogar ihre Geiſteserzeugniſſe, obſchon bei Beiden der Erguß der innerſten Seele, mitunter verwechſelt werden konnten, und noch immer über einzelne Stücke Zweifel beſtehen, ob ſie dem Lehrer oder dem Schüler angehören. Von David's Abhandlung „Der Spiegel der Tugend" einverleibte Kling ein größeres Bruchſtück unter der Ueberſchrift: „Eine geiſtliche Lehre von gutem Leben" den Predigten Berthold's, und weder er ſelbſt, noch ſein großer Recenſent hat einem Zweifel daran, daß Berthold der Verfaſſer ſei, Ausdruck gegeben, obſchon die Verſchiedenheit der Form Beiden aufgefallen iſt. Anderſeits iſt der Herausgeber der deutſchen Schriften David's ſelbſt der Meinung, es könnten einige der abgedruckten Betrachtungen und Gebete von Berthold herrühren[4]). Eine eingehende Vergleichung der deutſchen Schriften David's mit den Predigten Berthold's aber berechtigt jedenfalls zu dem Schluſſe, daß Letzterer aus den Schriften ſeines Meiſters Vieles in ſich aufgenommen hat, und auch deshalb „Beider Gut oft nur mit Mühe geſchieden werden kann"[5]). Eine Betrachtung David's[6]) iſt von Berthold faſt wörtlich in ſeine ſiebente Predigt (I, 98 f.) verflochten worden. David war nicht ſelten in Demuth der Begleiter Berthold's und neidloſer Zeuge der großartigen Erfolge deſſelben auf ſeinen Miſſionsreiſen durch ganz Ober- und Mitteldeutſchland. Bei den Chroniſten wird er darum genannt: „David, der mit Bruder Berthold ging". Er ſtarb am 16. Nov. 1271 zu Augsburg, und die Münchener Handſchrift bei Rader erzählt, daß ſein Hinſcheiden

---

[1]) Rehorn a. a. O. — [2]) Pfeiffer a. a. O. 1, XXVIII. — [3]) Ebend. 1, XLI.
[4]) Ebend. 1, XXXIX. — [5]) Joh. Schmidt, Ueber Berthold von Regensburg. S. 11.
[6]) Bei Pfeiffer, D. M. S. 385, Nr. 11.

zur nämlichen Stunde dem gerade in Regensburg predigenden Berthold geoffenbart wurde, der ihn der Fürbitte des versammelten Volkes empfahl und seinen Tugenden begeistertes Lob spendete, indem er eine Strophe aus dem kirchlichen Hymnus auf die heiligen Bekenner recitirte:

Qui pius, prudens, humilis, pudicus,
Sobrius, castus fuit et quietus,
Vita dum praesens vegetavit eius
Corporis artus[1]).

In deutscher Uebersetzung nach Schlosser:

Wie fromm war er, wie weise, keusch und milde,
Wie rein und demuthsvoll nach Christi Bilde,
So lang die rauhe Pilgerschaft hienieden
Ihm war beschieden!

Die ersten Nachrichten von Berthold's öffentlichem Auftreten kommen aus Niederbaiern. Um die Mitte des Jahrhunderts trat der in klösterlicher Einsamkeit und Ascese herangereifte, mit vielseitigem Wissen ausgestattete, von glühendem Seeleneifer verzehrte Prediger seine apostolischen Wanderungen an. Sein Beruf war es ja nicht, während einer längern Reihe von Jahren den Samen des göttlichen Wortes von einer festen Kanzel auszustreuen, der keimenden Saat zu pflegen und allmälig die Früchte reifen zu sehen. Ihn rief es hinaus in's vielbewegte Leben. Als „Landprediger" sollte er unstät die Gauen Deutschlands und der Nachbarländer durchwandern, „bestellt über Völker und über Königreiche, um auszurotten und zu zerstören und zu vernichten und niederzureißen und zu bauen und zu pflanzen"[2]), heut' an der Donau, morgen am Rhein, jetzt im Böhmer- und Thüringerwald, dann im Schwarzwald und in den Vogesen. Versuchen wir es, an der Hand der Chronistenberichte ihm auf seinen Kreuz- und Querzügen zu folgen.

Unter den Wirren des Interregnums hatte nicht am wenigsten der Südwesten, dieser von Alters her empfindlichste Theil Deutschlands[3]), zu leiden. Dort erscholl auch zuerst und am häufigsten die ernst strafende und mild tröstende Stimme des großen Bußpredigers. Er hatte schon um's Jahr 1250, als Regensburg noch sein ständiger Aufenthaltsort war, einen bedeutenden Ruf als Prediger und erhielt von da an viel-

---

[1]) Es ist dies die ältere Fassung der zweiten Strophe des schönen Hymnus Iste confessor, der, wie manche andere Hymnen des Breviers, im fünfzehnten Jahrhundert mehrfache Veränderungen erfahren hat.

[2]) Jerem. 1, 10.

[3]) W. H. Riehl, Land und Leute. Stuttg. 1861. S. 348.

sache Einladungen nach andern Orten. Im November 1253 predigte er in Landshut „und hatte große gnaden in seinen predigen". Auf dem dortigen Schlosse hauste Herzog Otto II. von Baiern, der, im Anfange seiner Regierung durch Regententugenden ausgezeichnet, später, als Anhänger Kaiser Friedrich's II. vom Papste gebannt, ein heftiger Verfolger des Klerus und Unterdrücker der Armen wurde. Berthold wohnte, so lange seine Missionsthätigkeit ihn in Landshut festhielt, auf dem Schlosse des Herzogs; und gern mochte er die Einladung dazu angenommen haben, indem er die Gelegenheit benutzen wollte, den Fürsten mit der Kirche auszusöhnen und freundlichern Gesinnungen gegen die Geistlichkeit zugänglich zu machen. Abt Hermann von Altaich erzählt, damals sei ein armer Bauersmann auf dem Schlosse erschienen und habe Zutritt zum Herzog verlangt, um ihm seinen baldigen Tod anzukündigen, wenn er sich nicht bekehre. Dieser Auftrag sei ihm in einer Erscheinung in der Nacht vor dem Feste des h. Erzengels Michael geworden. Da er jedoch nicht vorgelassen wurde, theilte er dem Bruder Berthold die Vision und den erhaltenen Befehl mit. Ob des Letztern Ermahnungen in Folge dessen eine günstigere Aufnahme gefunden haben, wissen wir nicht. Otto aber starb wenige Tage später, in der Nacht vor dem Feste des h. Apostels Andreas, eines jähen Todes. Im folgenden Jahre kam Berthold an den Rhein und predigte während der Octav des Festes Mariä Himmelfahrt zum ersten Male in Speyer bei der vor der Stadt gelegenen Kirche zum h. Germanus, kehrte zu Anfang des Jahres 1255 dahin zurück und predigte am Dreikönigenfeste innerhalb der Stadt. Von Speyer zog er predigend durch's Elsaß und kam in die Schweiz, wo er die Städte des Aargau's und Thurgau's, Wyl, Klingnau und Zürich wiederholt besuchte. In demselben Jahre hielt der „gute selige Landprediger" zu Constanz bei der Einweihung der Franciscanerkirche die Festrede[1]) und kam vermuthlich schon im darauffolgenden Jahre zum zweiten Male dahin. Wie es scheint, besuchte er bei dieser Gelegenheit abermals die Schweiz, und zwar den Canton Graubündten, wo er durch eine Predigt den Ritter Albert von Hohensaxen so heilsam erschütterte, daß derselbe das widerrechtlich in Besitz genommene Schloß Wartenstein und die Vogtei an das Kloster Pfäfers im Jahre 1257 zurückgab. Ueber Berthold's Aufenthalt im Jahre 1258 fehlt jede Andeutung. Gegen Ende des Jahres 1259 aber finden wir ihn wiederum in der Nähe des Rheines, wo durch seine Vermittelung ein langwieriger Zehntstreit zwischen dem Ritter Ludwig von Liebenzell und der Markgräfin Irmingard von Baden auf friedlichem Wege geschlichtet wird.

---

[1]) Koch a. a. O. S. 23.

Nachdem Berthold ein volles Jahrzehnt hindurch das südwestliche Deutschland, wie der Chronist sagt, wunderbar erleuchtet und durch Lehre und Beispiel zahllose Sünder zu Gott bekehrt hatte, wandte er sich in den sechsziger Jahren den östlichen Ländern, Oesterreich, Mähren, Böhmen[1]), Schlesien zu, um auch hier durch sein Wort, welches „wie ein scharfes Schwert in die Herzen drang", die Verirrten zu Gott und der Tugend zurückzuführen. In Glatz wurde noch lange die sogenannte „Bertholdslinde" gezeigt, wo der große Prediger einst Tausende um sich versammelt hatte. Selbst bis nach Ungarn scheint er gekommen zu sein; wenigstens wird glaubwürdig berichtet, daß er viele Ungarn, welche durch die heidnischen Cumanen, einen tartarischen Stamm, zum Abfalle vom Christenthum waren verleitet worden, zum Glauben zurückgeführt habe. Nach Jahrhunderten sah man noch die Nachkommen der Bekehrten dankbar an seinem Grabe knieen. In den slavischen Ländern bediente Berthold sich, wie der h. Bernhard bei seiner Kreuzpredigt in Deutschland, eines kundigen Ordensbruders als Dolmetscher. Ein solcher mit Namen Oderink starb ihm in Glatz. Vielleicht auf der Rückkehr aus Böhmen oder Schlesien kam er durch Thüringen, wo man während der Predigt leuchtende Kronen über seinem Haupte schweben sah. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Berthold auch dem sel. Albert dem Großen, der von 1260—1262 zu Regensburg die Mitra trug, näher getreten ist, da man wenigstens für das Jahr 1260 von einer auswärtigen Thätigkeit Berthold's nichts weiß, und wohl anzunehmen ist, daß Albert, dem sein Vorgänger das Bisthum nicht in gutem Zustande übergab, eine so bedeutende Kraft auch einigermaßen für die Hebung der Religiösität und Sittlichkeit in der eigenen Diöcese verwenden wollte. Dabei mag dahingestellt bleiben, ob das von Wackernagel[2]) aus einer Pergamenthandschrift des vierzehnten Jahrhunderts veröffentlichte Gespräch zwischen den beiden großen Männern über einige Fragen aus dem geistlichen Leben echt ist. Dasselbe ist übrigens ohne Bedeutung.

Daß Berthold auf seinen Reisen mancherlei Gefahren zu bestehen hatte und viel Seltsames erlebte, wird man gern glauben. Daß er aber eines Tages, wie sein Zeitgenosse und Ordensbruder Salimbene berichtet[3]), von einem Raubritter gefangen und zum Tode verurtheilt, diesen und sein ganzes Raubgesinde durch eine ergreifende Bußpredigt bekehrte und ihn selbst sogar in den Franciscanerorden aufnahm, war gewiß eines seiner

[1]) So Pfeiffer. Vielleicht aber fällt Berthold's Missionsreise nach Böhmen früher, schon vor das Jahr 1253. Siehe Rehorn a. a. O. S. 333.

[2]) Haupt, Zeitschrift f. d. Alterth. Bd. IV. S. 575.

[3]) Bei Hofmann, Zeugnisse über Berthold von Regensburg: in den Sitzungsberichten der königl. baier. Akad. d. Wissensch. 1867. II.

interessantesten Erlebnisse. Die Chronisten berichten auch über Wunder, die er gewirkt haben soll. So habe er, erzählt zuerst Salimbene und nach ihm Marianus bei Wadding, um einen Wechsler zum Glauben an den Werth der Ablässe zu bekehren, demselben durch eine Frau die zehn Tage Ablaß, welche er ihr kurz vorher nach dem Schlusse einer Predigt in gewohnter Weise mit päpstlicher Vollmacht verliehen hatte, zum Kaufe angeboten. Als der Wechsler in spöttischem Sinne scheinbar auf den Handel einging und die eine Waagschale mit Geldmünzen füllte, während die Frau auf die andere Waagschale hauchte, habe dieser Hauch eine so große Summe Geldes aufgewogen, als hinreichte, um die Frau aus ihrer augenblicklichen drückenden Noth zu befreien. Ein anderes Mal, wo ein Unschuldiger in Gefahr war, wegen eines angeblich von ihm verübten Mordes hingerichtet zu werden, habe Berthold den Körper des Erschlagenen vor das Gericht bringen lassen und genöthigt, selbst den wirklichen Mörder zu offenbaren.

Zu Berthold's Predigten strömten alle Stände so zahlreich herbei, daß zuweilen ernste Verlegenheiten aus Mangel an den nothwendigen Lebensmitteln zu befürchten waren. Hermann von Altaich, sein Zeitgenosse, spricht von 40,000 Zuhörern, eine Zahl, die bei spätern Chronisten auf 100,000 und sogar 200,000 steigt[1]). Wenn Berthold irgendwo predigte, leerten sich auf viele Meilen in der Runde Klöster, Burgen und Werkstätten, und wurde es den Bauern schwer, das nöthige Gesinde auf ihren Höfen zurückzuhalten. Ein Ackerknecht, der schweren Herzens, empfangener Weisung folgend, mit den Ochsen zum Pflügen auf's Feld ging zu einer Zeit, wo Berthold in der Gegend predigte, hörte, als er am frühen Morgen eben die Arbeit beginnen wollte, die Stimme des sechs Meilen entfernt predigenden Berthold. Alsbald spannte er die Ochsen aus, setzte sich hin und horchte der Predigt, von der ihm kein Wort entging. So erzählt Salimbene. Es wird von den Chronisten als bemerkenswerth notirt, daß Berthold beim Predigen von den Entferntesten gerade so gut wie von den Nächststehenden verstanden wurde, und daß nie Einer vor dem Schluß der Predigt wegging. Ueber letztere Unsitte wird im Mittelalter, wo die Predigten oft sehr lang waren, häufig geklagt. Weil die Kirchen natürlich manchmal nicht die ungeheuere Menge der Zuhörer fassen konnten, predigte Bruder Berthold, wenn die Jahreszeit es erlaubte, im Freien. Vor den Stadtthoren auf dem Felde, unter der gewölbten Krone einer alten Linde, wurde ihm ein hölzernes Gerüst errichtet, und nachdem

---

[1]) In Wirklichkeit scheint nach einer Andeutung Berthold's selbst (I. 379, 4), wie Schönbach (a. a. O. S. 385) richtig bemerkt, die Zahl der Zusammengekommenen auch bei günstigern Verhältnissen weit unter 20,000 geblieben zu sein.

er durch ein an einem Faden fliegendes Federlein den Wind erforscht hatte, ließ er die Menge in der gefundenen Richtung sich setzen[1]) und redete mit dem Winde. Dort unter dem blauen Himmel, auf blumigem Wiesenteppich, einen prächtigen Eichenwald vor Augen, wußte dann der zu frommer Naturbetrachtung angelegte Jünger des h. Franciscus Wiese und Wald, Blumen und Bäume, Sonne, Mond und Sterne in seine lebensvollen Bilder zu verweben und seiner Predigt durch Anknüpfung an die Oertlichkeit concrete Gestalt und locale Färbung zu geben. Leicht mochte da auch irgend ein Zwischenfall die Aufmerksamkeit der Zuhörer ablenken. Darum fordert er sie, wenn er Wichtiges sagen will, auf, fleißig Acht zu geben und nicht aufzuschauen, „wenn auch ein goldenes Vöglein daherflöge".

Die anstrengenden Wanderungen werden verhältnißmäßig früh Berthold's Kraft gebrochen haben; wenigstens verlautet nichts von größern Reisen in den letzten zehn Jahren seines Lebens; er scheint vielmehr seine Wirksamkeit auf sein engeres Vaterland und namentlich auf Regensburg beschränkt zu haben. Eine im Jahre 1692 von dem Weihbischof Albert Ernst zu Regensburg ausgestellte Urkunde bezeichnet ihn, wohl auf Grund einer örtlichen Ueberlieferung, als Domprediger daselbst.

III.

Berthold's Lebensende und Nachruhm. Charakteristik.

Die relative Muße seiner letzten Lebensjahre mag Berthold vorzugsweise zu schriftstellerischer Thätigkeit verwendet haben. Er verfaßte nämlich, wenn wir von gewissen deutschen Schriften, die ihm noch beigelegt werden, absehen, folgende lateinische Werke, welche durch ältere, theilweise gleichzeitig lebende Schriftsteller verbürgt sind: 1) De religiosae vitae institutione, 2) Expositio Apocal. S. Ioh. Ap., 3) lateinische Predigtwerke. Während aber die beiden erstgenannten Schriften trotz sorgfältiger Nachforschungen in in- und ausländischen Bibliotheken bis jetzt nicht wieder aufgefunden wurden, sind glücklicher Weise von den ohne Zweifel bedeutendsten Werken Berthold's, den Predigtsammlungen, sehr viele Codices vorhanden, von welchen Herr Domcapitular Jakob in Regensburg mehr als zwanzig einer eingehenden Prüfung unterzogen hat. Das hochinteressante Resultat derselben, welches über manche Berthold

[1]) Daß die Geschlechter auch im Freien getrennt saßen, glaubt Schönbach (a. a. O. S. 384) aus dem raschen Uebergang von den Frauen zu den Männern I. 331, 6 u. sonst schließen zu dürfen.

betreffende Fragen neues Licht verbreitet, ist niedergelegt in der schon wiederholt erwähnten Schrift: „Die lateinischen Reden des seligen Berthold von Regensburg", welcher die nachfolgenden Notizen entnommen sind. Die lateinischen Predigtwerke Berthold's enthalten im Ganzen 393 Reden und sind folgende: 1) Rusticanus de Dominicis, 2) Rusticanus de Sanctis, 3) Commune Sanctorum Rusticani, 4) Sermones ad Religiosos et quosdam alios, 5) Sermones speciales sive extravagantes. Rusticanus ist das lateinische Wort für Landprediger, was beinahe die stehende Bezeichnung für Bruder Berthold bei den Chronisten ist. Der Rusticanus de Dominicis scheint zuerst, danach, zwischen 1253 und 1263, der Rusticanus de Sanctis verfaßt zu sein, das reichhaltigste und anscheinend am meisten verbreitete Predigtwerk Berthold's. Das Commune Sanctorum Rusticani dürfte gleichzeitig mit dem Rusticanus de Sanctis entstanden sein und wurde von Berthold selbst bei seinen Predigtvorträgen am häufigsten benutzt. Ob die Sermones ad Religiosos alle von ihm selbst zusammengestellt wurden, und wann diese Reden entstanden sind, ist ungewiß. Ebensowenig läßt sich über die Entstehungszeit der Sermones speciales (Gelegenheitsreden) Sicheres feststellen.

Ueber die Fragen nach dem Ursprunge der deutschen Predigtsammlungen und dem Verhältnisse der deutschen Predigten Berthold's zu seinen lateinischen herrschte lange so große Ungewißheit, daß Wackernagel sogar den Gedanken äußert, ob nicht der deutsche und der lateinische Berthold zwei Personen seien. Jakob hat diese Fragen im Ganzen schon richtig beantwortet, ihre volle und endgültige Lösung aber haben sie durch den von dem Minoriten P. Fidelis a Fanna entdeckten Prolog[1]) zu den Sonntagspredigten gefunden. In diesem Vorworte klagt Berthold nämlich darüber, daß seine Predigten von wenig unterrichteten Zuhörern seien

---

[1]) Derselbe scheint den Forschern noch wenig bekannt geworden zu sein; er wurde von P. Jeiler in der Liter. Rundschau 1881, Nr. 3 veröffentlicht und lautet: Istos sermones ea necessitate coactus sum notare — cum tamen invitissime hoc fecerim — quod cum praedicarem eos in populo, quidam simplices clerici et religiosi, non intelligentes, in quibus verbis et sententiis veritas penderet, voluerunt notare sibi illa, quae poterant capere, et sic multa falsa notaverint (notaverunt?). Quod cum ego deprehendissem, timui, ne si talia populo praedicarent, qualia ipsi notaverant, populus in errorem duceretur per falsitates illas; et hac necessitate coactus sum ipse notare, quod praedicavi, ut ad istorum sermonum exemplar alia falsa et inordinate notata corrigerentur. Nec est necesse, ut alii literati et periti eos conscribant, cum multo meliores sermones a magistris facti sunt, qui sufficiant ad omnem aedificationem et eruditionem fidei et morum. Et ideo relinquant istos rudibus et simplicibus mihi similibus, et qui alta et subtilia capere non possunt; quia nec in sententiis nec in dictamine aliquid praetendunt, quod si a literatioribus appetendum vel curandum.

aufgezeichnet worden, wobei viele Irrthümer sich eingeschlichen hätten. Er habe sich dadurch genöthigt gesehen, seine Predigten selbst niederzuschreiben, damit nach diesen lateinischen Aufzeichnungen die deutschen Nachschriften berichtigt werden möchten, und die Irrthümer nicht unter das Volk kämen. War das nun zwar der nächste Grund, der Berthold sehr wider seinen Willen zum Schreiben veranlaßte, so verband sich damit doch auch der Wunsch, andern Predigern ein homiletisches Hülfsmittel darzubieten. Daher die öfters vorkommenden Fingerzeige, wie eine Predigt am besten für die Kanzel einzurichten, und die häufigen Verweisungen auf andere Stellen, wo der betreffende Gegenstand weitläufiger behandelt sei; daher auch in den lateinischen Reden mehr gelehrter Apparat, fleißigere Quellenangabe und ausgiebige Benutzung der Spruchpoesie. Sie sind eben, wie die Homilien des Cäsarius von Heisterbach, Materialienpredigten. Daß sie auch dem Bruder Berthold selbst, wenn nicht als Concepte, doch als Grundlage und Vorarbeit für den deutschen Predigtvortrag gedient haben, ist zwar nirgendwo gesagt, aber bei einer Vergleichung der lateinischen mit den deutschen Predigten unverkennbar. Die Uebereinstimmung ist stellenweise eine wörtliche.

Die von Laband[1]) vertretene Ansicht, daß Berthold auch den Schwabenspiegel verfaßt habe, ist hinfällig geworden, seitdem Ficker in seinen Untersuchungen über die Entstehungszeit des Schwabenspiegels[2]) das Jahr 1275 als frühesten Termin für die Abfassungszeit des Rechtsbuches sichergestellt hat. Jedoch nimmt auch Ficker einen Einfluß Berthold's auf die Entstehung des Werkes an, sei es, daß seine Predigten bei der Abfassung desselben benutzt wurden, oder daß er gar selbst bei den Vorarbeiten betheiligt gewesen. Nach der genauen Untersuchung von Rockinger[3]) verräth nun zwar die Vorrede des Schwabenspiegels gar sehr den Einfluß der Predigten Berthold's (und der Schriften David's von Augsburg); dagegen hat das Rechtsbuch selbst nur die Abhandlung über Ehehindernisse und Ehescheidung aus Berthold's Predigt „Von der Ehe" aufgenommen und gibt im Uebrigen keine Anhaltspunkte an die Hand, aus welchen mit Nothwendigkeit auf eine Benutzung von Predigten Berthold's geschlossen werden müßte. Jakob[4]) scheint sogar jede directe oder indirecte Beziehung Berthold's zum Schwabenspiegel auszuschließen, indem er auf gemeinsame Quellen hinweist, aus welchen sowohl der Verfasser des Schwabenspiegels wie Bruder Berthold geschöpft habe. Die Frage

[1]) Beiträge zur Kunde des Schwabenspiegels. Berlin 1861.

[2]) In den Sitzungsberichten der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften, 77. S. 795 ff.

[3]) Berthold von Regensburg und Raimund von Peniafort im sogenannten Schwabenspiegel (Abhandl. der baier. Akad. der Wissensch. III. Cl. XIII. Bd. III. Abth).

[4]) A. a. O. S. 178.

ist somit noch eine offene und wird wohl nicht eher endgültig entschieden werden, bis Berthold's lateinische Reden gedruckt vorliegen.

Am 14. December 1272[1]) starb der „Völkerlehrer", wie er in mehrern Nekrologien genannt wird, und wurde in der Minoritenkirche zu Regensburg, in der Kapelle des h. Onophrius, begraben. Ein Stein mit dem Bilde eines Franciscanermönches und der Umschrift: Anno Domini MCCLXXII. XIX. Kal. Jan. ☉ fr. Bertholdus, predicator ordinis fratrum minorum bezeichnete bis in den Anfang dieses Jahrhunderts die Stätte, wo der „größte Redner unseres Volkes" ruhte, auf den Schall der Gerichtsposaune harrend, welchen die Völker der Vorzeit oft mit Schrecken aus seinem Munde zu vernehmen glaubten. Im Anfange des dreißigjährigen Krieges, etwa 1626, wurde das Grab des Bruder Berthold auf Befehl des Bischofs Albrecht IV. geöffnet, die Gebeine in eine Truhe gelegt und versiegelt, während des Krieges bald dahin, bald dorthin geflüchtet, später über dem Grabe selbst eingemauert, und, nachdem sie im Jahre 1692 durch den Weihbischof Albert Ernst in einen bessern Schrein übertragen worden, wie auch schon früher, der Verehrung der Gläubigen ausgesetzt. Vermuthlich bei der Profanirung der Kirche im Jahre 1811, als die Onophriuskapelle in ein Montur-Depot verwandelt wurde, kamen die Ueberreste des Seligen in den Dom, wo sie im Jahre 1838 wieder aufgefunden wurden und noch gegenwärtig bewahrt werden, aber nicht in einem in Gold und Silber gefaßten Reliquienschrein, „der sein Dasein dem frommen, vielleicht nicht ganz uneigennützigen Sinn der Ordensgenossen Berthold's verdankt", wie Pfeiffer phantasirt, sondern in einem sehr unscheinbaren Glaskasten[2]). Als bei der erwähnten Profanirung alle Grabsteine aus der Minoritenkirche öffentlich an den Meistbietenden verkauft wurden, kam wohl auch der Grabstein des Bruder Berthold in Privatbesitz. Er wurde in einem Privathause wieder aufgefunden und ist einstweilen in dem Cömeterium der Canoniker am Dome untergebracht.

Man kann sich leicht den Eindruck vorstellen, welchen in den Landen fern und nah die Kunde von dem Hinscheiden des großen Predigers und Volksfreundes machen mußte, dem die Einen den ungestörten Besitz und Genuß des väterlichen Erbes, Andere die Beilegung langen, unseligen Haders, Unzählige die Bewahrung oder Wiedererlangung des Seelenfriedens verdankten. Noch lange gedachte man, im Hinblick auf mancherlei

---

[1]) Als Todestag steht XIX. Kal. Jan. fest. Gegen Pfeiffer, welcher dieses Datum auf den Tag der h. Lucia, den 13. Dec., glaubt deuten zu sollen, siehe Rehorn a. a. O. S. 319.

[2]) Jakob a. a. O. in der Vorrede.

Aergerniſſe in der Kirche, an den heiligen Wandel des „ſüßen Berthold“ und klagte wehmüthig: „Man vindet brüeder niht, als bruoder Berhtolt was.“ Bis in's ſechszehnte Jahrhundert war ſein Grab das Ziel frommer Wallfahrer, denn er lebte im Andenken des dankbaren Volkes fort als ein großer Wunderthäter und Prophet, und man erinnerte ſich in böſen Zeitläuften, daß Berthold dieſelben vorausgeſagt. Noch im Jahre 1544 nahm ein proteſtantiſcher Prediger zu Frankfurt in eine Sammlung von Prophezeiungen über das Weltende eine Weiſſagung unter dem Namen Bruder Berthold's auf [1]). Die ihm zugeſchriebenen Ausſprüche beziehen ſich zumeiſt auf bevorſtehendes Kriegselend und ſchwere Zeit, z. B. „Wenn Rom vor die Thüre des Hauſes kommt [2]), ſo werdet ihr ſchlimme Zeiten erleben“; oder

„Wenn die newen ſit der gewant
und die kurzen röck auf ſtänt
ſô hat die wârhait abegang“.

Eine von Ottokar aus Steiermark in ſeiner öſterreichiſchen Reimchronik mitgetheilte Prophezeiung über die Zukunft Böhmens, welche mit den Worten beginnt: „Wê dir, Pêheim, und ach!“ ſtimmt mit dem wirklichen Verlauf der Geſchicke dieſes Landes genau überein. Merkwürdiger aber, als dieſe Weiſſagungen, deren Echtheit immer zweifelhaft bleibt, iſt ein Ausſpruch über das Weltende, welches man zu Berthold's Zeiten für nahe bevorſtehend hielt, in der Predigt „Von zwei Wegen, der Marter und Erbarmung“: „Und da (nämlich zur Zeit des Antichriſten) wird Einer aufſtehen, der iſt mir gleich und ſagt: »Ich bin's, Bruder Berthold, und alles zumal, was ich euch je ſagte, das iſt alleſammt gelogen. Ihr ſollt euch nun an den halten, der da iſt der wahre Gott, an den ſollt ihr glauben«. Da kehret euch nicht daran, denn es iſt ein Teufel in meiner Geſtalt“ (I, 172). Dieſe Stelle ſagt deutlicher als die fabelhaften Ziffern ſeiner Zuhörerſchaaren, welch ein Anſehen ohne Gleichen Berthold genoß, und wie mächtig ſein Wort auf die empfänglichen Gemüther wirken mußte.

Es kann darum nicht auffallen, wenn eine berühmte Seherin, Agnes Blannbekin († 1313 zu Wien) ihn wegen ſeiner Lehrgabe und Heiligkeit als einen zweiten h. Ambroſius verehrte, Andere ihn dem h. Antonius von Padua an die Seite ſtellten, und Dichter, durch die Erzählungen von dem heiligen Wandel und der mächtigen Predigt des frommen Ordensbruders begeiſtert, ſein Lob ſangen:

---

[1]) Leyſer bei W. Wackernagel, Altdeutſche Predigten. S. 356.

[2]) Dum Roma ante fores domus veniet.

„Bruoder Berhtolde tet ê got grôz wunder kunt:
durch sînen munt
rett got von himelrîche.
er sprach sô wirdiclîche:
„„diu dinc, die vor geschehen sint, geschehent noch tegelîche:
diu welt diu nimt an triuwen abe und treit ein valsch gemüete.““
Er sprach: „„diu swert diu werdent wider einander gân,
man siht ûf stân
daz niemen volget mêre
vater noch muoter lêre.
die alten sint der jungen spot, swar ich der lande wêre[1]),
diu werlt diu solte versinken gar: sô nert[2]) uns gotes güete.
Meineider der ist worden vil.
nu merke, waz ich dir sagen wil:
roub noch enstil[3]),
du niht verhil[4]),
du sage dem priester ûf ein zil[5]),
wan ez ist niht ein kindes spil:
swer sîner schult ze bîhte kumt, den fliuht der helle glüete!““

Man vindet brüeder niht als bruoder Berhtolt was,
nît unde haz
den tragent ouch die pfaffen.
füllen unde laffen[6])
des pflegent sie“ . . . . . [7]).

Sogar über die Alpen und nach England gelangte die Kunde von Berthold, dem gewaltigen deutschen Prediger. Sein italienischer Ordensbruder Salimbene spricht es als die Ueberzeugung Aller aus, die ihn gehört hätten, daß seit den Tagen der Apostel Deutschland einen ähnlichen Prediger nicht gehabt habe; und der gelehrte Roger Bacon gibt ihm das Zeugniß, daß er allein mehr durch seine Predigt gewirkt habe, als vielleicht alle andern Brüder des Franciscaner- und Dominicanerordens zusammengenommen[8]). Und doch waren die Mitglieder dieser beiden Orden berühmt wegen ihrer volksmäßigen, hinreißenden Beredtsamkeit.

Bruder Berthold scheint nicht durch irgendwelche Besonderheiten seines Privatlebens die Aufmerksamkeit auf sich gezogen zu haben. Man

---

[1]) wohin ich nur komme. — [2]) rettet. — [3]) raub' und stiehl nicht.
[4]) verhehle nicht. — [5]) bis auf's letzte, d. h. alles ohne Ausnahme.
[6]) prassen und schwelgen.
[7]) Das Gedicht, welchem die Stelle entnommen ist, wird Frauenlob beigelegt.
[8]) Bei Hofmann a. a. O.

weiß nur, daß er „ein tugendhaftes und heiliges Leben führte, wie es für einen Religiosen sich geziemt", und daß er ein „Liebling Gottes und der Menschen" war. Seine schlichte Gläubigkeit und streng kirchliche Gesinnung ist auch von protestantischer Seite unumwunden anerkannt worden. Doch mochte ihn dies nicht ganz vor der zweifelhaften Ehre bewahren, mit so manchen Andern als Vorläufer der Reformation für den Protestantismus in Anspruch genommen zu werden. Jedem unbefangenen Leser Berthold's kann es freilich nur ein Lächeln abnöthigen, wenn da als eigenthümlich bedeutsam hervorgehoben wird, daß er mehr als das Römische das allgemein Christliche betone, auch die Heiligen in auffallender Weise vernachlässige, und daß er freimüthig die bei der Ablaßpredigt und beim Wallfahrten unterlaufenden Mißbräuche tadele. Daß Berthold sich nicht veranlaßt sehen konnte, seinem Publicum Controverspredigten zu halten, ist ja klar; daß er die Heiligen nicht vernachlässigt hat, beweisen, um von den deutschen Predigten abzusehen, die 125 Predigten im Rusticanus de Sanctis und die 75 im Commune Sanctorum Rusticani. Gegen die Unterstellung aber, daß er die Ablässe und Wallfahrten an sich mißbillige, verwahrt er sich selbst sehr entschieden: „Das rede ich nicht darum, daß ich St. Jakob seine Pilgrime entführen möchte, da wäre ich zu krank zu" (I, 493); „dafür wäre er mir zu hoch, ich rede es um der Gerechtigkeit willen" (I, 459). Er empfiehlt sogar öfters das Wallfahrten und den Gebrauch der Ablässe als gottgefällige Bußübungen.

Berthold's kindlicher Glaube und tiefe Frömmigkeit waren aber erleuchtet von dem Lichte so umfassender und tiefgehender Kenntnisse in den heiligen und weltlichen Wissenschaften, wie sie eben ein strebsamer Geist in jener wissenschaftlich sehr hoch stehenden Zeit sich anzueignen vermochte. Seit Karl dem Großen hat ja wohl kein Jahrhundert eine bedeutendere Anzahl wissenschaftlich hervorragender Männer hervorgebracht, wie das zwölfte und die erste Hälfte des dreizehnten[1]); nie war das Streben nach geistiger Ausbildung ein so reges und allgemeines: wie hätte ein Berthold davon unberührt bleiben können? Er hätte ja nicht jene hohe Begabung und Empfänglichkeit für alles Wahre und Schöne besitzen müssen, wenn er aus den kühnen Forschungen so vieler großen Gelehrten seiner Zeit und aus dem innig vertrauten Umgange mit Männern wie David von Augsburg und vielleicht selbst Albert dem Großen nicht reichen Nutzen für die Bildung seines Geistes geschöpft hätte. In der That hat Jakob in Berthold's lateinischen Predigten eine so bedeutende Kenntniß und umfassende Benutzung der Wissenschaft entdeckt, daß es keineswegs

[1]) Hurter, Innocenz III. Bd. IV. S. 548.

bloß als eine schöne Redensart erscheint, wenn Johann von Winterthur ihn einen Mann von hoher Bildung und großer Belesenheit (magnae literaturae) nennt, und daß die Meinung, Berthold sei wenig gebildet und selbst in theologischen Dingen höchst mangelhaft unterrichtet gewesen[1]), für die Zukunft aufgegeben werden muß. Ein näheres Eingehen auf die wichtige Frage nach Berthold's wissenschaftlicher Bildung scheint hier geboten.

Mit der theologischen Wissenschaft zeigt sich Berthold vollkommen vertraut, obschon er — nach Weise des Mittelalters — im homiletischen Vortrage zwischen Dogmen und Schulmeinungen oder volksthümlichen Ansichten nicht immer sorgfältig unterscheidet. Wegen seiner genauen Bekanntschaft mit der h. Schrift glaubt Jakob[2]) ihn zu jenen außerordentlichen Männern zählen zu dürfen, von denen gesagt wurde: sollten die heiligen Schriften verloren gehen, man könnte sie aus deren Gedächtniß wiederherstellen. Wenn die deutschen Predigten dieses ungewöhnliche Lob auch nicht ganz zu rechtfertigen scheinen, so ist doch so viel gewiß, daß die öfters begegnenden groben Irrthümer bei Anführungen aus der Bibel (ebenso bei Erwähnung geschichtlicher Daten) nicht Berthold, sondern den unkundigen Aufzeichnern seiner Vorträge oder den Abschreibern der Handschriften zur Last fallen; dieselben waren ja gerade für ihn, wie bereits gesagt, die nächste Veranlassung zur Abfassung seiner lateinischen Predigtwerke. Daß er aber mitunter biblische Begebenheiten, z. B. die Berufung Gedeon's (I, 37), den Fall Salomon's und die Beschreibung von dessen Hoflager in der zwölften Predigt phantastisch-weitläufig ausschmückt, beweist durchaus nicht, daß er die betreffenden Berichte der h. Schrift ungenügend gekannt und etwa aus einer deutschen Bearbeitung der Bibel geschöpft habe[3]). Er mochte sich wohl zu solcher weitern Ausführung der biblischen Erzählungen um der größern Anschaulichkeit willen berechtigt glauben. Ebensowenig darf es auffallen, daß er den heiligen Text sehr oft nicht wörtlich, sondern mit Vorliebe paraphrasirend wiedergibt, da das Mittelalter auf Genauigkeit in diesen Dingen überhaupt weniger Sorgfalt verwendete. Von Vätern und Theologen citirt er, oft ohne sie zu nennen, Dionysius, den angeblichen Areopagiten, die hh. Ambrosius, Hieronymus, Chrysostomus, Anselmus, Bernhard, die beiden Victoriner Hugo und Richard, St. Isidor, am häufigsten aber Augustinus und Gregor, dessen Homilien im Mittelalter als das nothwendigste Handbuch des

---

[1]) Man sehe z. B. Stromberger, Berthold von Regensburg. S. 49. Schon die Kenntniß der deutschen Predigten hätte Stromberger abhalten sollen, so leichtfertig über Berthold abzusprechen.

[2]) Jakob a. a. O. S. 125. — [3]) Grimm a. a. O. S. 237.

Predigers galten. Auch Beda und dessen Glossator, der englische Mönch Bridfert, scheinen ihm nicht fremd geblieben zu sein. Berthold's Bekanntschaft mit den heiligen Vätern beschränkte sich auch nicht auf eine zufällige Kenntniß einiger Citate, sondern war eine Frucht umfassendster Belesenheit in ihren Schriften, aus denen er viele seiner scheinbar originellsten Gedanken schöpft, so daß nach Jakob's Urtheil[1]) in seinen sämmtlichen Predigten nicht zehn Anwendungen aus dem Alten Testamente sich finden, für welche nicht in den Auslegungen Jener die Begründung, wenigstens die Hindeutung zu suchen wäre. In kirchenrechtlichen und moralischen Fragen waren, wie aus seinen lateinischen Reden erhellt, die Summa theologiae universalis des Alexander von Hales und nächst dieser die Summa casuum poenitentiae des h. Raymund von Pennafort seine Hauptautoritäten. Letztere ist z. B. in der Predigt „Von der Ehe" fleißig benutzt. Daneben nennt er wiederholt einen Magister Gaufredus, wahrscheinlich Goffredus de Trano († 1245), den Verfasser einer viel gebrauchten Summa super libris Decretalium[2]). Demnach würde Berthold das bedenkliche Lob, welches ihm von Wackernagel gespendet wird, daß er aus sich selber schöpfe und nach Autoritäten nicht frage, ganz gewiß nicht angenommen haben, da er zwar in der Art und Weise, wie er die Sache gab, seiner Eigenart folgte, doch in der Sache selbst durchaus an dem Alten, Ueberlieferten, durch Autoritäten Gewährleisteten festhielt.

Von den profanen Wissenschaften zog ihn namentlich die Sternkunde mit ihren unergründlichen Geheimnissen an, und was er darüber in encyklopädischen Werken, wie sie im Mittelalter viel gebraucht wurden, — man denke an das Speculum universale des Vincenz von Beauvais — gelesen hatte, das wendete er gern in seinen Predigten an. Freilich sind seine Kenntnisse in der Astronomie, dem damaligen Stande der Wissenschaft entsprechend, stark mit abergläubischen Meinungen versetzt; wie denn auch seine Mittheilungen aus der Naturgeschichte weniger um ihres positiven Gehaltes willen, als vielmehr wegen so vieler eigenthümlichen Anschauungen und oft schönen Sagen, die, zum Theil aus dem klassischen Alterthum stammend, in den Schulen ohne weitere Prüfung als sichere Wahrheit gelehrt und überliefert wurden, unsere Aufmerksamkeit verdienen. Im letzten Abschnitte dieser Schrift sollen Berthold's astronomische, naturwissenschaftliche und medicinische Kenntnisse eingehender gewürdigt, auch seine Nachrichten über mittelalterliche Rechtspflege gesammelt werden. In letzterer Hinsicht sei hier nur bemerkt, daß die Predigten Berthold's eine ungewöhnliche Kenntniß der rechtlichen Verhältnisse, namentlich des Deutschspiegels, verrathen, die Vergleichungen und Bilder sehr häufig

[1]) A. a. O. S. 125. — [2]) Jakob a. a. O. S. 133 f.

aus dem Staatsrecht und dem Proceß wählen und manchfache Verhältnisse und Sätze des Privatrechts und Strafrechts, besonders locale Rechtsgewohnheiten, berühren, was Laband[1]) auf die Vermuthung brachte, Berthold habe in Italien studirt und daher seine „hohe Bildung". Für die Beurtheilung seiner Sprachkenntnisse bieten die deutschen Predigten nur wenige Anhaltspunkte. Dem Mittelalter galten die drei Sprachen Latein, Griechisch und Hebräisch, weil sie sämmtlich bei der h. Messe Verwendung finden, als heilige Sprachen[2]), und es ist darum an und für sich noch kein Beweis eines tiefern Verständnisses derselben, wenn Berthold sie als „die alleredelsten unter den 72 Sprachen" charakterisirt: die hebräische, „weil sie die erste ist unter allen Sprachen", die griechische, „weil sie tief ist an dem Sinne", die lateinische, „weil sie die schönste ist" (I, 496. II, 76). Citate aus lateinischen Klassikern kommen in den deutschen Predigten selten vor; in den lateinischen dagegen werden, wie Jakob mittheilt, Prudentius und Ovid öfters, Virgil ein Mal genannt. Es ist sattsam bekannt, wie naiv das Mittelalter oft in der Ableitung und Erklärung der Wörter verfuhr, und an interessanten Beispielen dafür fehlt es auch bei unserm Berthold nicht. Das Wort Wittwe (von vidua) deutet er: wîte wê. Wittwe, sagt er, das ist ihr Name, weil ihnen nun allenthalben weh ist, „in ist al umbe sich wîte wê", denn sie drücket nun Manches mit Gewalt, mit Schmähung . . . (I, 330). Der vierte Wochentag, meint er, sei nach dem Mercurius, dem mittlern unter den sieben Planeten, Mittwoch oder Mittich genannt, denn der Stern heißt Mercurius, „dâ von, daz er ein mitteler ist", d. h. der mittlere zwischen drei und drei (I, 55. II, 235). In der Ableitung des Wortes Ketzer von Katze war ihm schon Alanus ab Insulis vorangegangen[3]). Ueberhaupt sind ihm für manche Namendeutungen, z. B. Jupiter, „quasi juvans pater", offenbar Autoritäten maßgebend. Oft bezweckte das Mittelalter mit derartigen Ableitungen nichts weniger als eine philologisch richtige Etymologie, sondern ausgesprochener Maßen nur eine sinnige Anwendung von Wörtern und Namen. Die Bekanntschaft Berthold's mit der vaterländischen Literatur wird u. A. durch ein Citat aus Titurel bezeugt (I, 157). Er weiß auch aus dem Talmud zu erzählen,

---

[1]) A. a. O. S. 10 f. Die Stellen, welche Berthold dem Spiegel deutscher Leute entlehnt, hat Rockinger a. a. O. gesammelt.

[2]) Es war Volksglaube, man dürfe nur in diesen drei Sprachen beten.

[3]) Die Bollandisten (zum 18. April) verwerfen noch die Ableitung von dem griechischen καθαρός und halten an der volksthümlichen Erklärung fest. Auch eine Reformations-Streitschrift aus dem Jahre 1589 sucht unter Anführung der Stelle I. 402, 25 ff. diese Ableitung zu verwerthen. Der betreffende Passus des Flugblattes ist mitgetheilt in Herrig's Archiv XLIII, 125 f.

wenn schon nichts Gutes (I, 401), und hat einige Kenntniß der französischen und italienischen Sprache. Berthold gibt auch Proben aus einer arithmetischen Fingersprache, Algorismus genannt (I, 331), die seinen Zuhörern und selbst vielen Gelehrten unbekannt sei. Er führt dieselbe auf das alte Judenthum zurück (II, 193). Die älteste Schrift jedoch, welche davon handelt, ist von dem Griechen Nikolaus Smyrnäus im achten Jahrhundert v. Chr. verfaßt, während Plutarch, Plinius, Quintilian und noch mehrere römische Schriftsteller die Fingersprache erwähnen. Berthold hat wohl aus Beda's des Ehrwürdigen Abhandlung De loquela per gestum digitorum geschöpft.

Ein hervorstechender Charakterzug Berthold's war die völlige Losschälung von der Welt und das gänzliche Aufgehen in seinem heiligen Berufe, die Gewohnheit, alles aus höhern Gesichtspunkten zu beurtheilen, alles auf Gott zu beziehen und den menschlichen Dingen nur insofern, als sie für das Seelenheil Bedeutung haben, Werth beizulegen. Aus dieser ernsten Geistesrichtung erklärt sich wohl am besten die auffallende Thatsache, daß Bruder Berthold, dem selbst die geringfügigsten Vorkommnisse des Alltagslebens nicht zu unbedeutend sind, um sie in seiner Predigt zu verwerthen, fast nie eine Anspielung auf die politischen Kämpfe seiner Zeit sich gestattet, obgleich gerade Regensburg stark in dieselben verwickelt war, und sein Wort großes Gewicht bei Hohen und Niedern hatte. Die Welthändel sind ihm völlig fremd. Immer das Höchste im Auge behaltend, frei von unlautern Nebenabsichten, von kernhafter Frömmigkeit, aller Falschheit abhold, dringt Berthold auch bei seinen Zuhörern unablässig auf die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit, unbarmherzig alles Scheinwesen zerstörend. Er wird nicht müde, den „Geizigen" zuzurufen, daß weder Uebungen der Frömmigkeit noch Werke der Nächstenliebe sie vor der Hölle bewahren können, wenn sie nicht wiedererstatten. „Mancher versucht, ob ihm irgend eine andere Arznei helfen möchte, und spricht also: Bruder Berthold, ich wollte ein Kloster bauen, da man immerdar Gott diente. — Sieh', du mußt erstatten und wiedergeben! — Bruder Berthold, ich wollte das Kreuz nehmen und über Meer fahren oder gen Rom oder zu St. Jakob. — Du mußt erstatten und wiedergeben! — Bruder Berthold, ich wollte in ein Kloster fahren, Gottesdienst alle Tage hören und wollte da hingeben, daß man Wein von mir hätte manchmal im Jahr, und daß ein Licht von mir brännte das Jahr hindurch. — Sieh', du mußt erstatten und wiedergeben; wie lange soll ich dir das sagen? und lass' das Kloster ohne Wein und ohne Licht. Ich spreche mehr. Säheſt du, daß halt die Zwölfboten hungrig vor dir säßen und meine Frau St. Maria: lass' Maria hungern, lass' die Zwölfboten hungern und gib es, dem du es von Rechts wegen sollst;

denn deß könnten dich alle Päpste nicht entheben, noch alle Patriarchen, noch alle Propheten" (II, 52 f). Ein Feind äußerer Werkgerechtigkeit, entschuldigt er eher den, der an Fasttagen Fleisch ißt, als den, der sich, das Kirchengebot beobachtend, im Wein übernimmt (II, 16), und meint, es seien manch tausend Seelen in der Hölle, die des Himmelreiches gewiß zu sein wähnten, da sie lebten, die viel Gutes thaten mit Gebet, mit Almosen, mit Fasten, mit Messestiften und Gottesfahrten und andern guten Dingen und nun doch verdammt seien, weil sie die wahre Weisheit nicht hatten (I, 3).

Die vorherrschende Strenge seines Charakters wird jedoch durch viele Züge kindlicher Demuth und herzlichen Erbarmens so gemildert, daß sie dem oberflächlichen Beobachter leicht entgehen mag. Anstatt nach dem Beispiele mancher seiner Ordensbrüder die Weltgeistlichen herb zu beurtheilen und ihr Ansehen beim Volke herabzudrücken [1]), nimmt er dieselben, obschon er mit großer Liebe an seinem Orden und dessen heiligem Stifter hing, gegen ungerechte Angriffe gern in Schutz, befleißigt sich selbst da, wo er ihre Fehler rügen muß, einer weisen und ehrfurchtsvollen Zurückhaltung und richtet bescheiden seine Belehrungen nur an die jungen Priester, „denn die alten wissen es selber wohl". Strenge dagegen tadelt er sich selbst und seine Ordensbrüder, daß sie der Heiligkeit ihres Berufes nicht ganz entsprechen. „Warum," ruft er ihnen zu, „werden die keine Engel, die mit uns verkehren? Weil sie an uns keine Engel finden" (II, 271). Rührendste Demuth athmet zumal der herrliche Prolog zu den Sonntagspredigten. Derselbe Mann, der im Bewußtsein seines ungewöhnlich erfolgreichen Wirkens sich gewissermaßen als ein Zeichen zum Falle und zur Auferstehung Vieler bei dem nahe gedachten Weltende hinstellen durfte, hält doch seine Predigten für an sich so wenig bedeutend, daß er es in keiner Weise glaubt billigen zu können, wenn man dieselben zur Erbauung künftiger Leser und anderweitiger Benutzung aufzeichnet. Er verweist lieber auf „die viel bessern Predigten" anderer Meister, denn die seinigen seien für schlichte und ungebildete Leute, wie er selbst, bestimmt und hätten weder in Form noch Inhalt irgend etwas, was Gebildete ansprechen könnte. Wer Berthold kennt, weiß, daß dies in seinem Munde keine bloßen Redensarten sind.

Obschon Berthold sich der Gunst der Großen wie der Anhänglichkeit der niedern Volksklassen in seltenem Maße erfreute, wußte er sich doch nach beiden Seiten seine Unabhängigkeit zu wahren: der Papst wie der letzte Kleriker, der Kaiser wie der Bauer mußte sich die Ermahnungen des armen Barfüßers gefallen lassen.

---

[1]) Koch a. a. O. S. 93 f.

Was Berthold nicht müde wurde den „Herren“ als ihre Standespflicht immer und immer wieder in's Gedächtniß zu rufen, daß sie Wittwen und Waisen und jedes gekränkte Recht sollen schirmen mit dem Schwerte, das ihnen die Kirche geweiht, das that er selbst nach Kräften mit dem schneidigen Schwerte seines Wortes. Tief von der Wahrheit durchdrungen, daß der Christ nichts anderes als die Sünde fürchten dürfe, hält er dem hohen und niedern Adel, der keinen höhern Richter über sich erkennen mochte, seine gegen die arme Landbevölkerung, sowie gegen Kirchen und Klöster verübten Gewaltthaten vor und tritt — immer mit weiser Mäßigung — für die Rechte der Unterdrückten und des geringen Volkes ein, mit um so größerm Nachdruck, da er als vielgesuchter Rathgeber und Beichtvater mit den Verhältnissen der Bevölkerung in ihren höchsten wie in ihren untersten Schichten wohl vertraut war. Er geht dabei von dem richtigen Gedanken aus, daß leibliches und geistliches Wohl oft in der innigsten Wechselbeziehung steht: „denn ein jeglicher Mensch muß davon desto kränker an der Seele sein und werden, wenn man ihn verdirbt an dem Gute, außer die ganz vollkommenen Leute“ (I, 116). Aus seinen vielen hierher gehörigen Bemerkungen ließe sich ein kleines Compendium der Gesellschafts- und Wirthschaftslehre herstellen, das mehr Weisheit enthalten würde, als die umfangreichen Werke mancher modernen Nationalökonomen. Berthold war freilich kein Socialpolitiker von Fach, hat aber für die Heilung der socialen Schäden seiner Zeit Großes geleistet. So war er auch, um dies hier nebenbei zu bemerken, kein Poet, aber ein bedeutendes Dichtergenie, kein Kunstredner, aber ein vollendeter Meister der Rede. Er hatte eben von allem die Sache und den Kern, während Andere den Namen haben und mit dem leeren Scheine prunken.

Mehrere Begebenheiten sind uns überliefert, welche in Berthold nicht bloß den eifrigen Fürsprecher der Armen und Elenden, sondern auch den Mann der hülfreichen That erkennen lassen. Im Thurgau in der Schweiz wurde eine Dirne durch seine Predigt so erschüttert, daß sie ihren sündhaften Wandel öffentlich bekannte und Besserung gelobte. Sofort richtete Berthold an seine Zuhörer die Frage, ob Jemand aus Liebe zu Gott seine verirrte, aber nun bekehrte Tochter zur Ehegattin nehmen wolle. Wirklich erklärte sich Einer dazu bereit, und Berthold versprach ihm zehn Pfund als Mitgift, welche er alsbald unter der anwesenden Menge collectiren ließ; er übergab sie dem Manne und empfahl das Mädchen seiner treuen Hut. Zur Zeit seines ersten Aufenthaltes in der Schweiz hätten auch die Bewohner von Winterthur den bereits Hochberühmten gern in ihren Mauern gesehen. Auf eine an ihn gerichtete Einladung aber gab Berthold zur Antwort, er werde nur unter der Bedingung kommen, daß man zuvor eine gewisse drückende und ungerechte

Steuer abschaffe. Da die herrschende Partei der Geschlechter (burgenses) sich dazu nicht verstehen wollte, beharrte er trotz oft wiederholter Bitten auf seiner Weigerung und mied die Stadt, während er sich längere Zeit in der Umgegend aufhielt. Vielleicht dürfen wir in der Stelle II. 161, 7 ff., wo er eine ungenannte Stadt in ziemlich erregter Weise tadelt, weil sie von den Fremden Zoll zur Erbauung ihrer Mauern fordert, eine Anspielung auf diese Angelegenheit erblicken [1]).

Daß bei Berthold's großer Gemüthstiefe sein Mitgefühl nie in Sentimentalität ausartete, verhinderte seine kerngesunde Natur. Er, der mit dem größten Verbrecher, wenn er sich bekehrte, herzinniges Mitleid hatte, forderte doch (in tiefer Erregung) gegen vornehmes und gemeines Gesindel die Anwendung der grausamen Strafen jener Zeit (I, 364).

Das war Bruder Berthold. Einfältig und rein, demüthig und arm, sanft, aber bei aller Milde stark, tiefen Gemüthes, aber voll Naivetät und frischer Laune, reich an Liebe zu Gott und den Menschen, dem Wissen nicht abhold, aber hoch über alles Wissen das Können und rechte Thun stellend — so ist er das treue Abbild seines geistlichen Vaters, des wunderbaren Heiligen von Assisi, dessen zarten Natursinn und ritterliche Neigungen sogar wir bei ihm wiederfinden. Die Schule des h. Franciscus mußte läuternd und vertiefend auf Berthold's Naturanlagen wirken, die so ganz mit dem Geiste und Ziele des Franciscanerordens übereinstimmten. Auch das in diesem Orden vorwaltende, so zu sagen, demokratische Element sehen wir in Berthold in der edelsten Weise repräsentirt; seine echte Frömmigkeit und lautere Gesinnung bewahrte ihn vor demagogischen Ausschreitungen, von welchen sich in etwas späterer Zeit manche seiner Ordensbrüder nicht frei gehalten haben.

„Der minner prüeder orden het einen man
erzogen, dem het got getân
gnâden genuog.
an pfefleicher [2]) chunst war er chluog,
man jach [3]) auch, daz er waer
ain gar guot predigaer“ [4]).

Bei der Darstellung seiner Predigtweise werden wir Berthold noch allseitiger kennen lernen; denn seine Rede war der unverfälschte Ausdruck

---

[1]) Auf dem Reichstage zu Mainz 1235 hatte Kaiser Friedrich II. die Bestimmung erlassen: Wer Burgen oder Städte bauen will, soll es mit seinem und nicht mit seiner Landsleute Gut thun; und wer Zoll dafür erhebt, über den soll man richten wie über einen Straßenräuber. Krebs a. a. O. III, 437.

[2]) pfäfflicher, geistlicher. — [3]) sagte. — [4]) Ottokar's Reimchronik bei Pfeiffer.

seines Denkens und Wollens, er gab in jeder Predigt gleichsam ein Stück von seinem Herzen.

IV.

Berthold im Kampfe mit den herrschenden Lastern und Gebrechen seiner Zeit.

Berthold ließ es bei seiner Missionsthätigkeit eine seiner ersten Sorgen sein, den gefährdeten gläubigen Sinn des Volkes zu pflegen und echte Religiösität zu fördern. Oft und nachdrücklich spricht er von der Nothwendigkeit des Einen, wahren, „alten" Glaubens und warnt vor unverständigem Nachgrübeln, Disputiren mit Juden — eine Lieblingsgewohnheit des Mittelalters — und Umgang mit Ketzern, über deren Gewohnheiten und gefährliches Treiben er seine Zuhörer genau unterrichtet. Von den „wohl anderthalbhundert" Secten nennt er eine Anzahl, deren Namen zumeist dem Tractat De inquisitione haereticorum seines Lehrers David, theilweise auch dem Ketzergesetze Friedrich's II. vom Jahre 1224 entnommen sind. Ihren gemeinsamen Namen „Ketzer" aber, meint er, habe Gott ihnen nicht umsonst gegeben: er hätte sie ja auch Hünder, oder Mäuser, oder Vogeler, oder Schweiner, oder Geißer heißen können, aber er hieß sie Ketzer, weil sie sich so heimlich machen können wie die Katze, und dann großen Schaden anrichten. Nachdem er diese Ableitung des Wortes mit gewissen Eigenthümlichkeiten, welche die mittelalterliche Naturkunde der Katze zuschrieb, noch weitläufiger zu begründen gesucht hat, warnt er seine Zuhörer, daß sie den angeblichen Geheimnißlehren der Ketzer über Gott und die Engel nicht Glauben schenken und vor jeder Annäherung derselben sich hüten sollen; ihm wäre um seine Schwester angst und bange, wenn er sie in einem Lande wüßte, wo nur ein einziger Ketzer wäre. Sogar sich selbst hält er in ihrer Nähe nicht für sicher, und wenn er auch einen so festen Glauben zu haben vermeine, wie ihn von Rechts wegen jeder Christenmensch besitzen soll, wollte er doch lieber ein ganzes Jahr lang in einem Hause sein, darin fünfhundert Teufel wären, als auch nur vierzehn Tage lang mit einem Ketzer in einem Hause wohnen. Es wird ihm beinahe schon unheimlich bei dem Gedanken, daß sich unter seinen Zuhörern ein Ketzer befinden könnte. Daher die ängstliche Frage: „Wie, Ketzer, bist du irgend hier? Nun wolle der allmächtige Gott, daß keiner vor mir sei!" Alsbald aber beruhigt er sich und seine Zuhörer, lauter ehrenfeste Bürger von Augsburg, mit der Versicherung, die Ketzer hüteten sich wohl, in die Städte zu kommen, denn da seien die Leute

gut unterrichtet und würden den Wolf im Schafspelz bald erkennen; hingegen gingen sie gern auf die Weiler und Dörfer und machten sich sogar an die Kinder heran, die auf dem Felde die Gänse hüten (I, 402 f.). Da es nun fast nicht möglich sei, einen Ketzer, wenigstens einen, der lange in Ketzerei gelebt hat, zu bekehren, so sei dem Verderben kaum anders Einhalt zu thun, als dadurch, daß man die Sectirer dem weltlichen Richter überantworte und unschädlich mache und jeden Verkehr mit ihnen meide. An sieben Merkmalen erkenne man die Ketzer[1]); davon sollte man ein Lied machen und es die Kinder lehren. „Ist vielleicht ein guter Meister hier, daß sie neuen Sang davon singen, die merken mir diese sieben Worte gar wohl und machen Lieder davon: daran thut ihr gar wohl; und macht sie kurz und leicht, daß Kinder sie gut lernen können, denn so lernen die Leute allgemein selbige Dinge und vergessen sie desto weniger" (I, 405 f.).

Ohne Zweifel sind auch gewisse fast unzählige Mal bei Berthold wiederkehrende Aussprüche, obschon er es nicht ausdrücklich sagt, gegen bestimmte Irrlehren gerichtet. Dem viel verbreiteten Fatalismus gegenüber betont er unaufhörlich und mit größtem Nachdruck die Willensfreiheit des Menschen (z. B. I, 50). Weil die Ketzer lehrten, daß für schwer Gefallene eine Versöhnung mit Gott nicht mehr möglich sei, versäumt Berthold nicht leicht, wo er von dem ewigen Verderben des Sünders spricht, hinzuzufügen: „Buße nehme ich allezeit aus" (z. B. I, 143). Weil behauptet wurde, die materiellen Dinge seien nicht von Gott, sondern von einem bösen Princip geschaffen (I, 405), wird Berthold nicht müde, zu wiederholen, „daß der allmächtige Gott alle Dinge geschaffen hat uns zu Dienst und Nutzen für Leib und Seele" (z. B. I, 202). Weil die Irrlehrer das Alte Testament verwarfen, kommt Berthold immer und immer wieder darauf zurück, daß alles, was in der neuen „Ehe" zu unserm Heile geschah und geordnet ward, in der alten „Ehe" vorgebildet ist (z. B. I, 457. 463); ein Gedanke, der dem gläubigen Volke so wohl bekannt war, daß es einer so oftmaligen Wiederholung für dieses nicht bedurft hätte. Hieraus erklärt sich auch das häufige Zurückgehen Berthold's auf das Alte Testament, worin man mit Unrecht eine Vernachlässigung des Neuen Testamentes hat finden wollen.

Indem Berthold den letzten Grund aller Ketzereien in dem „selbherren Willen" erblickt, warnt er auch vor jenem in dem „einkriegen Muthe", d. h. Eigensinn, wurzelnden und auch damals ziemlich verbreiteten dummstolzen Absprechen über Glaubenssachen, das zwar nicht ketzerisch heißen will, aber oft noch schlimmer ist als Ketzerei (I, 531).

---

[1]) Siehe oben S. 6.

„Was man ihnen in der Kirche da vorprediget von dem allmächtigen Gott, von Sünden oder von Almosen, oder von Tugenden, oder von Untugenden, oder von unrechtem Gute, das widerkrieget er alles und widerprediget er mit allem Fleiß und mit allem seinem Sinne und macht, daß mancher Mensch fällt aus dem Wege der rechten Werke und auch manchmal des rechten Glaubens. Denn einfältige Leute sehen ebenso schnell der Lüge in den Mund wie der Wahrheit" (I, 532).

In Verbindung mit der Ketzerei, dieser „großen Mordaxt" des Teufels, spricht Berthold noch von einem „kleinen Mordäxtlein, das ist halbe Ketzerei und ermordet die allermeisten der Dorfleute" (II, 70), denn es ist Todsünde (II, 18). Er meint abergläubische Meinungen und Gebräuche, die er mit Einem Worte als Unglauben bezeichnet und bald mit heiligem Ernste, bald mit feinem Spott bekämpft. Er sagt dem Bauernweibe, daß aller Zauber, den sie an Gatte und Kind ausübe, ihr nichts helfen, aber leicht ein schlimmes Ende als gerechte Strafe herbeiführen könne. Die verliebte Dirne fragt er, warum sie mit ihrem Liebeszauber nicht einen König anstatt eines Bauern Sohn oder Knecht zu fangen suche.

Eine Frevelhaftigkeit, welche selbst die heiligsten Glaubenswahrheiten bekrittelte und mit spöttischem Witze nicht verschonte, setzte sich noch leichter über die gebotenen oder herkömmlichen Uebungen der Frömmigkeit hinweg. So sieht sich denn Berthold oft genöthigt, die Vernachlässigung des Gottesdienstes und unziemliches Betragen in der Kirche scharf zu rügen. Heute wendet er sich gegen jene, „deren Herz zu allen Zeiten nach Wein brennt", und die, um in's Wirthshaus zu gehen, nicht warten können, bis die Messe ganz aus ist, so „daß ihnen der Segen hinten auf den Nacken wird". Morgen spricht er ein Wörtchen mit den klugen Leuten, die da meinen, sie brauchten keine Predigt zu hören, denn sie wüßten schon alles, was der Prediger sagen wolle; es sei nichts anderes, als: lass' das Böse und thu' das Gute. Ihnen entgegnet Berthold mit einem treffenden Vergleich. „Das ist wohl wahr," sagt er, „es ist der rechte Weg zum Himmelreiche. Kannst du dir aber dazu nicht besser rathen, so magst du dennoch wohl irre werden. Es ist gerade, als wenn du prächest: Welchen Weg gehe ich recht gen Regensburg? So sage ich: Da gehe alle die Wege, die recht gen Regensburg gehen und lass' alle, die unrecht gehen. Dennoch könnte ein Mann wohl irre werden, wenn Einer ihn nicht anders wiese auf die rechte Straße. Ich meine wohl, du müßtest weiter fragen, wenn du nicht irre werden willst. In gleicher Weise" u. s. w. Denjenigen, die in der Kirche immerfort schwätzen, als ob sie auf einem Jahrmarkt wären, und von ihren Abenteuern erzählen, die sie auf der Fahrt nach dem heiligen Lande oder

nach Rom oder St. Jakob von Compostella erlebt haben, sagt er, daß sie von ihren Fahrten leicht so viel in der Kirche schwätzen könnten, daß sie von Gott oder St. Jakob nimmer Lohn zu erwarten hätten.

Ein Feind alles bloß äußerlichen Wesens im religiösen Leben, bekämpft Berthold mit großem Ernste das Wallfahrten ohne rechte Bußgesinnung. Denen, die da gen Rom, oder St. Jakob, oder über Meer, oder gen Aachen laufen und wähnen, „sie seien schon halbwegs zum Himmel," aber heimgekehrt Wucherer oder Betrüger oder Spieler sind, wie zuvor, ruft er in gerechter Entrüstung zu, es wäre viel besser, wenn sie daheim blieben und mit den Kosten der Pilgerfahrt ihre Schulden bezahlten (I, 533). Manche unternehmen Wallfahrten, um in den Ruf der Heiligkeit zu kommen, oder um die Welt zu sehen. Um wallfahrten zu können, verkaufen sie ihr Gut, so daß sie mit Weib und Kind in bittere Noth gerathen, und hören unterwegs kaum einmal eine h. Messe und gehen dahin mit Späßen und mit Gelächter und sprechen kaum jemals ein Pater noster, „mästen sich, daß sie viel feister zurückkommen, als sie von dannen fuhren," und haben dann viel davon zu sagen, was sie gesehen haben. „Was fandest du zu Compostella, als du hinkamst?" „St. Jakob's Haupt." „Das ist gar gut; das ist ein todtes Bein und ein todter Schädel, das besser Theil ist im Himmel. Sag' an, was findest du hier daheim an deinem Hofzaun, wenn ein Priester Messe in der Kirche singt? Da findest du wahren Gott und wahren Mensch, mit der Gewalt und mit der Kraft, wie er im Himmel ist, und dessen Heiligkeit ist über alle Heiligen und über alle Engel. Ich will ein groß Wort sprechen, das merket allesammt: so viel Sonne durch ein Nadelöhr scheinen mag, und so gering der Schein wiegt, der durch das Nadelöhr geht, gegen all den Schein, den die Sonne hat über die ganze Welt, so wenig wiegt auf und übertrifft St. Jakob's Heiligkeit und der Zwölfboten insgesammt und aller der Heiligen, die in dem Himmel sind, und aller Engel Heiligkeit und meiner Frau St. Maria die Heiligkeit, die Gott selber hat. Nun lauf' zu St. Jakob und laß Gott selber hier daheim an deinem Hofzaun, daß du dahin nicht geheſt, wo du viel mehr Gnaden und Segen erwerben könntest, wolltest du es suchen" (I, 459)! Allerdings ist das Wallfahrten an sich, wenn es in rechter Absicht und Weise geschieht, gut und rathsam; jedoch nur Männer sollen in die Ferne fahren. Weiber sollen keine Wallfahrten unternehmen, die sie über Nacht von Hause abhalten, es sei denn, daß sie da, wo sie übernachten, eben so sicher sind, wie zu Hause in ihrer Kammer. Im Allgemeinen also sollen nur die Männer ausfahren, die Frauen aber sollen zu Hause Buße thun, sollen sitzen und spinnen.

Weil mangelhafte Seelsorge eine Haupturſache der von Berthold bekämpften Mißſtände im religiöſen Leben war, ſo predigt er nachdrücklich von der Pflicht, den Zehnten gewiſſenhaft zu entrichten, deſſen Beſtimmung ja ſei, eine hinreichende Anzahl von Prieſtern und deren wiſſenſchaftliche Ausbildung zu ermöglichen. Er läßt es ſich angelegen ſein, die Berechtigung des Zehnten nachzuweiſen, und widerlegt die Scheingründe, mit welchen man ſich der Zehntpflicht glaubte entziehen zu dürfen. „Und darum, ihr Herrſchaften, ihr Bauern, ſollt ihr euern Zehnten ganz willig und vollkommen geben. Ihr wähnet freilich, euere Pfarrer ſagten es um ihres eigenen Vortheils willen, darum, daß ihnen der Zehnte werde. Und denken dann Einige aus euch manchmal ſo: Ach, es ſchadet dem Pfaffen nicht viel, ob ihm des Zehnten ein Theil entgeht, ſie haben doch umſonſt genug; ſie ſind reich und haben viel mehr als ich; mir iſt es viel nöthiger als ihnen. Die denken ſehr thöricht. Geſchah es doch ehedem, daß man den Zehnten auf dem Felde verbrannte, und er Niemand zu Nutzen ward, und doch wollte Gott deß nicht entbehren, man mußte ihn vollkommen und gänzlich geben.“ Auch habe Gott ſchon von Adam im Paradieſe den Zehnten gefordert, indem er ihm den Einen Baum verbot, und alles Unglück in der Welt komme daher, daß Adam dieſe Zehntpflicht verletzte (I. 112 f.). Bei Entrichtung der ſchuldigen Abgaben aber ſoll man ſich nicht unerlaubter Kunſtgriffe zum Nachtheil des Zehntherrn bedienen, z. B. nicht den Schnitter mit Früchten auslöhnen, bevor der Zehnte ausgeſchieden iſt (II, 116).

Die ungenügende Seelſorge war zum Theil eine nothwendige Folge der Häufung von Beneficien in Einer Hand und des Inſtituts der Vicare. Irgend ein Stiftsherr hatte zur Aufbeſſerung ſeines Einkommens eine Curatpfründe erhalten und glaubte nun ſeinen Hirtenpflichten zu genügen, wenn er die Seelſorge in der betreffenden Pfarre durch einen armen, dürftig honorirten und unwiſſenden Vicar ausüben ließ, während er ſelbſt, ganz verweltlicht, die reichen Einkünfte der Stelle in einer weit entlegenen Stadt verzehrte. Um dieſem Uebel zu ſteuern, ſollen nur ſolche junge Leute, die wirklichen Beruf zum geiſtlichen Stande haben, von ihren Eltern zum Studium beſtimmt und vom Biſchof zu den heiligen Weihen zugelaſſen werden. „Und darum, ihr Herren und ihr Frauen, ihr ſollt euere Kinder nicht hart zwingen zum Lernen. So ihr ſeht, daß ſie ungern lernen, ſollt ihr ſie davon laſſen; wenn ihr ſeht, daß ſie Betrüger und Lügner ſein werden, ſo ſollt ihr euch vor der Sünde hüten, denn alle die Seelen, die ſie ſo verſäumen, über die müſſen ſie ſich vor Gott am jüngſten Tage verantworten. Nun habt ihr darum kleine Sorge, wenn man euch nur die Pfründe verleihet, daß ihr die genießet und einem armen Pfäfflein ein wenig dafür gebet, daß ihr einem wackern

Pfaffen nicht viel zu geben braucht. Ihr sollt einen Laien aus ihm machen, einen Krämer oder einen Schuster, oder was es denn sei. Das ist besser, als daß der Schatz unseres Herrn versäumt werde. Und ihr, Herr Vizdum, ihr sollt gar wohl wissen, wenn ihr sie zu der Weihe führt, wer der Weihe werth ist. Und weihet ihr aus Liebe oder Gefälligkeit Jemand, der ungelehrt und der Weihe nicht werth ist, so müßt ihr Gott davon Rechenschaft geben am jüngsten Tage" (I, 112). Er fordert sogar die Schüler auf, wenn sie nicht gern lernen oder einen harten Sinn haben, davonzulaufen und ja nicht Priester zu werden (II, 115).

Da der Weltklerus ebensowohl wie alle andern Stände unter Berthold's Zuhörerschaft vertreten war, trug derselbe kein Bedenken. an die Geistlichen besondere Ermahnungen zu richten und als erfahrener Praktiker ihnen Fingerzeige für eine gedeihliche Verwaltung der Seelsorge zu geben. Sogar eine ganze Predigt, die „Von der Aussätzigkeit", ist zunächst an sie gerichtet. Auch die Fehler des Regularklerus übergeht Berthold nicht mit Stillschweigen; er will, daß solche, die Beruf zum Ordensleben zu haben glauben, in ein Kloster gehen, „darinnen rechtes Leben ist; sie möchten in manches Kloster fahren, daß sie viel besser draußen wären". Eine besondere Species schlechter Pfaffen waren jene Ablaßprediger, denen es weniger um die Weckung wahren Bußgeistes, als um die Füllung ihres Beutels zu thun war, „die Pfennigprediger", wie sie mit beißendem Spotte genannt werden. Ein Mann wie Berthold, der mit der ganzen Gluth seiner Seele nichts als das geistliche Wohl seiner Mitmenschen suchte, konnte nur mit dem tiefsten Schmerze wahrnehmen, wie durch trügerische Vorspiegelungen und Versprechungen seine und vieler andern seeleneifrigen Priester Bemühungen vereitelt und das Volk in falsche Sicherheit eingewiegt wurde. Frei und offen klagt er darum die Pfennigprediger an, sie seien schuld, daß die Leute nicht mehr beichteten und ewig verdammt würden. Er nennt sie Mörder der Seelen, Mörder der rechten Buße, Mörder und Fälscher des Himmelreichs und Erdreichs, Fälscher von des Papstes Briefen.

Unter den sittlichen Gebrechen waren es an erster Stelle die mancherlei Vergehen gegen fremdes Eigenthum, von Berthold unter der allgemeinen Bezeichnung „Geiz" zusammengefaßt, welche er mit unnachsichtlicher Strenge und unermüdlicher Ausdauer bekämpfte. Und gewiß mußte eine Zeit, welche das Raubritterthum in der schönsten Blüthe sah, in welcher die gelehrte Rechtsverdrehung und Volksbedrückung anhob, und mit dem aufblühenden Handel und regern Geldverkehr der Wucher in bedenklicher Weise um sich griff, ganz besonders im Punkte der Ehrlichkeit krank erscheinen, und mußten vor diesem Laster andere, wenn auch nicht unbedeutende, Gebrechen mehr in den Hintergrund treten. Fast in

jeder Predigt spricht Berthold von den „Geizigen“ und sagt es ihnen ein über das andere Mal, daß sie unfehlbar verloren sind, wenn sie das widerrechtlich in Besitz Genommene nicht zurückerstatten. Es scheint sogar, daß er in der Forderung der Restitution, selbst den damaligen höhern Werth des Geldes in Anschlag gebracht, allzu strenge war, da er „den letzten Heller“ unter Androhung der ewigen Verdammniß erstattet wissen will. Trotz dieser Strenge aber hat Berthold ein solches Mitgefühl mit dem Restitutionspflichtigen in seiner oft schwierigen Lage, daß er die Gläubiger ermahnt, um Gotteswillen von ihrer Schuldforderung etwas nachzulassen, „damit ihrer desto mehr werden, die erstatten und wiedergeben“. Freilich fürchtet er, daß auch dieses Entgegenkommen und all' sein Predigen doch nichts nützen werde, denn der Geizige sei unverbesserlich — obschon es thatsächlich, wie wir bereits sahen, nicht an Beispielen solcher fehlte, die durch seine Ermahnungen erschüttert, Wiedererstattung leisteten. Im Allgemeinen aber, das ist seine feste Ueberzeugung, kann man einen Geizigen so wenig vom ungerechten Gute scheiden, wie Kupfer von Zinn. „Blei und Zinn bringt man wohl von einander, Zinn und Silber, Zinn und Gold, Kupfer und Gold bringt man auch von einander, Kupfer und Silber: kein Erz ist so beschaffen, ein Meister bringt sie wohl von einander, außer Zinn und Kupfer. Wer ist dann froher als der Teufel, wenn er Zinn und Kupfer zu einander bringt? Das ist gute Glockenspeise; das klingt nach allem seinem Willen, wenn er's dahin bringt, daß der Geizige und das unrechte Gut zu einander kommen“ (I, 76). Weil nun die Geizigen nicht zu retten sind, so sollen wenigstens ihre Kinder sich hüten, daß sie nicht in das Verderben der Eltern mit hineingezogen werden; sie sollen eher ihren Eltern davonlaufen und bei fremden Leuten um Lohn dienen, als unrecht Gut von ihnen erben. Aus demselben Grunde sollen rechtschaffene Eltern ihre Kinder nicht mit den Kindern solcher Leute, an deren Besitz ein Makel haftet, verheirathen, und Dienstboten keinen Dienst bei ihnen annehmen, „denn was sie euch geben, das ist alles sinnig, und alles, was ihr lebet, wird sinnig, und alles, was ihr habet, wird sinnig, und alles, was ihr esset und trinket, das wird alles sinnig in euerm Leibe und euerer Seele, wenn ihr es wissentlich mit ihnen genießet“ (I, 120).

Neben dem Wucher traf das strafende Wort des Bußpredigers namentlich die Fälschung der Lebensmittel und andere Betrügereien der Gewerbsleute, obschon dieselben mit dem heutigen Tages üblichen Unfuge kaum verglichen werden können. Hiervon handelt eingehend die Predigt „Von den fünf Pfunden“, welche uns einen tiefen Blick in das Gewerbsleben jener Zeit eröffnet und Berthold's genaue Kenntniß der einschlägigen Verhältnisse bezeugt.

Die Unredlichkeit würde aber nie so überhand genommen haben, wenn geistliche und weltliche Richter ihres Amtes nach Pflicht und Gewissen walteten, sich nicht bestechen ließen und richteten ohne Ansehen der Person. Wollen sie das nicht thun, sagt Berthold, so sollen sie ihr Amt niederlegen. Sehr entschieden weist er die Behauptung der Ketzer zurück, daß die Obrigkeit nicht das Recht habe, Jemanden das Leben zu nehmen, weil ja dann Leben und Eigenthum nicht gesichert wären. „Unseliger Ketzer!" ruft er aus, „der allmächtige Gott hat Seinen herzlieben Acker damit beschirmt. Und wenn man Gerichtes also pflegte, wie Gott gesetzt hat, so möchte kaum jemals eine Seele verloren gehen, denn es wagte Niemand, eine große Sünde zu thun" (I, 364). Sein verzehrender Seeleneifer legt ihm nun Worte voll edeln Freimuthes selbst gegen die höchste obrigkeitliche Gewalt auf die Zunge; er fährt fort: „Darum, ihr Kaiser, wäret ihr hier, ich könnte es euch wohl sagen: alle die Seelen, die durch euere Schuld verloren gehen, durch unrechtes Gericht, durch Laßheit des Gerichtes, daß ihr euch versäumet oder übereilet mit Gericht, und Wittwen und Waisen und Armen und Reichen nicht Frieden machet, sofern ihr könnt und sollt — alle die Seelen, die dadurch verloren gehen, die müsset ihr Gott gar theuer entgelten zu euerm großen Schaden. Ihr Könige und ihr Herzöge, alle die, denen der allmächtige Gott Gewalt gegeben und das Gericht befohlen hat, wo ihr nicht guten Frieden macht, sofern ihr könnt, und nicht rechtes Gericht habet, so verflucht euch Gott darum, wie Er zu Moses sprach; hoch segnete er aber die, die da rechtes Gericht haben. Fürwahr hat euch Gott große Würde auf Erden gegeben. Man muß vor euch knieen und gegen euch aufstehen und muß vor euch Ehrfurcht haben; und ihr habt viel (Gut) weit und breit um euch und reitet schön und geht schön, und habt hohe Burgen und schöne Frauen; und darum sollt ihr Tag und Nacht trachten, wie ihr Gott dafür danken könnt [1]). Nun gebot Er euch anders nichts, als guten Frieden zu machen und rechtes Gericht zu halten. Denn wenn ihr rechtes Gericht hieltet, so wäre auch der Friede gut in allen euern Landen. Nun richtet ihr nur nach dem Pfennige. Herr, was hat denn der Pfennig gethan! Denn welcher Art das Gericht sein mag, so geht es eben nur um den Pfennig" (vgl. auch I, 215 f.).

Aber auch die Frauen macht Berthold wegen ihrer maßlosen Putzsucht für die Unredlichkeiten ihrer Männer verantwortlich, weil diese, um nur die übertriebenen Ansprüche ihrer Ehehälften befriedigen zu können, sich verleiten ließen, zu allerlei unerlaubten Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen.

---

[1]) In auffallend ähnlicher Weise werden die Landherren in Trimberg's Renner V. 1312 ff. zur Gottesfurcht ermahnt.

Dem hoffärtigen Weibe ruft er darum zu: „Du bist hergekommen in fremdem Gewande. Ich kenne dich gar wohl. Du hast dich in fremde Kleider gehüllt. Denn dein Gatte hat sie armen Leuten abgenommen mit unrechtem Gewinn; und solltest du es nach Gebühr erstatten und wiedergeben, du müßtest ohne Mantel vor mir sitzen. Ich spreche mehr. Du müßtest ohne Suggenie[1]) sitzen. Dico plus. Du müßtest ohne Schleier vor mir sitzen. Ich spreche mehr. Dir bliebe gar kein Faden an deinem Leibe. Ich spreche mehr. Solltest du nach Gebühr erstatten und wiedergeben, dir bliebe das Haar auf dem Haupte nicht, denn das ist gewachsen von unrechtem Gute“ (II, 132). An und für sich, sagt Berthold, sei es wohl erlaubt, sich mit schönen Kleidern zu schmücken, denn wie alle andern Dinge, so habe Gott auch die Gewänder von jeglicher Farbe dem Menschen zu Nutz und Dienst und sich selbst zu Lob und Ehre geschaffen, nämlich, damit man an Festtagen unserm Herrn höher Lob und Ehre entbiete als zu andern Zeiten, „da wir ja auch die Altäre an den Festtagen besser zieren, als zu andern Zeiten, und den Gesang höher heben und schöner und länger machen“. Aber die Hoffärtigen dienen dem Teufel mit dem, was sie zur Ehre Gottes wenden sollten, und womit sie ihre Seligkeit mehren sollten, damit mehren sie ihre Unseligkeit (I, 395 f.).

Berthold nimmt besonders Anstoß an dem durch die französische Mode bestimmten[2]) hoffärtigen Schnitt (I, 118) und den kostbaren Stickereien, womit man die Kleider bedeckte; auch tadelt er die Sitte, die Kleider aus vielen verschiedenfarbigen Stücken zusammenzusetzen, und Kleider, Bänder u. dgl. von gelber Farbe, welche das Kennzeichen verworfener Personen war, zu tragen. Gegen solche Thorheit eifert er am häufigsten und heftigsten und gießt darüber die ätzende Lauge seines Spottes aus. „Pfui, gelber Tod!“ ruft er voll Abscheu, „denn ihr geht gerade wie ein gelber Tod und wie ein gelber Jude.“ Frauen, die gelbe Bänder tragen, sehen aus, als ob sie „mit dem Teufel gestritten“ hätten (II, 118). Sie sind entweder untreu im Herzen mit bösen Gedanken, oder sind böse mit den Werken; oder sie haben einen Fehler am Leibe, entweder die Gelbsucht, „oder einen andern, der ihm gleich ist; du weißt wohl, was ich da meine. Es ist ein Schmutzflecken, den sie mit dem gelben Gebände vertilgen will: man muß einen Unflath mit dem andern verdecken.“ Oder endlich sie sind Thörinnen und taugen in der Haushaltung nichts (I. 415). Gegen den übertriebenen Haarputz, die Ursache arger Zeitverschwendung und Vernachlässigung von Gatte und Kind,

---

[1]) Ein Kleidungsstück für Frauen und Männer, das über dem Rock und unter dem Mantel getragen wurde.

[2]) A. Schulz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger. Bd. I. S. 194.

sowie namentlich auch gegen den Gebrauch der Schminke bei den Frauen fällt manches scharfe Wort: Die sich färben und malen, fälschen das Antlitz, das Gott der Herr nach sich gebildet hat; und weil sie sich dieses so schönen Antlitzes, das ihnen der allmächtige Gott gegeben hat, schämen (und Ihn insofern verleugnen), so wird Er sie auch verleugnen und Sich ihrer schämen in Seinem Reiche ewiglich und sie an den Grund der Hölle werfen zu Frau Jezabel und Herrn Lucifer, der sich auch hat höher machen wollen, als ihn Gott geschaffen. Wenn die Frauen sich damit entschuldigen, daß sie nur um ihrer Ehegatten willen sich schmückten, so hat Berthold genug Menschenkenntniß und Lebenserfahrung, um die rechte Antwort darauf zu geben. Er sagt: „Ist dein Wirth ein braver Mann, so hat er viel lieber, daß du dich in einer untadeligen Weise kleidest, als in einer hoffärtigen Weise, daß man mit dem Finger auf dich zeigt und dich angafft und sagt: Seht! wer ist die? oder was für eine Frau ist das? Ist er aber ein lockerer Gesell, so hilft dir all' dein Krenzelkrispen und all' dein Krespelkrispen und all' dein Gilben nichts" (I, 414). Diesem Unfug sollen die Männer kräftig Einhalt thun, und wenn es auf gütlichem Wege nicht geht, so sollen sie sich ein Herz fassen und den Weibern den Flitter vom Kopfe reißen — bleibt eine Anzahl Haare daran hängen, ist's auch nicht schlimm. Das thust du nicht drei oder vier Mal, so läßt sie's (I, 416). Ueberhaupt sucht Berthold das Selbstbewußtsein der Männer zu wecken und ihnen begreiflich zu machen, daß die Modethorheiten der Weiber einen Schatten auch auf ihre Mannesehre werfen. Salomon, sagt er, nenne solche Weiber in der h. Schrift „Schentelâ" [1]). „Nun wisset ihr wohl, wer ein biderbe Mann ist, der heißt der Meier oder der Schultheiß, oder wie er dann heißt, so heißt seine Frau die Meierin oder die Schultheißin. Wenn nun die Frau den Namen verdient, daß sie heißt Schentelâ, von dem gelben Gebände, so verliert der Mann seinen Namen und muß nach der Frau heißen. Nun, wie die Frau heißt Schentelâ, so heißt der Mann mit allem Rechte Schandolf. Nun seht, ihr Herren, wie gern ihr das gestatten möget, daß ihr den Namen bekommt, der da heißt Schandolf" (I, 115)! Mit psychologischem Scharfblicke sucht der Prediger die Kleiderhoffart auch dadurch einzudämmen, daß er sie in's Lächerliche zieht und den Frauen zu Gemüthe führt, wie sie sich schämen sollten vor Gott und der Welt, „denn ihr thut oft an euch selbst, thäten das andere Leute, ihr könntet gar sehr darüber spotten und viel dazu reden, und an euch selbst dünkt es euch

---

[1]) Schönbach a. a. O. bemerkt hierzu: daß Salomon die Kokette „Frau Schentela" (= scandala) nenne, ist nicht nachzuweisen, wohl aber steht Eccli. 9, 8: averte faciem tuam a muliere compta.

gar wohlstehend. Seht, das kommt daher, daß euch die Hoffart so ganz verblendet hat, daß ihr mit sehenden Augen blind seid." „Es ist gar ein Nichts," ruft er den Frauen wiederholt zu, „womit ihr das Himmelreich verlieret und das wonnigliche Angesicht des allmächtigen Gottes. Ihr geht nur mit Tüchelchen um und mit »löbelech«[1]), daß man euch lobe: Ei Herr! wie schön! War aber je etwas so schönes? Unsere Frau war halt viel schöner als du und war gar herzlich demüthig . . . Es ist ein Gespött, ein Hoffärtlein, da ihr mit umgeht (I, 397); die Herren treiben ihre Hoffart doch mit etwas Nützlichem, mit schönen Rossen und mit Burgen und mit Leuten und mit biderben Dingen, und die verlieren ihre Seele doch mit nützlichen Dingen" (I, 253). „Wenn ihr Frauen aber nicht in den Himmel kommt, so habt ihr hier und dort zu wenig; es ist ein Spott und ein Staub, wofür ihr das Himmelreich gebt." Indeß entgehen auch die Männer mit ihrer oft weibischen Haartracht nicht dem wohlgezielten Spott des frisch von der Leber redenden Klosterbruders. „So tragen etliche Männer das Haar lang, wie die Frauen. Ihr Herren! merket mir das gar wohl: Alle, die langes Haar tragen, wie die Weiber, die haben rechte Weiberherzen und können an keiner Statt einen Mann vorstellen. Pfui über dich, Adelheid, mit deinem langen Haare! Daß du nicht weißt, wie übel es dir steht und wie lästerlich" (I, 114)!

Schmerzliche Klage erhebt Berthold über das Laster der Unsittlichkeit. „Was jetzt aus der Schale schlüpft, das will seine Freiheit treiben mit Unkeuschheit: Mägde und Knechte, Töchter und Söhne, Frauen und Männer, Eheleute und Ledige. Und derselben unreinen Sünde ist so viel geworden, daß sich ihrer Niemand schämen will; denn derer sind wenige, die sich ihrer schämen. Viele rühmen sich derselben sogar und spotten darüber. Wenn man davon predigt, so winkt Einer dem Andern und ruft ihm lachend zu: Ei, wo wird deine Seele hinkommen? und treiben so ihr Gespött . . . Sie hat so überhand genommen, dieselbige Sünde, daß geistliche Verwandtschaft und Blutschande eins und dasselbe ist." Man sagte frevelhaft spottend: Wir sind ja nur wasserverwandt (nämlich durch das Taufwasser I, 82)! Das sittliche Gefühl war so abgestumpft, daß Manche den geschlechtlichen Verkehr lediger Personen gar nicht einmal als schwere Sünde wollten gelten lassen (I, 568), und Frauen eine Entschuldigung für ihre Untreue darin zu finden glaubten, daß sie als Frauen, damaliger Sitte gemäß, beim Eingehen des Ehebündnisses die eheliche Treue nicht eidlich gelobt hätten[2]). „Nein, Nein!"

[1]) Wenn Birlinger Recht hat, eine Frauenzier am Vorderarme.

[2]) „Die Frauen schwören nicht Eide und sind doch gebunden, so gut wie die Männer."

ruft Berthold aus, „es geht so nicht. Man schließt keine Ehe mit sothanen Listen. Die heilige Ehe ist unter den sieben Heiligkeiten (Sacramenten) eine der höchsten, die Gott auf Erden hat. Und darum soll kein kunterfeit (Falschheit) dabei sein“ (I, 279). Man glaubte sogar, daß unter Umständen ein Ehetheil den andern von der Beobachtung der ehelichen Treue entbinden könne, z. B. wenn der eine Gatte wegen Aussatzes „von den Leuten gesetzt“ wurde. „Siehe, Aussätziger,“ fragt Berthold, „welcher Teufel hat dir die Gewalt gegeben, daß du deinem Gatten eine andere Verbindung gestatten darfst? Das könnte ja selbst der Papst nicht thun“ (I, 316)!

Die jungen Männer mieden das Ehejoch, um desto zügelloser leben zu können. Daher die oft wiederholte Mahnung: „Ihr jungen Leute, gar wunderlich bald in starke Buße, oder zur Ehe, oder mit der Unehe an den Grund der Hölle!“ Kurz und schlagend werden die Gründe widerlegt, mit welchen man die Flucht vor dem Ehestande zu rechtfertigen suchte. „Bruder Berthold,“ so läßt der Prediger sich einwenden, „ich bin noch ein junger Mensch, und die mich gern nähme, die will ich nicht, und die ich gern nähme, die will mich nicht.“ „Sieh',“ gibt er zur Antwort, „nimm aus der ganzen Welt Eine zur Ehe, mit der du recht und ehelich lebst. Willst du die Eine nicht, so nimm eine Andere. Willst du eine Kurze nicht, so nimm eine Lange; willst du eine Lange nicht, so nimm eine Kurze. Und willst du eine Weiße nicht, so nimm eine Schwarze; und willst du eine Schwarze nicht, so nimm eine Weiße. Willst du eine Kleine nicht, so nimm eine Große; willst du eine Große nicht, so nimm eine Kleine. Nimm dir nur aus der ganzen Welt eine eheliche Frau.“ „Bruder Berthold, ich bin noch arm und hab' nichts.“ „Es ist viel besser, daß du arm in's Himmelreich kommst, als reich in die Hölle. Du wirst wohl ebensowenig reich mit der Unehe, als mit der Ehe, oder noch weniger.“ Eine treffende Antwort, welche auch jenen Politikern, die aus national-ökonomischen Gründen den Eintritt in den Ehestand durch den gesetzlich erforderten Nachweis einer gesicherten Existenz glauben erschweren zu sollen, zu denken gibt[1]). „Bruder Berthold, ich hab' noch kein eigen Brod.“ „Ich höre wohl, du willst eben nicht in der Ehe sein. Wenn du es denn nicht entbehren willst, mit der Unehe umzugehen, so nimm nur Eine zur Unehe: nimm dieselbe an eine Hand und den Teufel an die andere Hand, und gehet alle drei miteinander hin zur Hölle, da euer nimmer Rath wird“ (I, 278).

---

[1]) Im Sinne Berthold's behandeln diese Frage die Christlich-socialen Blätter in dem Artikel „Ein Wort gegen Ehebeschränkungen“. Jahrgang 1881, S. 358 ff.

Wer sich vom Laster der Unkeuschheit rein erhalten will, muß böse Gesellschaft, Tanz und Heimgarten fliehen, denn „willst du da viel lustig sein und lachen und hin und her die Blicke schießen lassen[1]) und mit den Augen blinzeln, so kannst du wohl in den Strick des Teufels fallen“ (I, 481). Man soll sich auch die Kupplerinnen aus dem Hause halten. Wenn Frauen diese Rathgeberinnen in ihr Haus einladen, so ist ihre Ehre und ihre Seele verloren; denn was dem Teufel in vier oder sechs Jahren nicht gelingt, das bringen diese „Wachtelbein“ (Lockpfeifen) des Satans, die drei Seelen um zwei Schuhe oder vier Pfennige verkaufen, in vier Wochen zu Stande: sie verführen dem seine Tochter, dem seine Schwester, dem seine Nichte, dem seine Hausfrau, dem seine Dirne (II, 189). Diese nichtsnutzigen, arbeitsscheuen Weiber, die sich durch Wahrsagen und Zaubern bei den Frauen einzuschleichen wissen, soll man mit Hunden aus der Stadt hetzen oder hinauspeitschen lassen.

Auf eine eigenthümliche Weise sucht Berthold zu erklären, daß die Frauen viel keuscher seien als die Männer: sie sind nämlich „an einer keuschen Statt geschaffen, im Paradies. Das wurden die Männer nicht, und deshalb sollt ihr halt mit Recht keuscher und züchtiger sein, wie ihr auch seid“ (II, 141). Die öffentlichen Dirnen haben eben darum Frauennamen verloren, und wir heißen sie die bösen Häute auf dem Graben[2]) (II, 148).

Berthold charakterisirt den verschiedenen sittlichen Zustand der höhern und niedern Stände, indem er als herrschende Laster der Vornehmen die vier himmelschreienden Sünden: Unrechte Gewalt, Vorenthaltung des verdienten Lohnes, Todtschlag und stumme Sünde; als die des geringen Volkes Neid und Haß, Unkeuschheit, Ueppigkeit, böse Zunge und Untreue bezeichnet. Doch haben sich die Sünden der höhern und der niedern Stände mit einander vermischt (I, 88).

Man hat die Frage aufgeworfen, ob Berthold's Bemühungen um die sittliche Hebung seiner Volksgenossen mit Erfolg gekrönt gewesen seien, und hat diese Frage verneint. Seine zündende Beredtsamkeit, wird behauptet, habe keine nachhaltige Besserung bewirkt; das Feuer der Begeisterung, welches sein Erscheinen an einem Orte hervorrief, sei nach seinem Weggange alsbald wieder erloschen. Derartige Urtheile sind nun freilich eben so leicht ausgesprochen, als, ihrer Natur nach, schwer zu widerlegen. Jedenfalls ist durch glaubwürdige Berichte von Zeitgenossen außer Zweifel gestellt, daß Berthold manche Einzelbekehrungen bewirkt hat. Der veredelnde Einfluß eines bedeutenden Mannes auf ein ganzes Volk

---

[1]) „geweterblitzen“, eigentlich Wetterleuchten.

[2]) Die schlechten Häuser befanden sich in den alten Städten häufig in den Wallgassen.

ist dagegen selbstverständlich nicht so leicht nachzuweisen. Auch ist die Bekehrung eines Volkes nicht das Werk Eines Mannes. Hier ist schon Großes erreicht, wenn es gelingt, ein tieferes Sinken zu verhindern. Und daß Bruder Berthold dies erreicht hat, kann wohl nicht bezweifelt werden, wenn man an den Eindruck denkt, welchen nicht bloß seine Persönlichkeit auf die Zeitgenossen, sondern seine Predigten noch Jahrhunderte lang, zur Privaterbauung abgeschrieben, auf zahlreiche Leser machten.

V.

Berthold's Predigtweise.

Der Name Berthold von Regensburg bezeichnet in der Geschichte der Kanzelberedtsamkeit eine neue Periode, einen epochemachenden Aufschwung, herbeigeführt durch die Scholastik und die Mendicantenorden. Die ältere Predigtweise charakterisirt sich durch ihre fleißige, oft zu weit gehende Benutzung der Reden der lateinischen Kirchenväter und den Mangel einer strengen Disposition und Ordnung als unselbständig dem Inhalte und unorganisch der Form nach. Zwar machte die neue Zeit, welche mit dem zwölften Jahrhundert für Staat und Kirche, Wissenschaft und Kunst und das ganze Leben der europäischen Völker anbrach, sich auch in der Predigt durch zunehmenden Eifer und wachsende Fruchtbarkeit bemerkbar[1]), aber andere Gestalt erhielt die deutsche Predigt nicht, ehe es der Scholastik gelang, größern Einfluß auf sie zu gewinnen; und dieses geschah im Großen und Ganzen erst um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, obschon Anfänge der neuen Redeweise schon früher, z. B. bei Cäsarius von Heisterbach, nachweisbar sind. Der dialectisch geschulte Geist des Redners gewöhnte sich jetzt, aus einer zu Grunde gelegten Einheit eine regelmäßige Gliederung des Redestoffes hervorgehen zu lassen, das Niedere dem Höhern unterzuordnen, Ursachen und Wirkungen scharf zu unterscheiden, kurz, ein organisches Gebilde zu liefern[2]). Wurde es dadurch einerseits dem Redner leicht, sich freier zu bewegen, und namentlich in Bezug auf die Form sich von den lateinischen Vorbildern mehr unabhängig zu machen, so lag aber anderseits bei der herrschenden Neigung Alles zu erörtern und zu ergründen, die Gefahr nahe, daß unfruchtbare Speculation und spitzfindige Dialectik sich auch auf der Kanzel zum Schaden echter, apostolischer Beredtsamkeit geltend machte. In der That

[1]) W. Wackernagel, Altdeutsche Predigten S. 332.
[2]) Cruel a. a. O. S. 279.

wird von namhaften Schriftstellern jener Zeit hierüber geklagt, während zugleich an den gelehrten Predigern eitles Wortgepränge und die Künstelei der Assonanzen und Reime, an den weniger gelehrten die Einflechtung unverbürgter und oft läppischer Erzählungen getadelt wird[1]).

So würde der Aufschwung der kirchlichen Wissenschaft eher von schlimmem Einflusse auf die Predigt gewesen sein, hätte nicht die Stiftung der Mendicantenorden das neue Element der Volksmäßigkeit hineingetragen. Diese Genossenschaften, namentlich die Franciscaner, sollten ja nach dem Willen ihrer heiligen Stifter durch Beispiel und Lehre auf das durch Sectirerei und kirchliche Mißbräuche in seinem Glauben gefährdete Volk einwirken. Dazu eignete sich aber nicht die bisherige schulmäßige Beredtsamkeit, welche der Individualität des Redners zu wenig Freiheit ließ. Es mußte eine neue Weise der Predigt gefunden werden; der Redner mußte herabsteigen von den kalten Höhen einer vornehmen Wissenschaftlichkeit, mußte vergessen, daß er ein Gelehrter war und sich als Einer aus dem Volke fühlen; er mußte ein Herz für das Volk haben, dessen Bedürfnisse kennen, seine Sprache reden; dann durfte der Prediger des Erfolges gewiß sein. Und daß diese volksmäßige Art der Kanzelberedtsamkeit gefunden wurde, ist das unsterbliche Verdienst der beiden genannten Orden, besonders der Franciscaner, die durch steten innigen Verkehr den untern Ständen, aus denen sie sich auch vorzugsweise ergänzten, ungleich näher standen, als irgend ein anderer kirchlicher Orden.

Bruder Berthold war einer der ersten und weitaus der hervorragendste Vertreter der neuen Predigtweise; er ist der „Klassiker der Volksmäßigkeit". Voll Begeisterung für seinen Beruf, ein Mann aus dem Volke, mit klarem Geiste und heißer Liebe zum Volke, erfüllt von dichterischer Anschauungskraft, mit naturwüchsiger Beredtsamkeit begabt, schüttelt er ab die Fesseln althergebrachter Art, wirft die Formulare bei Seite und gibt dem Strom seiner Rede je nach Umständen bald diese bald jene neue Richtung. Und welch ein breit und lang und voll dahin fließender Strom! Und das Ziel, das er sicher zu treffen und zu erschüttern weiß: jedesmal das Gewissen jedes einzelnen seiner Hörer. Andere hatten den Namen, er war nun der wirkliche Leutpriester (Volksprediger)[2]).

Die Predigten des Bruder Berthold können, weil meist auf seinen apostolischen Wanderungen gehalten, mit Recht Missionspredigten genannt werden, wenn auch nicht ganz in dem Sinne, welchen wir heut zu Tage mit diesem Worte zu verbinden pflegen. Sie stellen nämlich nicht die

---

[1]) Roger Bacon bei Hofmann, Zeugnisse a. a. O. Caesar. Heisterb. Homil. III. 157. 163. IV. 25.

[2]) Wackernagel a. a. O. S. 359.

großen Wahrheiten vom Ziel und Ende des Menschen, von der Sünde und den vier letzten Dingen, nebst den Pflichten des christlichen Lebens in systematischer Reihenfolge dar, wie es nach der Anleitung des h. Ignatius die heutigen Missionsprediger thun, sondern behandeln, meist jede für sich ohne wechselseitige Beziehung, Tugenden und Laster in bunter Manchfaltigkeit.

Berthold entnimmt den Text seiner Predigten gewöhnlich dem Evangelium oder der Epistel des Tages oder einem andern Theile der h. Messe und geht nach kurzer Erinnerung an die Bedeutung des einfallenden Festes auf sein Thema über, um etwa am Schlusse noch einmal auf den Tagesheiligen zurückzukommen. Mitunter erörtert er in der Einleitung weitläufiger die Bedeutung des Tages und wendet sich sofort, ohne alle Vermittlung, dem Thema zu. Das letztere, den Hauptgedanken der Predigt, die immer disponirt ist, gewinnt Berthold, indem er entweder beim Texte selbst, wenn er kurz und einheitlich ist, stehen bleibt und ihn unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet — so in der ersten Predigt (Text: Ihr sollt weise sein, daß euch nicht geschehe wie unweisen Leuten [sehr frei nach Eph. 5, 15]; Thema: Von der wahren Weisheit des Christen; Disposition: Die christliche Weisheit fordert Dreierlei: 1. daß man kein wichtiges Ding thue ohne Rath; 2. daß man das Gute nicht aufschiebe; 3. daß man bei Allem, was man thut, das Ende bedenke); — oder indem er den Text, wenn derselbe zu umfassend scheint, theilt und nur Einen Punkt behandelt, z. B. in der vierten Predigt (Text: „Die Weisheit war ihnen ein Schirm am Tage und Sternenlicht des Nachts“ [Weish. 10, 17]; Thema: Was uns am gestirnten Nachthimmel die sieben Planeten lehren). Mitunter dient der Text nur dazu, ein vorgefaßtes Thema ganz lose mit der Feier des Tages in Verbindung zu bringen, wie unter anderm in der sechsten, wahrscheinlich am Feste der h. Afra gehaltenen Predigt. Für diese entlehnt Berthold aus der Messe des Tages den Text: „Gott ist wunderbar in Seinen Heiligen.“ Weil es ein so großes Wunder ist, wenn Gott einen Sünder bekehrt, darum fahren alle Tage so viele Tausende, und am Ende der Welt fast alle Menschen in die Hölle. Dieser Gedanke muß ihn hinüberleiten auf das Thema: Von neun Sünden, welche wie eine Fluth am Ende der Welt die meisten Menschen in die Hölle hinabreißen werden.

Die einfach-verständliche, wenn auch, wie z. B. in der zweiten Predigt, nicht immer logisch richtige Disposition[1]) lehnt sich gewöhnlich

[1]) Mitunter erscheint dieselbe so verwirrt, daß die Schuld davon gewiß nicht bei Berthold, sondern bei dem Aufzeichner der Predigt zu finden ist. Vgl. Schönbach a. a. O. S. 354 f.

vermittels der so beliebten symbolischen Deutung an Erscheinungen aus dem alltäglichen Leben, geschichtliche Thatsachen und allgemein Bekanntes aus der Naturgeschichte an. Daher Predigt-Ueberschriften wie: Von dem Wagen (Sternbild). — Von den sieben Planeten. — Von der Aussätzigkeit. — Von dem Niederlande und dem Oberlande. — Von den drei Mauern. — Wie man die Welt in zwölf Theile theilt. — Von zwölf Junkern des Teufels. — Von dem Wagenweg. Entsprach dieses Verfahren einerseits der Vorliebe des Mittelalters für das Symbolische, Geheimnißvoll-Bildliche, so war es anderseits ganz vorzüglich geeignet, den Predigtinhalt dem Gedächtnisse der Zuhörer dauernd einzuprägen, was für den Prediger in damaliger Zeit, die noch keine Erbauungsliteratur in unserm Sinne kannte, eine Sache von größter Wichtigkeit war. Zwei Beispiele mögen das Gesagte erläutern. Der Gedankengang der Predigt „Von den sieben Planeten" ist dieser: Wie die Geistlichen zwei Bücher haben, nämlich das Alte und das Neue Testament, worin sie immerfort lesen und lernen sollen, und zwar in dem einen bei Nacht, in dem andern bei Tage, so hat Gott auch den Laien zwei große Bücher gegeben, worin sie alles, was ihnen an Leib und Seele Noth thut, lesen und lernen sollen, in dem einen bei Tag in dem andern bei Nacht. Diese zwei Bücher sind der Himmel und die Erde. Am Himmel stehen sieben Sterne: Sonne, Mond, Mars, Mercurius, Jupiter, Venus, Saturnus, die sieben damals bekannten Planeten. Daran soll man lesen und Tugend lernen: an der Sonne den Glauben, an dem Mond die Demuth, an dem Mars die Stärke des Geistes, am Mercurius die Friedfertigkeit, am Jupiter die Mildthätigkeit, an der Venus die Liebe, am Saturnus die Beharrlichkeit. Nach den Planeten sind die sieben Wochentage benannt, und darum soll man an jedem Tage der Woche an die Tugend denken, welche der Planet symbolisirt. Die Predigt „Von dem Wagenweg" hat folgenden Gedankengang: Auf die hohen Berge führen gewöhnlich zwei Wege, der eine führt direct zur Burg, ist aber steil und eng, der andere geht weit um den Berg herum, ist aber breit und bequem; dies ist der Wagenweg. So gehen auch zwei Wege zum Himmelreich, ein Pfad und ein Wagenweg, nämlich der Weg der Marter und der Weg der Barmherzigkeit. Auf diesem Wege muß man viererlei Barmherzigkeit haben, wie der Wagen vier Räder hat, nämlich Barmherzigkeit gegen sich selbst, gegen die Martyrer der Welt, d. h. die Nothleidenden, gegen die Martyrer Gottes, d. h. die Armen Seelen im Fegfeuer, und gegen die Martyrer des Teufels, d. h. die Sünder. Auch in der Abhandlung knüpft Berthold gern wichtigere Gedanken, um sie seinen Zuhörern behaltlich zu machen, an naheliegende sinnliche Gegenstände an. Daß der Mensch häufig der Rechenschaft gedenke, die er für seine fünf

Talente, d. h. seine innern und äußern Gaben, dereinst ablegen muß, daran gemahnen ihn die fünf Finger seiner Hand, die fünf Zehen seines Fußes und seine fünf Sinne (I, 12); daß er von Gott erschaffen ist und mit Leib und Seele Gott gehört, ist ihm sogar in's Angesicht geschrieben, denn aus den Linien von Augen, Ohren, Nase, Mund kann man, wie I, 404 zu zeigen versucht wird, herauslesen: Homo Dei (Mensch Gottes). Daß dergleichen gekünstelte Deutungen auch im Munde Berthold's nicht, wie man geglaubt hat, eigentliche Beweiskraft haben sollen, ist wohl selbstverständlich. Am Schlusse der Rede faßt Berthold häufig den Inhalt derselben noch einmal zusammen und fügt kurze kräftige Ermahnungen bei.

In der Durchführung seines Thema's läßt Berthold mitunter die logische Ordnung in der Gedankenfolge vermissen und bindet sich nicht immer streng an die Disposition, woher es kommt, daß sein Vortrag hier und da der durchsichtigen Klarheit entbehrt. Manchmal unterläßt er es aus Gründen des praktischen Nutzens, den einen oder andern der bei der Eintheilung des Stoffes angegebenen Punkte auszuführen, während er sich anderseits bedeutende Abschweifungen vom Thema gestattet[1]). Nicht selten finden sich auch unnöthige Wiederholungen. Man hat vielfach an Berthold getadelt, daß er an und für sich passende Vergleiche allzu sehr im Einzelnen ausdeute und dadurch geschmacklos werde. Indeß ist doch auch zu berücksichtigen, daß Berthold kein Kunstredner war und sein wollte, sondern Volksredner, Land- oder Bauernprediger. Dem ungebildeten Volke ist aber mit bloßen Andeutungen, die dem Gebildeten genügen, nicht gedient; ihm muß eine Sache, für die es sich erwärmen soll, mit größter Ausführlichkeit dargelegt und ihr Inhalt bis in die nebensächlichen Umstände vor seinen Augen zerlegt werden.

Im Vorstehenden glaube ich die Hauptmängel der Predigtweise Berthold's genannt zu haben, Mängel, die zum Theil weniger Berthold selbst, als der Zeit, deren Kind er war, zur Last fallen, oder auch durch das Bedürfniß seiner Zuhörer, auf dessen Befriedigung mit Recht seine ganze Aufmerksamkeit gerichtet war, entschuldigt werden.. Versuchen wir nun, tiefer in die Geheimnisse dieser wunderbaren Beredtsamkeit einzudringen.

Wenn es des Dichters Aufgabe ist, die Welt der Ideen und der Gefühle des menschlichen Geistes durch die schöpferische Phantasie gleichsam verkörpert und sichtbar erscheinen zu lassen, so war Bruder Berthold, ob er auch vielleicht nie ein Lied gedichtet hat, ein religiöser Dichter,

---

[1]) An den lateinischen Sermonen hat Jakob dieselbe Beobachtung gemacht: a. a. O. S. 119. 169.

der Dichter auf der Kanzel. Manche seiner Reden, sagt Jakob, könnte man in Anlage und Ausführung ein großes Gedicht nennen. Man sehe nur, wie er die übersinnlichen Wahrheiten durch plastische Schilderungen und treffende Vergleiche dem Verständnisse näher zu bringen weiß. Wenn er seine Zuhörer von dem Nutzen der guten Werke überzeugen will, läßt er sie die furchtbare Waage des ewigen Richters schauen, zeigt ihnen auf der einen Seite die Teufel, wie sie alle Sünden herbeischleppen, die der Mensch je gethan und nicht gebüßt hat. „Sie bringen sie fuderweise und legen sie zu einander über einen Haufen, auf daß der Mensch verzage und verzweifle an seinem Ende. Und sie machen das Entsetzen groß. Sie knurren wie die Hunde und blöken wie die Kälber und brüllen wie die Löwen, alles darum, damit der Mensch verzweifle und die Hoffnung fahren lasse, die ein Jeder zu Gott haben soll . . . Aber so wenig die Teufel vergessen, alle die Sünden herbeizubringen und auch die mindeste Missethat, die du je begingst, so wenig vergessen das die Engel, sie bringen auch das mindeste Gute dar, das du je thatest mit Almosengeben, mit Gebet, mit Fasten, mit allen guten Dingen; davon vergessen sie nicht haaresgroß, die Engel Gottes, und legen das auf die Waage anderseits. Und darum sollst du des Guten viel thun, und des Bösen wenig" (I, 46).

Zu einer äußerst dramatischen Unterhandlung, um mit K. Schmidt [1]) zu reden, zwischen Berthold und dem Teufel gestaltet sich die 29. Predigt, in welcher der Redner seine Zuhörer über das unausbleibliche Schicksal der Bösen belehrt, indem er, anknüpfend an die Theilung der zwölf Stämme Israels [2]), sich mit den Teufeln, die er anwesend denkt, in die Zuhörer theilt, jenen zehn Theile übergibt und zwei Theile Gott zuspricht. „Ihr Teufel, ihr seid Herr Jeroboam, so bin ich der Weissager, und bin her zu euch gekommen auf diesen Acker vor diese Stadt hier, und es geht nicht anders, wir müssen diese Leute mit einander theilen. Ihr unseligen Teufel! Ihr hättet sie gar gern alle miteinander. Das kann nicht sein, wir müssen sie theilen. Ihr Teufel! Die Leute allesammt der zwölf Geschlechter, das sind diese Leute allesammt, diese Christenleute hier vor meinen Augen. Die theile ich recht in zwölf Theile. Ihr Teufel! Davon habt ihr die zehn Theile und lasset mir und dem allmächtigen Gott nur die zwei." Wie sich die Zuhörer vor Entsetzen bekreuzen, schaltet er ein: „Ja, nun sitze und mache ein Kreuz über dich. Hättest du ein gutes Gewissen, das wäre dir viel besser als alle Kreuze, die du machest." — „Ihr Teufel! Wollt ihr nun hören, welche Theile

[1]) Studien und Kritiken. Jahrg. 1864, 1. Heft.
[2]) III. Kön. 11, 29 ff.

euch angehören, welche die sind, die euch der allmächtige Gott erlaubt? Das sind zehnerlei Leute, nämlich" u. s. w. Nachdem er über die zehn Klassen von Sündern weitläufiger gesprochen hat, fährt er fort: „Nun seht, ihr unseligen Teufel, das sind euere zehn Theile! Ihr hättet ihrer gar gern mehr; das kann aber nicht sein; ihr müsset mir und dem allmächtigen Gott die zwei Theile lassen. O weh, Herr, wie klein unser Theil nun ist!" (I, 463.) Nach einer ähnlichen Predigt war es, wo die Zuhörer den Bruder Berthold um der Liebe Gottes willen baten, von einem solchen Gegenstande nicht mehr zu reden, da sie ihn vor Schrecken und Grauen nicht anhören könnten [1]).

Ich kann mir nicht versagen, hier auch eine herrliche Stelle aus dem Schlusse der 36. Predigt wörtlich folgen zu lassen, in welcher wir über den Werth der Erlösung in der Weise belehrt werden, daß Christus mit dem Satan einen Proceß um des Sünders Seele führt und endlich den Sieg gewinnt, indem Er mit einem Tropfen Seines kostbaren Blutes alle Ansprüche der Hölle aufwiegt. In der Abhandlung war ausgeführt, wie das Lamm Gottes die sieben Schlösser, welche die sündige Seele der Gnade Gottes verschließen, alle öffnet. Der Teufel aber spricht: „Ich räume ihn noch nicht, ich getraue mir, den Sünder mit rechtem Urtheile wohl zu behalten." „Nun, wie willst du ihn behalten?" so spricht unser Herr. Da spricht der Teufel: „Herr, du weißt wohl, wer ein Gut in Gewalt und in Gewahrsam hat ohne Widerspruch vierzig Jahre oder fünfzig oder hundert, daß der es mit Recht immerdar haben soll." Da behauptete der Teufel Recht. Da spricht der Teufel abermals so: „Herr, nun weißt du wohl, daß ich den Sünder wohl fünftausend Jahre gehabt habe." Da sprach unser Herr: „Nein! Ich will dir das beweisen, daß Ich den Sünder seitdem alle Jahre angesprochen und gefordert habe, wie Ich von Rechts wegen sollte, durch Patriarchen und durch Propheten und durch Meine andern Boten und Meine Engel, die Ich zu ihm sandte mit heiliger Lehre, und habe ihn mit Meiner Lehre und in Meiner Pflege so bisheran gefristet." Da behauptete unser Herr Recht. Da sprach Er zu dem Teufel: „Fahr' aus, der Sünder ist mit Recht Mein." „Nein!" sprach der Teufel, „ich habe noch mehr auf ihn zu sprechen". „Herr," sprach der Teufel, „du weißt wohl, daß ich eine Handschrift habe, daß der Sünder mein ist, wenn er Dein Gebot zerbräche, daß er mit Recht mein wäre." Da sprach unser Herr: „Nein! die Handschrift ist falsch und gelogen; da Ich die Handschrift so geschrieben hatte, wenn der Sünder Mein Gebot zerbräche, müsse er sterben, da verhießest du dem Sünder, er stürbe nicht: damit ist sie falsch und gelogen." Das Recht mußte da der Teufel

[1]) Salimbene bei Hofmann a. a. O.

auch verlieren. Da sprach unser Herr: „Nun wohl, heraus! Denn der Sünder ist mit Recht Mein.“ „Nein!“ so sprach der Teufel, „ich habe noch mehr auf ihn zu sprechen.“ „Was willst du nun auf ihn sprechen?“ „Da weißt du wohl, wenn der Sünder die Sünde thut, so ist es ein so groß Ding um die Sünde, daß er sie nimmermehr büßen kann, noch büßen wird.“ „Hätte Ich nicht für den Menschen gebüßt, so möcht' es wohl sein. Nun lege aller Menschen Sünden auf eine Waage, alle Sünden, die alle Menschen thaten von Adam's Zeiten an, und lege Meines Blutes, das Ich um des Sünders willen vergossen habe, einen einzigen Tropfen gegen die Sünden all' auf eine Waage: wiegen die Sünden über, so laß Mich den Sünder verloren haben, wiegt aber Mein Blut über, so laß Mich gewonnen haben.“ Da behauptete unser Herr Recht, denn ein einziger Tropfen Seines Blutes überwog alle Sünden, die alles menschliche Geschlecht je beging. Da mußte der Teufel Ihm den Sünder lassen. — Wohl selten ist der Dialog von mittelalterlichen Predigern vor und nach Berthold mit so viel Glück angewandt worden, wie in vorstehendem Falle.

Wie anschaulich wird nicht auch mit wenigen Zügen das unstäte, entbehrungs- und gefahrvolle Leben der um Sold sich verdingenden Kriegsknechte geschildert! „Es reitet der Schildknecht mit zerborstenen Schuhen in kaltem Wetter, daß ihm das Mark in seinem Gebeine erfriert, und fährt wie eine Heuschrecke in dünner Kleidung, und weiß zu Nacht nicht, wo seine Herberge ist, und liegt nimmer warm und ißt selten gut und muß für sein Leben allezeit fürchten, daß er nicht weiß, wo die Leute über ihn kommen, und wenn er das Leben hat und wenn er an Leib und Seele stirbt“ (I, 230) [1]).

Ohne Zweifel sind jene schönen Vergleiche, durch welche Berthold geringerer Fassungskraft so geschickt zu Hülfe kommt, nicht immer seine eigene Erfindung, sondern lehnen sich manchmal an überlieferte volksthümliche Anschauungen an, wie u. A. der dem Mittelalter geläufige Vergleich des Menschen mit einem Baume (I, 158), der an die nordische Sage erinnert, welche den Ursprung des Menschen vom Baume herleitet. In sehr vielen Fällen aber ist seinen Ausführungen der Stempel eigener sinniger Beobachtung unverkennbar aufgedrückt, z. B. wo er die vier himmelschreienden Sünden mit vier hohen Fürsten vergleicht, die vor einem römischen Könige stehen und gar große Klage haben: wie man die vier Fürsten vor dem Könige müßte hören vor allem Volk, so sie mit lauter Stimme da riefen, so rufen die vier Sünden vor dem allmächtigen

[1]) Man vergleiche hierzu die Schilderung in Trimberg's Renner. V. 7448 ff.

Gott zu aller Zeit, Tag und Nacht, mit lauter Stimme über Leib und Seele deſſen, der in einer dieſer Sünden iſt (I, 88).

In der zu Augsburg gehaltenen Predigt „Von den ſieben Heiligkeiten“ wird der Unterſchied von Hölle und Vorhölle (der Aufenthalt der verſtorbenen Gerechten des Alten Bundes) in folgender originellen Weiſe erläutert: „Wie dieſe Stadt Augsburg heißt innerhalb der Mauer und außerhalb; wer aber innerhalb, der iſt gefangen; will man ihn nur fleißig hüten, ſo mag er nirgend herauskommen. So ſind die, die in der rechten Hölle ſind; ſie ſind noch tauſend Mal härter gehütet und gefangen. Aber die außerhalb der Mauer hier zu Augsburg und vor andern geſchloſſenen Städten ſind und wohnen, die ſind nicht ſo gar bezwungen und gefangen, wie man dieſe zwingt und fängt, wer es will. Und es heißt doch alles Augsburg; wie viel die Stadt außerhalb der Mauern liegt, heißt man es alles ebenſowohl Augsburg, als was da innerhalb liegt. Gleicherweiſe ſteht es um dieſelbe Stadt, dahin die heiligen Propheten und Patriarchen und andere gute Leute kamen vor der Marter unſeres Herrn.“

Das bunte Ritter- und Kriegsweſen namentlich, welches zur Zeit des Interregnums im Vordergrunde des öffentlichen Lebens ſtand, lag zu nahe, um nicht zahlreiche Anknüpfungspunkte unſerm Redner darzubieten. Ich theile hier nur auszugsweiſe die ſchöne Stelle mit, in welcher er die Hölle mit einem großen Heerlager vergleicht. „Du Niederländer (d. h. Böſer), ich will dir deine Herberge zeigen: ſo du nach Niederland (in die Hölle) kommſt, daß du dann nicht irre fahreſt, und daß du deine Herberge alsbald erkennſt. Ihr Niederländer, ich zeige euer einem großen Theil, wohl dreizehnerlei Niederländern, denen will ich ihre Herberge zeigen in dem niedern Lande, und daß ihr euer Zeichen alsbald ſehet, euere Heerfahne. Gerade als wo ein Herr ſein Gezelt aufſchlägt unter einem großen Heer: der ſteckt ſeine Heerfahne, ſein Panier, vor das Gezelt oder oben darauf, und hängt ſeinen Schild vor das Gezelt und zeigt damit der Welt, daß man ſehe, daß es ſeine Herberge ſei. Ihr Niederländer, die da geheißen ſind Mörder, ich will euch Zeichen geben euerer Herberge. Wenn ihr in's Niederland kommt, ſo ſehet euch um, wo ein mördlich Wappen gemalt iſt. Da hängt euer Schild, das iſt Herr Kain. . . . Ehebrecher und Näſcher, und ihr Näſcherinnen, ihr unkeuſchen Leute alle, die mit Unkeuſchheit umgehen, die ſollen fahren unter die Fahne Herrn Lamechs und der Frau Sella . . . Ihr Spötter, gar wunderſam bald unter die Fahne Herrn Chams! Ihm iſt Niemand als Schildgefährte ſo lieb wie du, und ihr ſeid ſein rechtes Ingeſinde . . . Ihr Diebe und ihr Diebinnen, ihr habt auch eine große Herberge . . . ihr ſollt fahren mit großem Schall unter die Fahne Herrn Achors, der da ſtahl, bis man

ihn steinigte . . . Und ihr, die sich färben und ihr Gewand, ihr habt gar gewisse Herberge, und ihr seht euere Heerfahne gar ferne scheinen, denn es ist ein Panier des Teufels . . . viel wunderſam bald in ſtarke Buße oder zu deiner Frau (Herrin), deren Fahne du da trägſt oder führeſt, Frau Jezabel" . . . (I, 260 f.)[1]).

In einer Sprache voll lieblichſter Naivetät belehrt Berthold ſeine Zuhörer über die Würde des h. Frohnleichnams: „Ich will ein groß Ding jetzt ſprechen. Wäre es möglich, daß unſere Frau, meine Frau St. Maria, Gottes Mutter, daß die jetzt da auf der ſchönen Wieſe wäre, und alle die Heiligen und alle die Engel, die je geſchaffen wurden, wenn das möglich wäre, daß ſie da Raum hätten, und ich das werth wäre, daß ich daſſelbe Himmelsgeſinde da ſehen ſollte, und ich ging zu dem Ende und wollte ſie ſehr gern ſehen — und wiſſet, daß ich ſie ſehr gern und ohne Maßen gern wollte ſehen — und ich auf dem Wege wäre, daß ich meine Frau St. Marien gern wollte ſehen, und ein Herr, ein Prieſter, käme mir entgegen und trüge unſern Herrn, wie er damit zu dem Siechen geht, ſo wollte ich mich gegen den Prieſter kehren, der unſern Herrn da trüge, und wollte eher gegen ihn auf meine Kniee fallen, als gegen meine Frau St. Marien und alle Heiligen und alles himmliſche Heer. Wie gern ich ſie auch ſähe, und obſchon ich ſie nie ſah, wollte ich doch unſerm Herrn mehr Ehre bieten und andächtiger, wenn Ihn der Prieſter trägt, den ich doch alle Tage hier auf Erden ſehe; und ſie ſind doch ſo übermäßig ſchön und klar, daß die ganze Welt es nimmer ausſprechen könnte. Und wie unſäglich die übergroßen Wunder ſind, die in der Klarheit liegen meiner Frau St. Maria und alles himmliſchen Geſindes, ſo wollte ich doch eher gegen Gott knieen und mich neigen, den der Prieſter da trägt, wenn er Ihn auf dem Altare aufhebt" (I, 164). Mußte dieſer ſchlichte Vergleich nicht mehr als jede gelehrte dogmatiſche Erörterung kindliche Gemüther zum Glauben und zur Andacht gegen das allerh. Altarsſacrament ſtimmen?

Das Streben des Redners nach volksmäßiger Sprache erklärt auch ſeine Vorliebe für Sprüchwörter[2]) und für kräftige Ausdrucksweiſe, die

---

[1]) Berthold unterſcheidet zwölf Gruppen von Verdammten; in ähnlicher Weiſe erſcheinen im Renner V. 24370 ff. zwölf Schaaren von Böſen am jüngſten Gerichte unter eben ſo vielen Anführern, welche zum Theil dieſelben ſind wie bei Berthold.

[2]) Die nachfolgende Auswahl bezeugt u. A. das hohe Alter mancher noch jetzt gebräuchlichen Redensarten. Swes daz kint gewont, daz ſelbe im nâch dont (das ſchleift ihm nach, hängt ihm an — Grimm). — Dô wart der ſchimpf ze einem ernſte (dicit glosa). — Als diu katze ûz kumet, ſô rîchſent die miuſe. — Selbe tete, ſelbe hete. — Selbe tuo, ſelbe habe. Daz dû dir ſelber habeſt gebriuwen, daz trink ouch ſelber ûz (nach Terenz: Tute hoc intristi: tibi omne est exedendum). — Mali laici, mali

jedoch bei aller Derbheit selten die Schranken überschreitet, durch welche heutige Sitte des Hörers Zartgefühl geschützt wissen will. Wenn er über Sünden gegen das sechste Gebot redet, spricht er sehr oft nur andeutungsweise, bedient sich der figürlichen Rede und sagt geradezu, daß er um der Unschuldigen willen, und um die Engel nicht zu verscheuchen, die Sache nicht beim rechten Namen nennen wolle. In der Predigt „Von der Ehe" fordert er, nachdem er den ersten Punkt abgehandelt hat, und bevor er zu den Pflichten des ehelichen Lebens übergeht, alle geistlichen Personen beiderlei Geschlechts unter seinen Zuhörern auf, wegzugehen und entläßt sie mit dem Segen. Schon im Beginne der Predigt hatte er gesagt: „Ihr Wittwen und Jungfrauen könnt schlafen, während ich den Eheleuten predige; doch höret nur mit den andern zu; denn die jetzt Wittwen und Jungfrauen sind, werden vielleicht über zehn Wochen oder ein Jahr Eheleute sein." Allerdings scheint die geheimnißvolle Art, wie er über gewisse Dinge mitunter redet, eher geeignet, die Neugier verdorbener Naturen zu reizen, als sie vom Bösen abzuschrecken.

Von den Mitteln, deren Berthold sich bedient, um die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer in beständiger Spannung zu erhalten, sind noch hervorzuheben die häufigen selbstgemachten Einreden, die gelungenen Antithesen und die plötzlichen heftigen Ausfälle. Es war im Mittelalter nicht ganz ungebräuchlich, den Prediger zu unterbrechen und zur sofortigen Beantwortung aufstoßender Zweifel zu veranlassen. Dieses Geschäft eines Zwischenredners besorgt Berthold in seinen Predigten selbst und zwar in so ausgiebiger Weise, daß die Rede dadurch stellenweise die Form eines Zwiegespräches annimmt, um so mehr, da der Redner mit seiner lebhaften Phantasie sich mit seinen Zuhörern fast identificirt und, gleichsam sein eigener Zuhörer geworden, sich selbst mit Namen anredet: „O

---

religiosi. — Bil bezzer geswigen, danne krenkliche geredet (oder gelobet). — Je tiefer helle, je heizer fiwer. — Je maniger sünde, je tiefer helle. — Als die herren, alsô sint die armen liute ouch. — Dar umbe sô müezet ir den angel tiuhen, als ir daz hünic dâ füget. — Der dâ verhilt, der ist ein dieb als wol als jener der dâ stilt. — Diu sünde ist vil bezzer ze miden dan ze büezen. — Kein Wässerchen trüben können. — Daz ich niht enweiz, daz ist mir ouch kein schade. — Hiute min, morgen din. — Mit unreht gewunnen, ist schiere zerrunnen. — Rüemen zimt in der bihte als graete in der kelen und als der fluoch bi dem segene. — Einer frouwen rômvart und einer henne flug über einen zûn ist allez glich nütze. — Altiu gurre (Gaul) bedarf wol fuoters. — Weder Sak noch Korn haben. — Man muoz in bösem werde (Werth, Insel, Sandbank) haberstrô für guot nemen. — Ihre Stühle standen auch ein Mal gerade, nun sind sie umgefallen (so wisset auch ihr nicht, wenn euere Stühle umfallen). — Man und wip ist ein lîp. — Bezzer kampf, wanne hals ab. — Breiten riemen snîden ûz fremedem leder. — Ein gelichez vindet sin gelichez. — Heft und Klinge (d. h. alles) wiedergeben. — Swaz der man selbe leist, da wirt im allermeist.

weh, Bruder Berthold!" so beginnen die Einwürfe in der Regel. Dieselben sind auch keineswegs bloß der Form wegen angebracht, wie dies gewöhnlich bei Cäsarius von Heisterbach in dessen Dialogus miraculorum und in seiner Homilie auf den zweiten Sonntag nach Ostern der Fall ist, sondern sind als der wirkliche Ausdruck dessen, was das Volk, oft leichtsinnig, nicht selten frevelhaft, dachte und fühlte, inhaltlich wichtig, und verrathen den tiefen Blick des Regensburger Minoriten in den Geist und Charakter seiner Zeit. So sind sie nicht weniger für die Culturgeschichte des dreizehnten Jahrhunderts, wie für die Charakteristik des Redners von Bedeutung. Das eine oder andere Mal nimmt Berthold auch auf Aeußerungen Bezug, die über eine frühere Predigt wirklich gefallen und von dritten Personen ihm hinterbracht waren.

Ueber die prächtigen Antitheſen bedarf es nicht vieler Worte; es wird hinreichen, einige derselben anzuführen, denn sie sprechen für sich selber. Der Satz, daß Ungerechtigkeit nicht durch fromme oder wohlthätige Werke, sondern nur durch volle Ersatzleistung wieder gut gemacht werden kann, wird in folgender Weise ausgeführt. Zuerst fingirt der Redner den Einwurf: „Wie, Bruder Berthold! nun bin ich doch in der Brüder Rath und thue denen alle Jahre meine Beichte, und sie sind gar oft in meiner Herberge, und ich habe mich doch in ihre Brüderschaft und in ihr Gebet gekauft: wenn ich sterbe, daß sie meine Vigilie begehen sollen mit Singen und mit Lesen [1])." „Das ist sehr gut," gibt Berthold darauf zur Antwort, „nun, das mag dir Gott gar wohl vergelten, was du mir und meinen Brüdern Gutes thust. Darum sollen wir dein gar gern gedenken, früh und spät, bis an deinen Tod. Und so du dann todt liegst, sollen wir dir gar schön singen und lesen die langen Vigilien und gar schöne Seelenmessen und laute requiem aeternam, und holen dich gar schön von deiner Pfarre mit unserer Processíon und bestatten dich in unserm Münster und legen dich vor den Altar. Ihr Teufel! so seid ihr da gewesen und habt die Seele von seinem Leibe gezerrt, da sie eben aus seinem Munde ging, und habt sie geführt in den Abgrund der Hölle, wo ihrer nimmermehr Rath wird. Und wären alle die Zähren und Tropfen, die seit Anfang der Welt jemals regneten und tropften, daß das alles Mönche und Brüder wären, graue Mönche und schwarze, Prediger und mindere Brüder und Patriarchen und Propheten, und dazu Marthyrer und Beichtiger, und dazu Wittwen und Jungfrauen, daß die dir immer läsen und sängen und blutige Zähren immerdar zu Gott weinten bis an den jüngsten Tag über deine Seele: ihrer würde so wenig

[1]) Die Stelle schildert historisch getreu die manchfache Weise, wie die Vorliebe für die Franciscaner bei Hoch und Niedrig sich äußerte. Siehe Koch a. a. O. S. 74 f.

Rath, als des Teufels jemals wird. Nun sieh', Geiziger, wie gefällt dir das?" „Bruder Berthold, ich höre wohl, es steht übel; ich will in ein Kloster gehen, ehe daß ich also verloren sei." „Ja wohl, nun gehe in ein Kloster und erstatte und gib wieder alles, was du erstatten sollst, bis auf einen einzigen Pfennig oder Schilling; und willst du denselben Schilling nicht erstatten und wiedergeben, und weißt wohl, wem du ihn schuldig bist, so gehe du in ein Kloster und sei wie ein Turteltäublein, die auch gar keusch und rein sind, und flieg' mit ihnen zur Mette, mit den Brüdern, und faste alle Tage, und flieg' mit den andern Täublein auch aus und ein, die keusch sind, zu den sieben Zeiten, und von dem Chor in den Reventer (Refectorium) und aus dem Reventer in's Schlafhaus — ihr Teufel! ihr nehmt sein schon wahr und laßt ihn aus euerer Hut nicht, bis die Seele aus seinem Leibe geht; so seid ihr da und führet sie an den Grund der Hölle, da ihrer nimmermehr Rath wird" (I, 137 f.). Gegen die irrige Meinung, daß man sich von der Restitutionspflicht durch eine Kreuzfahrt lösen könne: „Ja, das will ich dir sagen. Man gibt dir das Kreuz jetzt von dem Papste, über Meer zu fahren für zehn Seelen. Nun wohl! Dasselbe Kreuz will ich dir geben und dazu nehmen lassen das Kreuz, daran der gute St. Peter gemartert ward; und das Kreuz nimm dazu, daran der gute St. Andreas gemartert ward; dazu nimm das Kreuz und fahr' über das Meer und führe diese Kreuze allesammt gar mit dir und streit' wider die Heiden, und du gewinnst das heilige Grab wieder in der Christenheit Gewalt, und du bezwingst die Heidenschaft fern und nahe und auf und nieder mit deiner Tapferkeit und mit deinem Schwerte, und du wirst erschlagen im Dienste unseres Herrn, des allmächtigen Gottes; und laß dich legen in das heilige Grab, darin der allmächtige Gott selber lag, und lege diese Kreuze alle auf dich und auch das Kreuz, daran Gott selbst den Tod litt für alles menschliche Geschlecht; und es wäre auch das möglich, daß Gott selbst zu deinen Häupten stände, und meine Frau St. Maria bei Ihm stände, und alle Gottes Heiligen auf der einen Seite, und alle Gottes Engel auf der andern Seite, und nimm den heiligen Gottesleichnam in deinen Mund — ihr Teufel! ihr kommt doch her und brecht ihm seine Seele aus seinem Leibe und führet sie hinab an den Grund der Hölle, da ihrer nimmer Rath wird, trotz dieser Kreuze allesammt und trotz dieser großen Heiligkeit. Nun sieh', Geiziger, wie gefällt dir das" (I, 209 f.)? Von der Verführungskunst der Weiber: „Adam, den hatte Gott als starken Mann geschaffen, und hätte man alle Tage Berge auf ihn gelegt, man hätte ihn nicht erdrücken können, denn er hatte ihn eben unsterblich geschaffen. Wer alle Schwerter und alle Waffen auf ihn hätte geschlagen und gestoßen, er wäre nicht todt. Wer ihn versenkt hätte in alle Wasser,

er wäre nicht ertrunken, denn er war ganz unsterblich; darum würde er nicht gestorben sein, wie man ihm auch gethan hätte. Und wie stark und wie unsterblich Er ihn auch geschaffen hatte, so hat ihn doch eine Frau schier überwunden: an aller seiner Kraft und an aller seiner Würde und an aller seiner Edelkeit überwand ihn eine Frau, daß er alle seine Kräfte verlor" (I. 246).

Die heftigen Ausfälle, welche sich mitunter bis zu Verwünschungen steigern, gelten namentlich den „Geizigen", und sind um so wirkungsvoller, wenn sie, wie oft geschieht, ganz unerwartet kommen. So ruft er am Schlusse der siebenten Predigt, nachdem die Zuhörer dem Gebrauche gemäß laut „Amen!" gesagt haben, dem „Geizigen" gleichsam zum Abschied zu: „Pfui, Geiziger! wie klingt dein Amen vor Gottes Ohren wie des Hundes Bellen!" Ebenso am Schlusse der dreizehnten Predigt.

Die meisterhafte Formgewandtheit, welche wir bis jetzt bewundert haben, würde aber nicht hinreichen, den mächtigen Eindruck der Predigten zu erklären, wäre sie nicht mit einer tiefen Kenntniß des menschlichen Herzens verbunden. Bis in ihre verborgensten Schlupfwinkel geht der Prediger der widerstrebenden Sinnlichkeit nach, Illusionen und Scheingründe unbarmherzig zerstörend. Und wenn er mit überraschender Kühnheit plötzlich Einen aus den vielen Tausenden seiner Zuhörer herausgreift, und, als ob er sein Inneres durchschaute, ihn seiner geheimen Schandthaten anklagt und gewaltig erschütternd in seine Seele spricht (II, 162), so finden wir es nicht unglaublich, wenn die Chronisten berichten, daß die Zuhörer oft zitterten „wie Schilfrohr im Wasser" und solche, die sich besonders getroffen fühlten, aufschreiend ihre Sünden öffentlich bekannten. Verstockte Herzen greift er mit allen Mitteln an, bald mit apostolischem Ernste, bald mit feiner Ironie, bald mit den zartesten Ergüssen seines weichen Gemüthes. Alle Gefühle und Leidenschaften seiner Zuhörer weiß er in Bewegung zu bringen, um den Einen Zweck zu erreichen, welchen er immer und überall vor Augen hat, nämlich, ihnen Abscheu gegen das Laster und Liebe zur Tugend einzuflößen und sie zu wahrer, innerer Heiligkeit zu führen. Machen höhere Beweggründe keinen Eindruck, so appellirt er an das Ehrgefühl und verschmäht es selbst nicht, die Uebung der Tugend als das Vortheilhaftere vom Standpunkte weltlicher Klugheit darzustellen, z. B. I, 4 f., wo er Einen, der die Sünde durchaus nicht lassen will, durch den Hinweis auf zeitlichen Lohn und geringere Strafe in der Ewigkeit zu bewegen sucht, daß er wenigstens nicht so viele Sünden thue. Doch fügt er wohl ein Mal hinzu: „Das ist aber ein armer Trost, den sollst du harte verschmähen" (II, 229). Hilft alles nichts, so gibt er den Sünder scheinbar als unverbesserlich und gewisser Verdammniß verfallen auf, um den dadurch Erschreckten und empfänglicher Gewordenen sofort

noch ein Mal mit der sanftesten und rührendsten Sprache des Herzens anzugreifen und — zu besiegen.

Während die großen Kanzelredner der Gegenwart vorzugsweise Apologeten sind, war Berthold nichts als ein schlichter Bußprediger. Wo immer er aber Glaubenspunkte erörtert, was in der Regel nur nebenbei geschieht, müssen wir über die meisterhaft populäre Art der Behandlung staunen. Man sehe z. B. die Darlegung der Lehre von der Erbsünde und Erlösungsfähigkeit des Menschen in der Einleitung zur vierzehnten Predigt. Die Predigt „Von der Ehe" behandelt die Ehehindernisse auf eine so praktische Weise, daß man sich kaum bewußt wird, einen Lehrvortrag zu lesen [1]).

Bei seinem Vortrage war Berthold's Aufmerksamkeit so ausschließlich der Sache zugewandt, daß von Wortschwall und leerem Phrasengeklingel bei ihm keine Spur zu finden ist, und die Sprache sich von selbst, so gut es ging, aus dem Inhalte gestalten mußte. Wurde dabei oft gegen die Sprachgesetze verstoßen, so achtete Berthold's lebhafter Geist deß nicht. In dieser Hinsicht nimmt er eine über das gewöhnliche Maß hinausgehende Freiheit in Anspruch. Daß directe und indirecte Redeweise in einander fließen, Mehrheit und Einheit, zweite und dritte Person verwechselt, ein Gedanke angeregt, in Folge einer längern Zwischenbemerkung aber vergessen, und dann ein anderer Ideengang verfolgt wird, geschieht so häufig, daß eine Uebersetzung der Predigten mit kaum zu überwindenden Schwierigkeiten zu kämpfen hat.

Da Berthold's Zuhörer allen oberdeutschen Stämmen angehörten, so bediente er sich bei der Predigt nicht seiner heimathlichen baierischen Mundart, obschon die Predigt des dreizehnten Jahrhunderts im Allgemeinen noch Dialectpredigt, wie auch die Volksdichtung noch Dialectdichtung war, während die gebildeten Kreise ein bestimmtes, unwandelbares Hochdeutsch (Mittelhochdeutsch) redeten, welches unter den staufischen Kaisern aus dem schwäbischen Dialecte, nicht unbeeinflußt von den übrigen Mundarten des obern Deutschlands, als Sprache der Gebildeten entstanden war. Diese höfische Redeweise konnte aber der „Bauernprediger" Berthold womöglich noch weniger als seinen heimischen Dialect brauchen, und so bildete er sich, bewußt oder unbewußt, eine Mischsprache, eine Art Gesammtdeutsch [2]). Zuweilen mischt er auch französische Fremdwörter ein, ein Beweis, wie französische Art in Sprache (und Sitte), mit der

---

[1]) Wenn in dieser Predigt die Verwandtschaftsgrade nach der Gliederung des menschlichen Leibes berechnet werden, so ist dies nicht ein persönlicher Einfall Berthold's, sondern im alten Rechte gebräuchlich. Siehe Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer. S. 468 ff.

[2]) Raumer, Die Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache. S. 18. Wackernagel, Geschichte der deutschen Literatur. S. 124.

beginnenden mittelhochdeutschen Epoche anhebend, um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts schon in die untern Volksschichten eingedrungen war [1]). Als Sprachdenkmal nehmen die Predigten des „besten Prosaikers der mittelhochdeutschen Literaturperiode" einen sehr hervorragenden Platz in der Literaturgeschichte ein und erfreuen sich, u. A. auch wegen ihrer Wichtigkeit für die Erforschung der syntaktischen Gesetze des Mittelhochdeutschen, großer Aufmerksamkeit von Seiten der Philologen [2]). J. Grimm wurde durch die Kenntnißnahme der Predigten Berthold's veranlaßt, die bis dahin allgemein festgehaltene Ansicht, daß die deutsche Prosa erst nach dem dreizehnten Jahrhundert durch die Mystiker ausgebildet worden sei, aufzugeben und dieses Verdienst den Franciscanerpredigern zuzuerkennen [3]).

Man hat Berthold mehrfach mit andern großen Volksrednern des Mittelalters und späterer Zeit, mit dem h. Bernhard, Geiler von Kaisersberg, Abraham a Sta. Clara verglichen, und gefunden, daß er vor dem Einen den Ernst und die Tiefe voraus hat, den Andern an dichterischer Kraft, an Reichthum des Gemüthes und der Phantasie übertrifft. Ohne die Richtigkeit dieser Parallelen in Abrede stellen zu wollen, scheint es doch für die vollere Würdigung Berthold's und der mit ihm oder genauer unmittelbar vor ihm beginnenden Epoche der Kanzelberedtsamkeit vortheilhafter, ihn mit einem noch wesentlich der vorausgehenden Periode angehörenden ältern Zeitgenossen, nämlich dem als Homilet nicht unbedeutenden rheinischen Cistercienser Cäsarius von Heisterbach, in Vergleich zu stellen. Man wird finden, daß Berthold auch diesem gegenüber fast überall im Vortheil ist. Zwar übertrifft ihn Cäsarius noch an staunenswerther Schriftkenntniß, auch sind dessen Predigten kaum minder wie die des Bruder Berthold reich an concreten Beziehungen, und ebensowenig fehlt es ihnen an künstlerischem Aufbau und rednerischem Schwung — einzelne derselben können sogar als Muster hingestellt werden. Aber während Cäsarius, der ernste Cistercienser, in jedem Satze als ein Mann der Contemplation, der Einsamkeit erscheint, der sich selten mit einer Anrede an seine Zuhörer wendet, dessen Reden eigentlich Soliloquien, nothdürftig in das homiletische Gewand gekleidete Meditationen sind, finden wir in Berthold's Predigten auf jeder Seite den Franciscaner wieder, den Mann aus dem Volke und für das Volk, der mit seinen Zuhörern fortwährend

---

[1]) Wackernagel ebend. S. 100.

[2]) Prof. J. Resch hat in dem Jahresberichte der Ober-Realschule in Leitmeritz vom Jahre 1880 den ersten Theil einer geschätzten Abhandlung „Zur Syntax des Berthold von Regensburg" veröffentlicht.

[3]) Wiener Jahrb. d. Lit. Bd. 32. S. 253. Siehe auch Gervinus, Geschichte der poet. Nat.-Lit. II. Ausg. II. Theil. S. 118.

die lebhaftesten Wechselbeziehungen unterhält. Nur in einer einzigen lateinischen Predigt, welche J. Schmidt in dem Programm des k. k. Real-Obergymnasiums auf der Landstraße in Wien für 1870/71 veröffentlichte, steht Berthold dem Cistercienserm önche aus der alten Schule noch sehr nahe. Dieselbe bietet nämlich eine von Vers zu Vers fortschreitende Exegese des Englischen Grußes in der geistvollen Art des Cäsarius, wovon sich unter Berthold's gedruckten Predigten sonst kein Beispiel findet, und läßt durchaus das eigentlich Charakteristische seiner Predigtweise, den lebendigen Contact mit der Zuhörerschaft, die Volksthümlichkeit und stete Bezugnahme auf das praktische Leben vermissen. Auch ist die schulmäßig correcte, sogar elegante Diction dieser Predigt völlig verschieden von der Sprache seiner andern lateinischen Reden[1]). Sie macht den Eindruck einer vortrefflichen Schularbeit, und würde als solche in Berthold's jüngere Jahre fallen, in eine Zeit, wo die neue Predigtweise erst im Entstehen begriffen war.

Fassen wir die Eigenthümlichkeiten der Berthold'schen Beredtsamkeit noch einmal kurz mit den Worten zusammen, in welchen ein berühmter Volksschriftsteller[2]) sein Urtheil über Bruder Berthold als Prediger niedergelegt hat: „Das Musterhafte seiner Predigten besteht hauptsächlich in der großen Klarheit und Anschaulichkeit derselben, in der Versinnlichung religiöser Wahrheiten durch nahe liegende Bilder aus Natur und Menschenleben, in der Vereinzelung der moralischen Begriffe, in der Schönheit und Kraft seiner Antitheſen, in der sichern Auswahl alles Dessen, was auf seine Zuhörer wirken mußte, in der wahrhaft wunderbaren Durchdringung von naiver Anmuth und höchster Kraft, so daß man meinen sollte, es spräche ein einfältiges Kind und ein ernster, heiliger Mann zugleich. Gegen unhaltbare Behauptungen in diesen Predigten, gegen manche erkünstelte Vergleichungen aus dem Alten Testament, gegen einzelne derbe Ausdrücke wird jeder billige Leser recht gern tolerant sein und sie nicht sowohl dem herrlichen Geiste Berthold's zuschreiben, als vielmehr der Zeit und Umgebung, in welcher er gelebt hat.“

Berthold kann natürlich nicht als ein Muster für Prediger aufgestellt werden, das, möglichst naturgetreu copirt, den vollendeten Redner machte. Von solchen Predigern, wie Berthold einer war, gilt eben auch das Wort, daß sie *geboren* werden. Doch ist sein Beispiel nicht ohne Einfluß auf die Fortentwickelung der Kanzelberedtsamkeit geblieben. Deutliche Spuren desselben finden sich in den von Grieshaber in den Jahren 1844 und 1846 herausgegebenen Reden des sogenannten Schwarzwälder

---

[1]) Man sehe über letztere Jakob a. a. O. S. 120.

[2]) Alban Stolz in der Vorrede zu der Uebersetzung von Göbel.

Predigers aus dem dreizehnten Jahrhundert und in den gegen das Ende des Jahrhunderts verfaßten Predigten des Bruder Peregrinus aus dem Dominicanerorden, der z. B. in einer Rede auf das Fest Christi Himmelfahrt die 18. und die 25. Predigt Berthold's benutzt[1]). Von dem Schwarzwälder Prediger, der sich eng an Berthold anschließt, urtheilt Wackernagel[2]), derselbe möge ganz besonders dazu beigetragen haben, wenn Manches, was sich zuerst bei Berthold als eigentliches Merkmal seiner Predigt findet, von da an bis zum Ende des Mittelalters in Gebrauch geblieben ist. Eine Handschrift in Klosterneuburg aus dem vierzehnten Jahrhundert enthält 44 Predigten eines unbekannten Verfassers, in deren vorletzter ausdrücklich auf Berthold Bezug genommen wird. Diese Predigt ist überschrieben: „Von prueder Perchtoltz predig" und beginnt also: „Es sprach prueder Perchtolt zu der sibenden predig, man list in dem heiligen evangeli, daz unser herre sprach (zu der sibenden predig), wer zu dem andern in ernst spricht, du pist ein aff" u. s. w.[3]). Berthold wird auch, wie bereits oben erwähnt, noch in einer Reformationsschrift vom Ende des sechszehnten Jahrhunderts citirt, ein Beweis, daß er selbst da noch keineswegs vergessen war. Man sagte auch damals, daß man, um ein tüchtiger Prediger zu werden, nur den Rusticanus zu studiren brauche[4]). In diesem Abschnitt hoffe ich den Beweis geliefert zu haben, daß dieses Urtheil auch heute noch seine Geltung hat, und das Studium Berthold's nicht genug empfohlen werden kann.

Uebrigens war Berthold ja nicht der einzige namhafte Prediger des Mittelalters, sondern nur der bedeutendsten einer. Er stand — in etwa wenigstens — auf den Schultern Anderer, und Andere stellten sich auf seine Schultern. Dieselben sind aber bis jetzt zum größten Theile kaum über die Kreise der Philologen hinaus bekannt geworden, und bestehen daher die alten Vorurtheile gegen die mittelalterliche Predigt bei der großen Menge der Gebildeten noch immer fort. Möchte einmal — diesem von anderer Seite geäußerten Wunsche schließen wir uns von ganzem Herzen an — ein katholischer Gelehrter der mißhandelten mittelalterlichen Prediger, der verhöhnten katholischen Predigt sich annehmen und durch eine Geschichte der Predigt im Mittelalter ihre Ehre wiederherstellen. Er brauchte in der That nichts mitzubringen, als Wahrheitsliebe und Gerechtigkeitssinn und den einen Vorsatz, die Geschichte der Homiletik nicht zu machen, sondern darzustellen.

---

[1]) Cruel a. a. O. S. 324. 345. — [2]) Altdeutsche Predigten. S. 372 f.

[3]) Mone's Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. 1838. S. 510.

[4]) Quicunque studuerit sermones Rusticani, acceptus erit populo in sermonibus. Jakob a. a. O. S. 14.

VI.

Berthold als Socialpolitiker.

Als Berthold von Regensburg predigend durch die deutschen Gaue zog, gährte es nicht bloß auf dem politischen und kirchlichen, sondern auch auf socialem Gebiete; war doch die kirchliche Bewegung selbst keineswegs eine rein religiöse, sondern zum Theil aus Unzufriedenheit mit den bestehenden gesellschaftlichen Zuständen hervorgegangen. Durch die in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts fallende Kräftigung des Bürgerthums gegenüber dem vielfach wenig begüterten Adel, und den mächtigen Aufschwung des Handels und der Gewerbe, wie anderseits auch durch die so oft straflos ausgehenden Gewaltthaten gegen Leben und Eigenthum und, mit Einem Worte, in Folge der großen volkswirthschaftlichen Revolution, die Deutschland von 1150—1300 umgestaltete[1]), mußten die Berechtigung und das gegenseitige Verhältniß der verschiedenen Stände, der sittliche Werth der Arbeit, das Eigenthumsrecht, die verschiedenen Erwerbsarten, namentlich die Wucherfrage Gegenstand häufigen Meinungs-Austausches werden, und so konnte auch Bruder Berthold, der vielleicht besser als irgend ein Anderer das sittlich-sociale Leben seines Volkes, dessen Licht- und Schattenseiten kannte, nicht umhin, auf diese Tagesfragen Rücksicht zu nehmen. Es geschieht dies besonders in der zehnten Predigt. Er dachte dabei an nichts weniger, als seine Zuhörer durch tiefgehende speculative Erörterungen in das Verständniß der christlichen Gesellschaftslehre einzuführen, oder wie ein moderner Socialreformer neue Vorschläge zur Lösung der socialen Frage zu machen, sondern beschränkte sich darauf, bei gegebener Gelegenheit die allbekannten christlichen Grundsätze auf einzelne Punkte aus der Socialökonomie anzuwenden, so daß sein ganzes socialpolitisches System, insofern von einem solchen geredet werden kann, sich lediglich auf den Katechismus, oder, wie man damals sagte, auf Credo und Vaterunser aufbaut. Er war eben von der Ueberzeugung tief durchdrungen, daß das Christenthum die sociale Frage ein für alle Mal gelöst habe, und es sich nur mehr darum handeln könne, ob wir die gegebene Lösung wollen gelten lassen oder nicht. Darin liegt der besondere Reiz und der dauernde Werth der Gesellschaftslehre Berthold's, in welcher die fruchtbaren Keime einer christlichen Socialpolitik in Menge ausgestreut sind. Es bietet also mehr als bloß historisches Interesse, Berthold's Auffassung der bei der socialen Frage zur Sprache

[1]) Schmoller, Straßburg's Blüthe und die volkswirthschaftliche Revolution im 13. Jahrhundert. Straßburg 1875.

kommenden Verhältnisse kennen zu lernen, und wollen wir darum seine Doctrin, soweit sie in den gedruckten Predigten Ausdruck gefunden hat, hier darzulegen versuchen.

Da die Treue gegen Gott, der Glaube, eine Pflicht nicht bloß der einzelnen Menschen sondern auch der Gesellschaft, ja, die vornehmste sociale Tugend ist, galt der Unglaube im Mittelalter als ein Verbrechen gegen die bürgerliche Gesellschaft, und wurde darum der Vollgenuß der bürgerlichen Rechte nur den Christen, nie den Ungläubigen zuerkannt. Nach Berthold's Auffassung decken sich die bürgerliche Gesellschaft und die Christenheit geradezu. Juden, Heiden und Ketzer, wie sie beim jüngsten Gerichte „ohne alles Urtheil" in die Hölle gestoßen werden — denn sie „sind schon gerichtet", während unser Herr den Christen die Ehre anthut, daß Er sie mit Urtheil verdammt (II, 22) — sind auch mit den Christen nicht heimathsberechtigt; sie sind, um in der Sprache des Mittelalters zu reden, gewissermaßen die „Unwerigen" im Gegensatze zu den „Vollwerigen", den vollberechtigten Bürgern der menschlichen Gesellschaft. Doch sind die Juden nach Berthold, weil vom Kaiser in den Frieden genommen, in Bezug auf Leben und Eigenthum unverletzlich wie die Christen. „Und wer einen Juden todtschlägt, der muß ihn Gott büßen und dem Richter wie einen Christen." Mit Unrecht wird also Berthold zum Beweise dafür angeführt, daß der Klerus in erster Linie für die Greuel und Gewaltthaten verantwortlich sei, welchen die Juden im Mittelalter ausgesetzt waren[1]); um so mehr, da er mit gleicher Schärfe jüdische und christliche Wucherer verurtheilt und, von der Unverletzlichkeit des Eigenthums der Juden redend, nicht einmal zwischen dem rechtmäßig und unrechtmäßig, d. h. durch betrügerischen Wucher, Erworbenen unterscheidet. Von letzterm lehrt der h. Thomas von Aquin und mit ihm die mittelalterliche Theologie, daß der Fürst es durch Extra-Steuer den Juden wieder abnehmen dürfe, um es den Geschädigten selbst zurück zu erstatten, oder, wo dies nicht möglich, zum gemeinen Besten zu verwenden. Dem entsprechend zog auch Ludwig der Heilige die Güter der des Wuchers überführten Juden ein, entschädigte davon die Uebervortheilten und verwendete den Ueberschuß zu milden Stiftungen. Man soll den Juden, sagt Berthold, aus dem zweifachen Grunde Duldung gewähren, weil sie lebendige Zeugen der Marter unseres Herrn sind,

[1]) Cruel a. a. O. S. 621. — Es ist von bedeutenden protestantischen Historikern, wie Neander und Raumer, anerkannt, daß die angesehensten Männer der Kirche den Judenverfolgungen nach Möglichkeit entgegengetreten sind, und die Päpste, „vernünftiger, uneigennütziger und unparteiischer" als die Laienfürsten, sowohl die Anmaßungen und Betrügereien der Juden als die Willkür und Habsucht der Christen bekämpft haben.

und weil die Uebrigbleibenden vor dem jüngsten Tage sich bekehren werden. Jedoch ist ihnen nicht zu gestatten, daß sie für ihre Religion heimlich oder öffentlich Propaganda machen (II, 238); und „sollten ihrer je viele werden, daß sie die Ueberhand über uns gewännen, so müßte man sich ihrer erwehren wie der Heiden“ (I, 363). Berthold weist also den Juden die Stellung von Schutzbürgern an, hält dagegen einen dominirenden Einfluß derselben, den er in der Zukunft zu befürchten scheint, für unzulässig. Auch soll der Christ keine Gemeinschaft mit ihnen haben, nicht bei ihnen wohnen, nicht als Dienstbote ihr Brod essen. Mit Rücksicht auf ihr eheliches Leben (I, 323) und die strenge Beobachtung der Sabbathfeier werden sie den Christen als Muster vorgestellt, obschon sie in der Lehre „Ketzer geworden sind und ihren Bund in allen Dingen brechen“ [1]). Darum sind sie auch im Glauben sehr getheilt und glauben so lächerliche Dinge von Gott, daß sie es ihren Kindern nicht einmal gern sagen. Zum Beweise beruft Berthold sich auf den Talmud. Im Großen und Ganzen hat er für das von seiner Bestimmung abgefallene Judenthum nur mitleidige Verachtung. „Stinkender Jude“ ist bei ihm ein stehender Ausdruck. Es ist von Interesse, mit Berthold's Aeußerungen über die Juden die vielfach genau übereinstimmende Lehre des h. Thomas [2]) über deren sociale Stellung zu vergleichen.

Das Urbild der christlichen Gesellschaft, „des Himmelreiches“, ist der Himmel mit den einander Dienst und Ehre bietenden Chören seliger Geister. Wie St. Michael der Fürst der Engel, so ist der Kaiser der Herr der weltlichen, der Papst der Herr der geistlichen Vorsteher; und wie in jedem Lande ein Engelpfleger ist, der oberste der Engel, die in dem Lande ihres Amtes walten, so hat der Kaiser einen König unter sich über jedem Königreiche, und unter diesem Herren geringern Ranges. In ähnlicher Weise ist das geistliche Regiment über die Bisthümer, Städte, Dörfer, Klöster und Burgen geordnet (II, 23

Ueber das Verhältniß zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt in der christlichen Gesellschaft wird gelehrt, es seien zwei beide Gewalten von Gott, aber nur die erstere sei unmittelbar göttlicher Einsetzung, die andere dagegen päpstliches Lehen und solle zum Schutze der Christenheit gegen Juden, Heiden und Ketzer gebraucht werden. „Das ist das eiserne Schwert des weltlichen strengen Gerichtes. Das soll der Papst dem Kaiser leihen, ob Jemand wäre, der diese seidene

[1]) Auch der durch seinen Streit mit Reuchlin bekannte jüdische Convertit Pfefferkorn nennt die Juden „Ketzer des Alten und Neuen Testamentes“; sie seien keine Mosaisten mehr, sondern durchaus nur Talmudisten und deshalb des Gerichtes nach dem Gesetz Mosis schuldig. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes. II, S. 41.

[2]) Summa theol. 2. II. qu. 10. a. 1. 5 sqq. und De regimine judaeorum.

(d. h. die geistliche Gewalt) mit Ungehorsam zerbräche, daß die Mauer dann noch davor sei und den Acker schirme" (I, 362). deshalb soll der Kaiser dem Papste den Stegreif halten, damit r Sattel nicht umwende. Das ist alsoviel gesprochen: was der mit dem Banne richten mag, das soll der Kaiser und andere welt- Richter mit dem Schwerte richten" (I, 363). Denn die Kirche kann das materielle Schwert nicht führen, „sie kann nur um Gottes im eueres Seelenheiles willen euch bitten, gebieten (d. h. durch Mittel Gehorsam erzwingen) kann sie nicht" (I, 148). Auch soll istliche Gewalt die weltliche überwachen und erforderlichen Falles gen, Gerechtigkeit zu üben (I, 143). Um die Christenheit aber ist nn am besten bestellt, wenn die geistliche und die weltliche Obrig- inig sind und sich gegenseitig unterstützen, wie sie von Rechts wegen n, weil sich dann Keiner getrauen würde, Böses zu thun (I, 363). man sieht, huldigt Berthold, vielleicht zum Theil in Folge der kläg- n Zustände im Reich, dem strengen System der directen Gewalt der he über das Zeitliche, ein System, das eben nicht allzu viele An- ger zählte. Doch theilt auch er die namentlich von den Staufern nd gemachte Auffassung, daß der römische Kaiser deutscher Nation tsnachfolger der alten Imperatoren sei (I, 209) und eine wirkliche veränetät über die andern christlichen Fürsten besitze, welche nur in em Auftrage, als seine Statthalter, regieren (I, 362).

„Das Himmelreich ist geziert und geehrt mit zehn Chören der igen Engel," die alle einander über- oder untergeordnet sind. Die l höchsten Chöre sind die herrschenden, die sieben andern ihnen zu issen Diensten verpflichtet. Der zehnte Theil der Engel aber wurde, sie in Chöre eingetheilt und gefestigt waren (II, 186), durch Lucifer führt, abtrünnig, und sind dann die treu gebliebenen Engel von Gott neun Chöre eingetheilt worden (I, 141 f.)[1]). Da aber die Christen- it dem Himmelreiche ähnlich ist, so gibt es auch zehn Klassen von enschen, die einander zu Dienst und Gegendienst verpflichtet sind. ie drei höchsten Klassen sind Weltgeistliche, Klosterleute und Adel. er übrigen sollten noch sieben sein, aber es sind ihrer in Wirklichkeit ur sechs, nämlich 1. die Gewandwirker, wozu Alle gehören, die Seiden- der Wollen- oder Leinen- oder Pelzgewand, Schuhe, Handschuhe, Gürtel,

[1]) Schönbach (a. a O. S. 369) bemerkt richtig, daß die Ausführungen bei Berthold confus sind; wahrscheinlich hat der Schreiber sie verwirrt. Doch scheint auch Berthold in der lateinischen Predigt „De praeceptis Domini" sich die Sache etwas anders gedacht zu haben, als im deutschen Vortrag. Vgl. II. 187, 7 ff. mit Jakob a. a. O. S. 147.

oder was immer zum Gewand gehört, verfertigen; 2. Alle, die mit eisernen Werkzeugen arbeiten, als Goldschmiede, Pfennigschmiede und andere Schmiede, Zimmerleute, Steinmetzen, Drechsler; 3. Alle, die mit Kauf umgehen: Kaufleute und Händler; 4. Alle, die da Essen und Trinken feil haben: Bäcker, Metzger, Brauer, Fischer, Käse-, Eier- und Oelverkäufer; 5. Alle, die das Erdreich bebauen, sie bauen Wein oder Korn; 6. Alle, die mit Arznei umgehen (I, 146 ff.)[1]. Die siebente Klasse „ist uns Christenleuten abtrünnig geworden" und „hat sich zu den Teufeln gesellt"; „sie sind von uns abgefallen und haben kein Thun mit uns" (I, 145). Es sind dies die Gumpelleute, Geiger, Tambourer und „wie sie alle heißen mögen, die Gut für Ehre nehmen". Diesen herumziehenden Musikanten, Schmähdichtern und Possenreißern wird namentlich auch der Vorwurf gemacht, daß sie durch ihre Schmähllieder ehrliche Leute um ihren guten Namen bringen. „Schelter" hießen sie deshalb. In's Gesicht loben und hinter dem Rücken verleumden sie; den braven Mann lästern sie, während sie den reichen Schurken, der sie gut bezahlt, aus elender Schmeichelei vergöttern. All' ihr Leben haben sie nur auf Sünde und Schande gerichtet und schämen sich keines Verbrechens und keiner Schandthat. Was der Teufel nicht reden mag, das reden sie, und alles, was der Teufel in sie hineinschüttet, lassen diese „Blasebälge des Teufels" aus ihrem Munde gehen (I, 155). Sie haben auch, ähnlich dem Diebsgesindel, ihre Spitznamen, unter denen sie ihren Cumpanen bekannt sind: Lasterbalg, Schandolf, Höllenfeuer, Hagelstein. „Also hast du manchen lästerlichen Namen wie deine Gesellen, die Teufel" (I, 156). Die Verkommenheit der fahrenden Sängerzunft mag theilweise dadurch verursacht gewesen sein, daß die Dichter von edler Herkunft sich fast ausschließlich der höfischen Dichtkunst bemächtigten und aus Klugheit oder Schicklichkeitsgefühl die Schmähdichtung den fahrenden Sängern unedler Abkunft und den Spielleuten überließen. Nach Wackernagel[2] sind Schmähgedichte eine uralte, schon bei den Germanen beliebte Gattung der Poesie, und war Loben und Schelten ein Hauptgeschäft der Dichter des Nordens, so daß skâld, das altnordische Wort für Dichter, vielleicht mit schelten zusammenhängt[3].

Von einem andern Gesichtspunkte geht Berthold II, 212 bei der Eintheilung der Menschen in neun Klassen aus. Hier denkt er sich die treu geblie-

---

[1] Bei dieser Eintheilung kommt es Berthold nur darauf an, die sämmtlichen bürgerlichen Gewerbe nach ihrer innern Verwandtschaft in sechs Klassen unterzubringen. Die mittelalterlichen Zünfte, an die man hier vielleicht denken möchte, waren anders gegliedert.

[2] Geschichte der d. Lit. S. 103.

[3] Grimm, D. Mythol. S. 83, 615, 853 denkt an eine andere Ableitung dieses Wortes.

benen Christen, ähnlich den Engeln, in drei Mal drei Chören geordnet. Die unterste Stufe bildet das „Pöbelvolk", wozu Alle gehören, welche nur die Nothdurft haben, daß sie sich und ihre Kinder und ihr Gesinde mit Ehren durchbringen, nämlich Ritter, Bauern und Kaufleute (Gewerbtreibende). Die höhere Stufe bilden Landherren, Dienstmannen, Grafen und manche Freien und sothane Herren. Den höchsten Rang haben die Fürsten, nämlich Markgrafen, Herzöge und Könige. Der Klerus ist hier ganz übergangen.

Berthold behauptet zwar mit Berufung auf die Anfangsworte des Vaterunsers die wesentliche Gleichheit aller Menschen, unter denen nur Tugend und Laster einen Werthunterschied begründen (II, 177), und trägt kein Bedenken, den geburtsstolzen Edeln recht nachdrücklich an diese Wahrheit zu erinnern. „Gott", ruft er ihm zu, „hat den geringen Mann so wohl geschaffen wie dich, und so wohl nach Sich gebildet wie dich, und hat ihm so wohl Leib und Seele gegeben wie dir, und ihn so wohl durch Seinen Tod erlöst wie dich, und hat ihn bestimmt, daß er die lichte Krone vor Ihm trage, und hat ihn so hoch geadelt wie dich" (I, 89 f.); weshalb auch die Herren, welche ihre Mitchristen mit unrechter Gewalt bedrücken, geradezu gegen den Erlösungswillen Gottes handeln (I, 89). Dennoch erkennt er den Unterschied der Stände und das Verhältniß der socialen Ueber- und Unterordnung als berechtigt und nothwendig an und ermahnt, nachdem er die Pflichten der drei höhern Stände gegen die niedern dargelegt hat, diese, ihren Dienst, welchen sie jenen schuldig sind, getreulich zu leisten. „Denn dieser dreierlei Leute vermöchte die heilige Christenheit in keiner Weise zu entbehren." Auch sollen sogenannte Mißheirathen vermieden, und Ehen möglichst unter Ebenbürtigen geschlossen werden, obgleich irgend welche Standesunterschiede die Gültigkeit einer Ehe nicht in Frage stellen können. „Wärest du halt ein König, und wäre sie ein armes Fräulein, so wärest du doch ihr und sie dein, ... und ist die heilige Ehe so fest und so stark, als wenn ein König eine Königin zur Ehe genommen hätte. . . . . Aber mancherlei Gebresten kommt davon, daß Eins nimmt, was ihm ungleich ist. Es ist ihm desto schämlicher, heimlich und öffentlich. . . . . Darum nimm, was dir gleich ist." Bei Eheleuten soll überhaupt alles, Stand, Vermögen, Alter, Schönheit u. s. w. so viel wie möglich zu einander passen (I, 320).

Jeder soll mit seinem Stand und Beruf, welchen ihm nicht der Zufall gegeben, sondern Gott mit Weisheit bestimmt hat, zufrieden sein, wenn es auch ein niederer ist, denn es ist besser, mit einem niedern Amte in den Himmel, als mit einem hohen in die Hölle zu kommen; und wer sein niederes Amt auf Erden gewissenhaft

verwaltet, dem wird Gott dereinſt ein gar hohes Amt im Himmel geben. Darum ſollſt du nicht murren in deinem Herzen und ſagen: O weh, Herr Gott, warum haſt du mir ein ſo arbeitsvolles Leben gegeben und Manchem ſo große Ehre und Gut? Sondern du ſollſt ſprechen: Herr, ſei gelobt wegen aller Deiner Gnaden, die du mir erzeigt haſt und noch erzeigen wirſt! Wo ſollte es hinaus, fragt Berthold, wenn jeder Schuſter und Weber oder Bauer ein Graf oder ein Ritter ſein wollte? Wer würde uns den Acker bauen und die Schuhe machen (I, 14 f.)? „Hätte Gott uns alle zu Herren gemacht, ſo würde die Welt ungeordnet ſein, und es würde nie wohl und recht im Lande ſtehen“ (I, 271). Sehr richtig, weil der Begriff der Geſellſchaft als einer geordneten Gemeinheit die Gleichheit ausſchließt. Wer „Ordnung“ ſagt, unterſcheidet bereits die Ordnenden und die zu Ordnenden, nimmt alſo eine Ungleichheit an[1].

Arbeiten muß aber Jeder, er ſei reich oder arm, edel oder unedel. Keiner iſt für den Müßiggang geſchaffen. Die Arbeit iſt uns nach dem Sündenfalle als Buße auferlegt (I, 562) und auch zu unſerm Wohlbefinden nöthig (I, 13). Aber nicht jede Arbeit iſt gut. „Es arbeitet mancher Menſch, daß es ſeinem Leibe gar ſauer ankommt, und es iſt weder Gott noch der Welt nütze, weder ihm noch ſonſt Jemand.“ Unnütze Arbeit, ſolche nämlich, die nicht entweder Gott oder der Welt dienlich iſt, ſoll man fliehen[2]. Ehrliche Arbeit aber, die der Welt nützlich iſt, gereicht auch immer zur Ehre Gottes (I, 561 f.). Man muß alſo nicht bloß um des zeitlichen Nutzens, ſondern auch um Gottes willen, mit Treue und Gerechtigkeit wirken, eingedenk, daß man von jedem „Amte“[3], es ſei hoch oder niedrig, Gott Rechenſchaft geben muß (I, 14). Wer in ſeiner Berufsarbeit nachläſſig iſt, ſündigt durch Trägheit im Dienſte Gottes, was eine der ſieben Hauptſünden iſt (I, 255); und wer ſein Geſchäft nicht ehrlich betreiben will, muß es einſtellen (I, 14). Freilich gibt es auch Beſchäftigungen, bei denen man gar nicht gerecht leben kann, weil ſie nicht von Gott ſind, ſondern vom Teufel (II, 27). Dahin rechnet Berthold ſolche Gewerke, die durch ihre Erzeugniſſe der Sünde und dem Kriege dienen, „als Würfeler (Würfelmacher) und Schapeler und die die langen Meſſer ſchlagen, womit viele Menſchen ermordet

---

[1]) Chriſtl.-ſoc. Blätter. Jahrg. 1881. S. 641.

[2]) Was hier vom religiöſen Standpunkte geſchieht, iſt auch um der ſocialen Wohlfahrt willen nothwendig, nämlich einen Unterſchied zu machen zwiſchen Arbeit und Arbeit. „Zur Bewahrung geſunder Geſellſchaftszuſtände,“ ſagt Riehl, „iſt es nicht genug, daß das Volk arbeite und den nationalen Wohlſtand mehre: es kommt auch darauf an, was und warum es arbeitet.“

[3]) So bezeichnet Berthold mit gutem Bedacht jede wie immer geartete Berufsthätigkeit.

werden . . . . und die da Schießwaffen machen" (I, 14 f.). Schapel ist ein Kranz von künstlichen Blumen als Kopfschmuck lediger Frauenzimmer, womit viel Koketterie getrieben wurde. Warum Berthold das Gewerbe der Waffenschmiede schlechthin zu den unerlaubten zählt, wage ich nicht zu entscheiden. Indem Berthold die Betrügereien der Handwerker brandmarkt, durch welche zumeist Arme um ihre sauer verdienten Pfennige gebracht werden (I, 16. 86), bemerkt er ganz richtig, daß die Gewerbsleute von ihren Unredlichkeiten doch keinen nennenswerthen Nutzen haben. Denn, „was der Krämer gewinnt mit seiner unrechten Waage, das stiehlt ihm der Weinmann, der Zäpfer, wieder an dem Weine, und der Schneider und sein Knecht an dem Gewande. . . . . Bestiehlst du ihn, so bestiehlt er dich morgen wieder mit seines Amtes Trügenheit. Und darum könnt ihr nie reich werden. . . . . Wäret ihr alle treu und wären euere Gewinne rein, — wenn ihr dann auch ein Almosen davon gäbet, das käme euch an Leib und Seele zu Statten" (I, 17 f.). Das kaufmännische Gewerbe stand bei den Moralisten des Mittelalters, besonders wegen der dabei häufig vorkommenden Unredlichkeiten, in geringer Achtung. Jedoch hält Bruder Berthold, ähnlich wie der h. Thomas von Aquin,[1]) den auswärtigen Consumtionshandel für nothwendig, und den daraus gezogenen Gewinn für erlaubt. „Wir könnten der Kaufleute nimmer entbehren, denn sie führen aus einem Lande in das andere, was wir bedürfen, da in einem Lande das wohlfeil ist, in einem andern jenes; und darum sollen sie dies hinführen und jenes her; davon sollen sie mit Recht ihren Lohn haben: das ist ihr Gewinn, den sie mit Recht gewinnen (I, 18 f.). Alle Wuchergeschäfte aber sollen unterbleiben.

Berthold unterscheidet offenen und verdeckten Wucher und bekämpft namentlich den letztern, vielleicht weil der erstere hauptsächlich von den Juden getrieben wurde. Verdeckter Wucher ist: „Fürkauf auf die Länge der Zeit auf das Nähere, um das Mindere," „Gedingesgeben auf das Jahr um das Theuere," „Pfantung" und „Satzung". Es ist Fürkauf, wenn man von Jemand, der sich in Geldnoth befindet, bei Vorausbezahlung Waaren kauft, die erst nach einer bestimmten Frist zu liefern sind, wegen des bewilligten Ausstandes aber einen geringern Preis zahlt. „Das Ziel sei lang oder kurz, was er's dir näher (wohlfeiler) gibt, als du es desselben Tages kaufen könntest um baares Geld, das ist gerade so gut Wucher, als wenn der ärgste Jude den Schilling um dreizehn, oder das Pfund die Woche um vier oder höher leiht" (I, 438). Umgekehrt heißt es Dinges- oder Gedingesgeben, wenn Einer auf Ziel zu einem höhern Preise verkauft. Gedinge bedeutet nämlich Hoffnung, Zu-

[1]) De regimine princ. II. 3.

versicht, Vertrauen; Dingesgeber ist also Einer, der Vertrauen schenkt, auf Borg gibt. „Auf das Theuere gibt er ihm einen Eimer Wein um ein halb Pfund, und gibt ihm die Zeit unseres Herrn dazu. »Gebet mir mein Geld über ein halbes Jahr« spricht er, oder länger oder kürzer. Den Wein kaufte er wohl um fünf Schillinge oder um sechs zum höchsten in die Hand desselben Tages“ (I, 438). Es ist wucherische Pfantung, für ein Darlehen ein productives Unterpfand zu nehmen, das doppelt oder dreifach abwirft, was der Gläubiger zu fordern hat, und, nachdem das ganze Darlehen durch die Früchte des Pfandes vielleicht schon mehrfach gedeckt ist, dasselbe annoch festzuhalten. Berthold will, die jährlich genossenen Früchte des Pfandes sollen von dem geliehenen Capital abgezogen werden, bis es auf diese Weise vollständig abgetragen ist (I, 437 f.). Satzung heißt Festsetzung, Taxirung, auch Uebergabe eines Pfandes oder das eingesetzte Pfand selbst; ist demnach als Wuchergeschäft wahrscheinlich gleichbedeutend mit Pfantung, wenn man nicht mit Göbel darunter das Treiben von Zwischenhändlern verstehen will, welche nach Uebereinkunft den Preis der Waare in die Höhe treiben.

Das strenge Urtheil Berthold's über manche geschäftliche „Usancen“ beruht auf dem canonischen Begriffe des Wuchers. Nach dem canonischen sowohl wie nach dem römischen und dem natürlichen Rechte darf man von einem Darlehen als solchem nicht Zinsen nehmen. Die geringste Mehreinnahme über das geliehene Capital ist Wucher (I, 26). Es würde ja, da Leihen eine Pflicht der Besitzenden ist, für die Mehreinnahme die Gegenleistung, für den empfangenen Preis das Kaufobject mangeln, nur die Leihezeit würde mit den Zinsen bezahlt; und in der That ist es ein stehender Vorwurf Berthold's gegen die Wucherer, daß sie „Gott seine Zeit verkaufen, die aller Welt gemeinsam ist“ (I, 438). „Du sollst dich aber wohl hüten, so lieb dir Gott ist und das Himmelreich, daß du je einen Pfennig oder Hälbling oder seinen Werth, ein Ei oder seinen Werth dafür nehmest; denn das wäre wider Gott, und du wärest ewiglich darum verloren, außer du gäbest ihm denn ebensoviel hinwieder. — »Bruder Berthold! Ich wehrte mich genug dagegen, und es war mir gar leid. Da legte er mir's an die Hausthür nieder und ging hin[1]). Soll ich darum verloren sein?« — Ja, du mußt so lange da in der Hölle sein, als Gott im Himmelreich ist. Du sollst es ihm redlich wiedergeben, oder so theuer vergelten, als es werth ist oder noch theuerer.

---

[1]) Wenn im Mittelalter ein Zinsherr die Einnahme des Zinses versäumte oder weigerte, so durfte der Schuldner den Zins offen an einem bestimmten Orte, z. B. auf einem Stein im Hofe oder an der Hausthüre, niederlegen und sich darauf entfernen. Die Entrichtung galt dann als geleistet. Grimm, D. Rechtsalt. S. 389.

Er brächte dir, was er könnte, der arme Mann, damit du desto länger schwiegest; er fürchtet alle Tage, du möchtest deine Pfennige dir heißen wiedergeben. Und so ihn das dünkt, so bringt er dir etwas. Davon sollst du durchaus nichts nehmen, es sei Wein oder Brod, Hühner oder Eier, weder dies noch jenes. Du weißt ja wohl, lieheſt du ihm nicht, daß er dir nichts brächte; darum sollst du es auch so nicht nehmen, oder du bist ein rechter Wucherer; du sollst es ihm mit Geld vergüten, gerade so viel als es werth ist oder theuerer, daß auf dir nicht laste nur ein einziges Ei. Du sollst dir auch nicht dienen lassen, weder einen ganzen Tag noch einen halben, noch Weile noch Stunde, noch wenig noch viel, du lohnest es ihm denn wie einem Andern, oder besser. Es sei denn, daß du ihm dein Vieh leiheſt in den Wagen oder in den Pflug; da nähmest du wohl etwas von ihm ohne Sünde, was eine Füge (Füglichkeit, Schicklichkeit) heißt; dir gibt aber Gott desto mindern Lohn darum. Soll er dir aber so theuer geben und abverdienen, was soll dir Gott dann danken? Ihr Herrschaften! Das sollt ihr gar gern thun: was euch Gott verliehen hat, es sei, was es wolle, Vieh oder ander Gut, damit helfet armen Leuten und leihet ihnen. Das ist ohne Schaden, denn sie müssen euch dasselbe wiedergeben" (I, 281). Es ist aber rathsam, ein Unterpfand zu nehmen, „denn Armuth ist leider unstät, und Unstätigkeit lehrt der Leute ein groß Theil, daß sie untreu werden an ihren Gelübden, daß sie ihr Wort brechen, was sie sonst sehr ungern thäten[1]); darum sag' ich, daß ihr von den armen Leuten Sicherheit nehmet und ihnen darauf leihet."

Was Einer durch Wucher oder auf andere unerlaubte Weise erworben hat, muß er auf Heller und Pfennig zurückerstatten. Nach dem Geiste des Evangeliums sollte der unrechtmäßige Besitzer fremden Eigenthums eigentlich doppelt, ja vierfach wiedergeben (I, 74). Auch ist die Wiedererstattung in Ratenzahlungen durchaus unzulässig (I, 75), und sollen die Beichtväter durch ein noch so festes Versprechen der Restitution sich nicht bewegen lassen, zu absolviren, bevor dieselbe wirklich stattgefunden hat (I, 119).

Was Jemand auf rechtmäßige Weise, durch ehrliche Arbeit gewinnt, ist sein Eigenthum. So wenig Berthold dies in Abrede stellen will, so wenig kennt er ein absolutes Eigenthumsrecht. Denn abgesehen davon, daß Jeder von seinem Besitze, er sei groß oder klein, Gott Rechenschaft geben muß (I, 24 f.), also Ihm gegenüber nur Verwalter seiner Güter ist, so ist das Eigenthumsrecht auch den Mitmenschen gegenüber kein unbeschränktes. Da in erster Linie die Menschheit als Ganzes Besitzerin

---

[1]) Almusen (d. h. Armuth) manic mensch macht unstet,
Daz sus vil selten missetete (Renner).

der geſchaffenen Güter iſt, ſo hat das Privateigenthum ſeine natürliche Schranke an der Noth des Nächſten. Berthold betont, wie andere Theologen und Philoſophen des Mittelalters, mit Vorliebe, daß für die Lebensbedürfniſſe aller Menſchen von der Vorſehung ausreichend geſorgt ſei, und Alle auf die Güter der Erde Anſpruch haben. Der Gedanke eines Malthus, daß es Menſchen gebe, welche kein Recht zu exiſtiren haben, weil für ſie kein Gedeck auf dem Tiſche des Lebens aufgelegt ſei, wäre dem wackern Minoriten unverſtändlich geweſen. Es iſt vielmehr ſeine tiefinnerſte Ueberzeugung: die Gedecke ſind da, es kommt nur auf deren richtige Vertheilung an. „Da Gott alle Dinge mit Weisheit geſchaffen hat, hat Er das auch mit Weisheit geordnet und geſchaffen, daß alle Menſchen Gewand genug hätten und Fleiſch und Brod, Meth und Wein und Bier und Fiſche, Wildes und Zahmes. Das hat Er alleſammt zur Genüge geſchaffen für alle Welt, gerade ſo genug, wie Er die Sterne am Himmel geſchaffen hat, daß, wenn nur ein einziger Stern mangelte am Himmel, es um die ganze Welt ſchlimm ſtände an Geſundheit und an allen guten Dingen. Gerade ſo wie Er die Sterne am Himmel erſchaffen hat, daß ihrer weder zu viel noch zu wenig ſind, ſo hat Er es auf dem Erdreich geſchaffen: Silber, Gold, Speiſe und Gewand. — »Oh weh, Bruder Berthold! Er hat es doch gar ungleich vertheilt! Denn ich und manch armer Menſch genießen ſelten einmal etwas, das gut iſt, Eſſen oder Trinken, und haben weder Gold noch Silber noch Gewand.« — Sieh'! Da hat es dir der Abbrecher abgebrochen, dieſer mit Wucher, jener mit Raub u. ſ. w. Darum iſt auch der Geiz der ſchlimmſten Sünden eine; denn ſie rauben euch mit Unrecht, was euch zu rechtem Eigenthum Gott geſchaffen hat. So ihr es denn mühſam erarbeitet mit euerm Schweiß, legt ihrer Einer ſo viel davon über einander, daß zehn daran genug hätten. Etliche legen aus Geiz über einander, es hätten tauſend daran genug in rechter Weiſe, denn Er hat alles genug geſchaffen, unſer Herr. Und daher, daß Einer, ein Geiziger, zu viel hat, haben anderswo hundert zu wenig . . . Ein Heiliger ſpricht hierüber ein gar gutes Wort und ſpricht alſo: »Herr, wovon ſind die Vögel ſo ſchön und ſo feiſt und haben weder dies noch das, und ſind alle müßig und haben gar genug? Das iſt daher: ſo einer genug hat, läßt er auch den andern eſſen, ſo einer ſatt iſt, läßt er auch den andern ſatt werden. — Wenn aber ein geiziger Menſch ſo viel hat, daß zwanzig daran genug hätten, ſo hätte er doch gern noch mehr, daß hundert daran genug hätten oder fünfhundert.« Und daher müßt ihr armen Leute ſo wenig haben . . . Wir hätten alle genug, wenn man es gleich theilte.“ (I, 59 f. vergl. I, 257 f.).

Auf diesem Standpunkte erscheint es beinahe nicht mehr als eine bloße Liebespflicht, sondern als eine Forderung der Gerechtigkeit, die ursprünglich nicht von Gott gewollte, aber nun einmal vorhandene Ungleichheit der Gütervertheilung durch Mildthätigkeit den Armen weniger fühlbar zu machen. „Darum, ihr armen Leute, sollt ihr gar froh sein. Wollen sie das Himmelreich, die Reichen, so müssen sie es von euch kaufen mit der Tugend, die da heißt Mildthätigkeit; und thun sie dies nicht, so sehen sie das Himmelreich nimmermehr" (I, 60). Freigebigkeit ist eine der größten Tugenden. Man wird auch nicht arm dadurch, so wenig wie die Sonne, welche der ganzen Welt Licht spendet, dadurch an ihrem Lichte Einbuße erleidet (I, 26). Damit ist freilich nicht gesagt, daß man immer schenken müsse. Wenn man einem Armen, ohne Entgeld bloß gegen sicheres Unterpfand, leiht, so ist es gerade so gut, als ob man ihm ein Almosen gäbe, und oft ist ihm besser geholfen, wenn man ihm einen Schilling leiht, als wenn man ihm vier Pfennige schenkt (I, 477). Man muß aber wohlthätig sein nicht aus bloßer Humanität, sondern um Gottes willen (I, 25), dann ist es ein wahrer Gottesdienst (I, 190). Wenn der Reiche aus diesem übernatürlichen Beweggrunde die Hungerigen speist, oder Wege und Stege machen läßt — ein Werk, welches namentlich auch als Buße für begangene Sünden empfohlen wird — so ist das so gut, als ob er Messen stiftete und Klöster dotirte (I, 190). Der Wege- und Brückenbau wurde als eines der verdienstlichsten Werke frommsinniger Nächstenliebe von der Kirche im Mittelalter auf jede Weise, auch durch Ertheilung von Ablässen, gefördert. Es gab sogar in Frankreich einen diesem Zwecke ausschließlich gewidmeten religiösen Orden, die Brückenbrüder (frères pontifes)[1]. Die Pflicht der Mildthätigkeit erfüllen aber jene wohlhabenden Frauen schlecht, die da ihre Kleider über einander häufen, bis sie faulen, und die Tragstange brechen möchte: Mantel auf Mantel, Röckchen auf Röckchen, Badetuch[2] auf Badetuch, Fürspange auf Fürspange, während sie manch armen Menschen erfrieren lassen. Sie suchen sich damit auszureden, ihre Ehemänner gestatteten ihnen nicht, Almosen zu geben, darum wollten sie die Sachen auf dem Todesbette zum Heile ihrer Seele verschenken. Aber Berthold räth ihnen, lieber ihre überflüssigen Kleider zu verkaufen und von dem

---

[1]) Siehe den Aufsatz „Die Kirche und der Brückenbau im Mittelalter" in den Histor.-polit. Blättern Jahrg. 1881. 2.—4. Heft.

[2]) Badetücher pflegen auch sonst in mittelalterlichen Verzeichnissen des weiblichen „Gerades" aufgeführt zu werden (siehe Grimm, Rechtsalterth. S. 576. 582), da im Mittelalter viel mehr als heut zu Tage gebadet wurde, auch ein größeres Bedürfniß dazu vorhanden war. Darum konnte auch wohl das Ueberlassen von Bade-Utensilien an Arme als ein wünschenswerthes Almosen empfohlen werden.

Erlös den Armen zu leihen (II, 30). Uebrigens ist keine Art der Wohlthätigkeit Gott lieber, als unrecht Gut zurückerstatten. Das ist besser, als wenn Einer jeden Tag ein Spital oder ein Kloster stiftete (I, 61. 109).

So nachdrücklich Berthold nun auch die Pflicht des Wohlthuns einschärft, will er dieselbe doch nicht, wie die Ketzer (I, 406), im communistischen Sinne ausgelegt wissen, und das Wort des Herrn: „Wer zwei Röcke hat, gebe einen dem, der keinen hat", nicht als eine buchstäblich zu erfüllende Vorschrift gelten lassen, weil sonst Niemand mehr arbeiten. und die Gesellschaft zu Grunde gehen würde (I, 359. 544).

Die Armen sind „Freunde Gottes", „Gute Leut'", „Selige Gotteskinder[1])". Einen Dürftigen zu lange vor der Thüre stehen lassen, ehe man ihn abweist, ist schon eine läßliche Sünde (I, 429). Man hüte sich, einen Armen zu verachten, denn Gott hat den Armen eben so lieb wie den Reichen, und man kann nicht wissen, was Gott bezweckt hat mit des Armen Armuth und mit des Reichen Reichthum (I, 359).

Mit jener Kraft und Entschiedenheit, wie wir sie an den Priestern und Ordensleuten namentlich des Mittelalters gewohnt sind, tritt Berthold für die Rechte der Dienenden ein. Man glaubt fast einen modernen Socialdemokraten reden zu hören, wenn der Jünger des Armen von Assisi sich mit der ganzen Wärme seines menschenfreundlichen Herzens der „Proletarier" unter seinen Zuhörern annimmt, dieser armen Gotteskinder, deren manches nicht so viel hat, um seine Blöße zu bedecken, und die weder Tag noch Nacht Ruhe haben vor großer Arbeit, und nimmermehr sanft noch warm liegen, und nicht viel besser essen als das Vieh, und mit dem, was sie erarbeiten, nur den Beutel der Geizigen füllen. Mancher von ihnen, der jetzt hundert Pfund haben müßte, ist in Wirklichkeit blutarm, und ist nun in dieser Kälte so weit hergekommen, barfuß und in dünner Kleidung, blaß und abgemagert (I, 58. 257 f.). Hat Berthold nun dem armen Bauer sein Elend mit lebhaften Farben ausgemalt, ihm des langen und breiten vorgehalten, wie er von seinem Gutsherrn oder von hartherzigen Wucherern ausgesogen wird, so wundert man sich beinahe, daß er nicht, wie später ein anderer berühmter Prediger, Geiler von Kaisersberg, es den Armen nahe legt, sich das Geraubte mit Gewalt wieder anzueignen. Statt dessen verweist er sie in echt christlichem Geiste auf die dereinstige ewige Vergeltung, auf die alles ausgleichende gött-

[1]) Interessant wäre eine Zusammenstellung der ehrenden Bezeichnungen, welche die Schriftsteller des Mittelalters den Armen geben. Es spricht sich in denselben eine so rührende Liebe zu den Armen, ja eine solch' tiefe Ehrfurcht vor der gottgeheiligten Armuth aus, daß wir es uns schon daraus — abgesehen von allem andern — erklären können, warum eine sociale Krisis wie die der Gegenwart damals ein Ding der Unmöglichkeit war.

liche Gerechtigkeit: „O wohl euch, ihr seligen Gotteskinder! Leidet jetzt gutwillig euere Arbeit, die nimmt ein Ende; euere Arbeit nimmt bald ein Ende, aber euere Freude und euer Reichthum nimmt nimmer ein Ende“ (I, 58).

In der Auslöhnung ihrer Untergebenen sollen die Besitzenden um so pünktlicher und freigebiger sein, da ein noch so hoher Lohn kein volles Entgeld für treue Arbeit ist, weil ja der Arbeiter eben so edel wie sein Herr, und der Leib, der die harte Arbeit gethan hat, von Gott mit unaussprechlich hoher Würde bekleidet ist (I, 90. II, 28). Den Dienstboten und Tagelöhnern den schuldigen Lohn auch nur eine Nacht gegen ihren Willen vorenthalten, nennt Berthold eine himmelschreiende Sünde. Manche pflegen, nicht direct, aber durch allerlei Wuchererkniffe ihre Arbeiter um den wohlverdienten Lohn zu betrügen. Sie leihen etwa einem Dürftigen zehn Pfennige und lassen sich dafür an Haus- und Feldarbeit das Doppelte leisten. „Sofort bist du in einer rufenden Sünde, die über deinen Leib und über deine Seele ruft Tag und Nacht vor Gott. Bist du doch vor Gott schuldig, ihm umsonst zu leihen, wenn du kannst, und sollst nicht armen Leuten ihre Armuth also abgewinnen“ (I, 108).

„Ihr sollt ihnen auch völlig genug zu essen geben. Wenn du Werkleute hast und Diener und Dienerinnen, die dir das Jahr durch dienen, denen sollst du große Schüsseln vorsetzen und genug darauf legen, und nicht ein Bein darauf legen. Denn du siehst gar gern, daß sie dir wacker arbeiten, darum sollst du ihnen auch genug geben. Du setzest ihnen eine Schüssel vor wie eine Katzenschüssel. Gib dir selber was auf deine Katzenschüssel, oder deinen Kindern, oder deiner Katze! Du sollst ihnen große Schüsseln vorsetzen und genug darauf legen, und nicht ein Bein darauf legen, das abgenagt ist; das sollst du deinem Hunde hinwerfen. Du hörtest eben gar gern, wie ich sie hieß, dir treu und zuverlässig zu sein. Ebenso sollst du das nun gar wohl hören und merken und sollst es auch in Werken vollbringen und sollst ihnen gar genug geben. Nun sprichst du: „Esset wacker!“ Das meinst du nie so, daß sie tüchtig und genug essen; du meinst es so, daß sie bald vom Tische gehen und daß sie dir des Brodes und der Speise desto mehr auf dem Tische liegen lassen, und daß sie desto eher an die Arbeit kommen“ (I, 90 f.).

Mit dem größten Nachdruck wird für die arbeitende Klasse das Recht der Sonntagsruhe, die schon am Samstag-Nachmittag anfing (II, 48), gefordert. Knechte und Mägde sind an Sonn- und Feiertagen nur zur Besorgung des Viehes und des Hauswesens verpflichtet, und selbst die Thiere dürfen Schonung verlangen. „Rößlein! dir thut dein

Meister Unrecht, könntest du es merken und melden, wenn er dich des Ruhetages plagt, denn du sollteſt ruhen" (I, 268). Die Sonntagsarbeit bringt auch keinen Segen, denn über kurz oder lang nimmt Gott dem Sabbathſchänder den ſündhaften Gewinn auf irgend eine Art wieder ab, ſei es durch Brand oder Blitz und Hagelſchlag oder durch Krankheit und dgl. (I, 269 f.). Oft wird ſogar ein ganzes Land um derer willen, die den Sonntag nicht feiern, von Hungersnoth und Krieg und andern Plagen heimgeſucht, da alle Menſchen im Guten wie im Böſen ſolidariſch ſind. Denn wie ein heiliger Mann mit ſeinem Gebete ein ganzes Land aufrecht erhält (II, 266), und reicher Ernte-Ertrag und alles Glück auf Erden von den guten Menſchen kommt (I, 109), ſo hat auch umgekehrt Sonntags-Entheiligung, Gottesraub, Meineid eines Einzigen ſchlimme Folgen für die ganze Geſellſchaft, für das Wohlergehen in Stadt und Land (I, 27). Aber noch mehr als durch knechtliche Arbeit wird der Tag des Herrn durch ſündhafte Vergnügen, Würfelſpiel und Tanzen, entweiht, wofür ein Ausſpruch des h. Auguſtinus citirt wird, es ſei beſſer, an einem Feiertage zu Acker zu gehen, als zu tanzen (I, 269). Indem Berthold ſich nun vor die Frage geſtellt ſieht, wie man denn Sonntags die Zeit vertreiben ſolle, da er „den Weg gar enge mache" und weder Arbeiten noch Tanzen noch Spielen geſtatten wolle, ſo beſchreibt er ausführlich, wie man den Ruhetag mit Werken der Frömmigkeit und Nächſtenliebe zubringen müſſe. Die ſchöne Stelle verſetzt uns ſo recht in die andächtige Sonntagsſtille einer frommen Landgemeinde: „Mit nichts anderm ſoll man den Ruhetag vertreiben, als mit heiligen Werken: zur Kirche gehen und Gott fleißig da anrufen und euer Gebet gar andächtig da ſprechen und mit ſchönen Züchten da ſtehen. Denn euer iſt ein großer Theil, und ihr Bauersleute halt alleſammt, die die ganze Woche nimmer zur Kirche kommen können [1]): daher iſt euch gar noth, daß ihr's an dem Feiertag erſetzt, was ihr im Laufe der Woche verſäumt. Wenn man dann Gottesdienſt begangen hat, ſo ſollt ihr heim gehen, eſſen und nach dem Eſſen ruhen mit Schlaf oder anders mit guten Züchten. Da ihr die ganze Woche gewirkt und gearbeitet habt, ſo iſt es gar nothwendig, daß ihr ruhet und Ruhe habt. Wenn ihr dann geruht habt, ſo ſollt ihr abermals zur Kirche gehen oder daheim euer Gebet getreulich ſprechen oder auf dem Felde, oder an welcher Stätte du Gott anrufeſt mit reuigem Herzen, die Stätte iſt heilig. So ſollt ihr den Feiertag vertreiben mit Gebet, mit Almoſengeben, mit Kirchfahrten, mit Venien, zur Predigt gehen, wo immer ihr die Predigt beſuchen könnt, und wo ihr Ablaß und

[1]) Weil bei der damaligen großen Ausdehnung der Pfarrſprengel auf dem Lande der Weg zur Kirche für die meiſten Pfarreingeſeſſenen viel zu weit war.

andere Gnade findet. Und sollt zu den Siechen gehen, die unkräftig liegen, und sollt die laben, wenn es ihnen nöthig ist, und sie dessen bedürftig sind, und ihr es vermögt. Ist das nicht, so beklaget sie sonst getreulich und bittet Gott, daß er ihn erhalte zur Besserung oder ihm ein gut Ende gebe. Ihr sollt auch gehen, wo gefangene Leute liegen, und sollt die trösten. Das ist gar viel, sehet, womit ihr den Ruhetag vertreiben könnt in Gottes Liebe und in Gottes Ehre, wollt ihr mir folgen" (I, 268 f.).

Wie laut nun auch der große Volksmann seine mächtige Stimme für das Recht der Unterdrückten erhebt, mit wie grellen Farben er auch die Noth seiner Schützlinge schildert, so ist er doch nicht blind für die großen Fehler der Armen. Streng tadelt er z. B. die Unsitte des Fluchens, dessen die hohen und edeln Leute sich schämen (I, 101): „Es zürnt und knurrt das arme Volk, so ihm ein einziger Halm im Wege liegt, und murrt und flucht und schilt und wüthet, als ob es vom Teufel besessen wäre." Er geißelt den Brodneid der Bauern, „daß sie vor Neid und Haß einander nicht ansehen mögen," und Einer den Andern von seinem Hofe kauft (I, 479). Den Bauern scheint er überhaupt weniger hold. Sie sind ihm zu abergläubisch und in Folge der mangelhaften Landseelsorge viel unwissender in religiösen Dingen als die „biderben" Stadtleute. Auch vermißt er bei ihnen zu sehr die „Treue", die ja im feudalen Mittelalter als die erste der bürgerlichen Tugenden galt. Unbarmherzig deckt Berthold das untreue, diebische Wesen vieler Dienstboten auf, die, anstatt über das Gut ihrer Herrschaft bei deren Abwesenheit gewissenhaft zu wachen, sie an allen Ecken und Enden bestehlen. „Und da betet man in der Kirche für die, die getreulich daheim Acht geben!" Ob wohl solche Dienstboten ihrem Namen Ehre machen? Heißen sie doch nur darum „Ehehalten", weil sie ihre Ehe (Dienstvertrag) mit Treue halten (I, 85); oder auch (?) weil sie „den Leuten, die in der heiligen Ehe sind, ihre Ehre und ihr Gut getreulich behalten, behüten und bewahren sollen" (I, 479).

Die Armen und Elenden ermahnt Berthold, bei der Arbeit und in Leiden immer die gute Meinung zu bewahren, oft zu sagen: Herr, alles in Deinem Namen! und nicht scheelsüchtig auf die Reichen zu blicken, denn auch Reichthum und höherer Rang seien von Gott. Man hatte im Mittelalter das Sprüchwort: „Jeder Reiche ist entweder ein Dieb oder eines Diebes Erbe". Dem entgegen lehrt Berthold, daß nicht jeder Reichthum sündhaft sei. „Wenn ein Mann in seinem Stande mehr bedarf als ein anderer, hat der mehr gerechtes Gut, das ist nicht Geiz. Ein Mann bedarf zehn Mal mehr als ein anderer; hat der auch so viel mehr auf rechtliche Weise, das ist nicht Geiz noch Sünde" (I, 440). Zwar

ſagten Etliche, es ſei unmöglich, daß eines reiches Mannes Seele gerettet werde, aber dem ſei nicht ſo, denn David ſei heilig geworden mit ſeinem Königreiche, und der Andern ein großer Theil, und mancher reiche Mann ſei in den Himmel gekommen, der bei großem Reichthum große Demuth beſaß (I, 485).

Berthold's Streben iſt unverkennbar ſtets darauf gerichtet, die ſocialen Gegenſätze zu verſöhnen, indem er den verſchiedenen Ständen die Pflichten der Gerechtigkeit und chriſtlichen Liebe lebendig zum Bewußtſein bringt, den Blick Aller über die irdiſchen Freuden und Leiden hinweg auf die himmliſchen Dinge hinlenkt und „mit kräftigem Schwunge die Ungebildetſten und Aermſten zu der edelſten Weltanſchauung emporhebt". Darum lebte auch das Andenken des unvergleichlichen Predigers noch ſo lange in der Erinnerung des dankbaren Volkes fort, für deſſen Lage und Leiden, wie richtig geſagt worden, niemals ein Herz treuer und wärmer geſchlagen hat.

VII.

Berthold's Bedeutung für die Culturgeſchichte des dreizehnten Jahrhunderts.

Nachdem unſere bisherigen Erörterungen die Perſönlichkeit und das Wirken Berthold's unter verſchiedenen Geſichtspunkten zu ſchildern verſuchten, erübrigt noch, der Bedeutung ſeiner Predigten für die Culturgeſchichte des dreizehnten Jahrhunderts eine eingehendere Betrachtung zu widmen, denn mit Recht nennt Wackernagel dieſelben eine Fundgrube für die Cultur- und Sittengeſchichte Deutſchlands in jenem Zeitraume, wie wir keine ſonſt beſitzen. Berthold gibt uns natürlich zunächſt nur über Zuſtände des ſüdlichen Deutſchlands Aufſchluß, und haben ſeine Nachrichten nicht immer auch für die Mitte und den Norden unſeres Vaterlandes Geltung, da die Scheidung zwiſchen Ober- und Nieder-Deutſchland, namentlich auch in Sprache, Kleidung und Sitten, in der mittlern Zeit eine ſehr ausgeſprochene war. Für die Kenntniß ſüddeutſcher Culturverhältniſſe aber iſt der Minorit von Regensburg eine nicht minder ergiebige Quelle wie der Mönch Cäſarius von Heiſterbach bekanntlich für Niederdeutſchland und beſonders den Niederrhein. Zwar läßt ſich aus ſeinen deutſchen Predigten kein vollſtändiges und abgerundetes Bild von dem Wiſſen und Können, dem Leben und Treiben, den Sitten und Gebräuchen ſeiner Zeitgenoſſen gewinnen, aber wir können doch manche

werthvolle Züge herausheben, die der Culturhistoriker nicht wird übersehen dürfen.

In der Begleitung des berühmten Volksfreundes und allbeliebten Rathgebers kehren wir bei Hohen und Niedern ein. Vor ihm öffnen sich die Wohnzimmer, Küchen, Kinder- und Krankenstuben, Werkstätten und Kramläden; auf der Gasse zeigt er uns die bunten Trachten; begleitet uns zu den auf grüner Wiese stattfindenden Leibesübungen der heranwachsenden Jugend und sogar in die Trinkstuben und Heimgärten, und wir erfahren dabei Manches von den üblen Sitten der vornehmen sowohl wie der untern Schichten der Gesellschaft, wofür eine stark ausgebildete Etiquette keinen genügenden Ersatz bietet. Er führt uns zu Sendgerichten und Dingstätten, auf den Marktplatz, wo Kaufleute von Ungern und Kerlingen (Frankreich) mit erlaubten und unerlaubten Mitteln ihre Waaren an den Mann zu bringen suchen; tritt mit uns in die nahe gelegene Kirche ein, wo die an ein ernstes, gemessenes Benehmen im Gotteshause Gewöhnten die ungezwungene Natürlichkeit und Lebhaftigkeit des tiefgläubigen Volkes überrascht. Hier flüstert uns Berthold wenige Bemerkungen zu über die Symbolik der Architektur und Liturgie und über andere Gegenstände der religiösen Kunst und ladet uns zur Rast in das anstoßende gastliche Kloster, wo er uns beim Imbiß durch freundliche Mittheilungen aus dem reichen Schatze seiner naturwissenschaftlichen und medicinischen Kenntnisse unterhält. Doch gehen wir auf das Einzelne näher ein.

Am häuslichen Herd.

Gewohnt, das ganze Leben durch die Religion zu heiligen, pflegten unsere Vorfahren ihr Tagewerk mit Gebet anzufangen und zu beschließen. Mochte auch Mancher, leichten Sinnes, seine Morgen- oder Abendandacht „kurz und gut" mit dem beliebten Stoßgebetlein abmachen: „Nun beschirme mich Gott vor Hauptsünden und vor weltlichen Schanden", so forderte doch die fromme Sitte mehr, z. B. auch das apostolische Glaubensbekenntniß jeden Morgen und jeden Abend zu sprechen; und zwar sollen es nur die gelehrten Leute „in der Buchsprache" (lateinisch), die Ungebildeten dagegen deutsch beten (I, 44. II, 19. 63). Ehedem wurde das Auswendiglernen des lateinischen Credo und Paternoster auch von den Ungebildeten gefordert [1]). Zur häuslichen Andacht gehörte auch, daß Jeder seine Tagzeit betete (I, 515). Diejenigen, welche Schulbildung besaßen, lasen den Psalter, was bei den Frauen etwas ganz Gewöhnliches war (I, 49. 253. 515. II, 141). Denn während im dreizehnten Jahrhundert selbst die feiner gebildeten Ritter und sogar die meisten Dichter

[1]) Cruel a. a. O. S. 45.

nicht lesen konnten, war diese Fertigkeit unter den Frauen allgemein verbreitet[1]). Das Lesen und Verstehen des Psalters war das niederste Ziel, das die Mädchen, damals meistens noch in Nonnenschulen, zu erreichen hatten[2]). Die des Lesens Unkundigen beteten täglich etwa siebenzig Vaterunser. „Zweiundsiebenzig Paternoster ist jedes Menschen Recht, der zu seinen Tagen kommen ist, der nicht mehr sprechen will" (I, 467. II, 47. 78). Dies gilt eigentlich auch für Knechte und Mägde und andere vielbeschäftigte Leute. Täglich eine h. Messe zu hören und auch den Dienstboten dazu Gelegenheit zu geben, wurde für geziemend erachtet (I, 494. II, 27).

Bei der Mahlzeit legte der Hausvater vor und nahm für sich das beste Stück; es war seine Ehrenportion (II, 169). Eine Leckerei für Leute niedern Standes war mit fetter Sauce beträufeltes Brod (I, 85). Der Tisch der Reichen war oft übermäßig beladen. „Wo zehn bei einander sind, die verthun an einem Tage, womit vierzig Menschen schön und wohl berathen wären; die müssen das ersparen und ermangeln an ihrem Leibe." Die Klagen wegen „Ueberessen und Uebertrinken", sogar an gebotenen Fasttagen (I, 469. 525. II,. 16), kehren sehr häufig wieder. Dieses Laster sei nirgendwo so verbreitet wie in deutschen Landen, und zumeist unter dem grundbesitzenden Adel und dem wohlhabenden Bürgerstand der Handelsstädte (II, 205). Und obwohl erst jüngern Datums, habe die Unsitte schon so überhand genommen, daß, wer kaum einen Becher heben könne, beim Wein sitzen und lärmen wolle und sich betrinke (I, 469). Sogar das weibliche Geschlecht überschritt die ihm vor allem gezogene Schranke der Nüchternheit und Mäßigkeit. „Das war vordem große Zucht an den Frauen, daß sie mäßig im Essen und Trinken waren. Nun aber ist es ganz und gar Gewohnheit geworden: bis der Mann das Schwert vertrinkt, hat sie den Schnürring und das Kopftuch vertrunken. Und so haben wohl Beide, die Frau und der Mann, ihre Ehre und Leib und Seele und Gesundheit und Langleben verloren durch ihre Gefräßigkeit" (I, 431).

Es galt als eine Hauptpflicht des Hausherrn und seiner Gattin, über die Sittlichkeit der Dienstboten zu wachen und „reines Gesinde" zu haben, nicht „Näscher[3]) (Unzüchtige), noch Näscherinnen, noch Spieler, noch Nachtgänger, noch Räuber, oder was größer ist. Du sollst reines Gesinde haben, sofern du es behüten und bewahren kannst" (I, 318).

---

[1]) Grimm, Rechtsalterth. S. 583.

[2]) Kösterus, Frauenbildung im Mittelalter. S. 15.

[3]) Der eigentliche Sinn des Wortes ergibt sich aus der Ableitung vom gothischen hnasqus, mollis, delicatus. Siehe Grimm, D. Mythol. 3. Aufl. S. 1110.

Wo die Dienstherrschaft sich dieser schuldigen Wachsamkeit entschlägt, geht es oft recht bunt zu. Am frühen Morgen schon, wenn die Herrschaft noch der Ruhe pflegt, treiben die Dienstboten, anstatt ihr Paternoster zu sprechen, diebischen Unfug; führen bei der Bereitung der Speisen sich die fettesten Bissen zu Gemüthe, stehlen das Holz, das Schmalz und das Salz, das Korn und das Mehl, Brod, Käse, Fleisch; kurz, was ihnen unter die Hände kommt, verthun sie, sogar das Essen am Feuer; Anderes „vermarken" sie heimlich. Bei der Arbeit sind sie emsig, so lange der Meister zugegen; kaum hat er ihnen den Rücken gekehrt, so schwätzen sie mit einander, und wirken ihrer zwei oder drei manchmal eines Tages kaum Ein Tagewerk. Geht aber die Herrschaft aus dem Hause, so gibt's große Zuchtlosigkeit unter den Ehehalten und groß Ringen und Scherzen. Und wenn dann die Herrschaft wiederkommt, ist die Arbeit ungethan, und mancher Schaden angerichtet (I, 84 f.). Eine Andeutung über die Höhe der Dienstlöhne finden wir in der Notiz, daß ein Knecht für etwa seinen halben Jahreslohn sich einen neuen Mantel kauft (I, 16).

Obwohl das Familienleben bei unsern Voreltern viel mehr als heutzutage gepflegt wurde und auch im Allgemeinen gewiß glücklicher war, so gehörten doch bei den noch wenig gebändigten Naturen heftige Familienscenen nicht gerade zu den Seltenheiten. „So willst du dein eigen Weib oder dein Kind erwürgen, wenn es dir eine Schüssel mit Wasser umwirft. So brummst du den Wirth an so lange, bis er dich an den Haaren faßt und zieht dich einen Weg hin und den andern her, und tritt dir auf das Haupt, als ob er dir den Hals abbrechen wolle" (I, 101). „Das thun aber allermeist nur unbiderbe Leute, das Pöbelvolk; edele oder sonst wackere Leute thun das nicht" (II, 115). Es ist freilich wahr, die Frau soll dem Manne unterthan, und er ihr Herr sein; aber darum soll er ihr doch nicht jeden Augenblick ohne Ursache die Haare ausreißen und sie schlagen und schelten. Nur wo es nöthig erscheint, um ein thörichtes Weib zur Vernunft zu bringen, räth Berthold selbst, handgreifliche Argumente zu brauchen und der Frau gehörig den Kopf zurecht zu setzen. „Du bist doch ein Mann," ruft er dem Zaghaften zu, „und trägst ein Schwert; dich überwände aber Einer gar leicht mit einem Stabe" (I, 416).

Als Beruf des Mannes galt der Kampf um's Dasein, während der Platz der Frau nach altgermanischer Sitte am Spinnrad war: „Männer sollen streiten, Frauen sollen spinnen," lautet eine öfters wiederholte Mahnung.

Die Kindererziehung

wurde für die wichtigste Seite des Familienlebens angesehen. Berthold spricht darüber mit unverkennbarer Vorliebe, und mit praktisch-verständigem

Sinn auf das kleinste Detail eingehend, mag es nun um das leibliche oder um das geistige Wohl der Kleinen sich handeln. Denn er weiß sehr genau, wie es in den Häusern zugeht, und was seiner Zeit in Betreff der christlichen Jugenderziehung Noth thut. So gehören seine Bemerkungen zu dem Trefflichsten, was über Kindererziehung aus dem Mittelalter vorliegt[1]).

Die elterliche Sorge für das Kind soll schon vor der Geburt beginnen. Da muß alles vermieden werden, was das keimende Leben gefährden könnte. Der Gatte soll die Frau, wenn sie guter Hoffnung ist, nicht schlagen, stoßen oder werfen (I, 31. 127); letztere aber hüte sich vor Ringen, Springen, Tanzen und jeglicher Ungebühr in Scherz und Ernst (I, 31. II, 57), und nehme sich nach der Geburt in Acht, daß sie das Kind nicht Nachts erdrücke. Die Teufel führen nämlich alle diese Gefahren herbei, damit das Kind nicht zur Gnade der Taufe gelange; darum muß auch der Priester bei der Taufe so viele Beschwörungen und Segnungen anwenden, nur daß der Teufel die Taufe „nicht irre" die kurze Weile, bis die heilige Handlung geschehen ist (I, 32). Deshalb dürfen aber auch die Eltern die Taufe nicht lange aufschieben. Es kam gar nicht selten vor, daß sechs oder zehn Wochen gewartet wurde[2]), bis dem Kinde ein kostbarer Westerhut, d. i. eine Kopfbedeckung, welche, wie bei der Firmung die Firmbinde, die mit dem h. Chrysam gesalbte Stelle des Scheitels schützte, gefertigt war, und die sieben, neun oder sogar zwölf Pathen sich eingefunden hatten, und eine recht feierliche Taufhochzeit[3]) gehalten werden konnte (I, 32. II, 57). Diesem Mißbrauche gegenüber erinnert Berthold, daß ein oder zwei Pathen genügen — „an einem hast du genug, an zweien gar viel, an dreien ganz und gar zu viel" —, und daß die Eltern durch eine größere Zahl von Pathen nur sich selbst für die Zukunft Verlegenheiten und dem Kinde Nachtheil bereiten, weil die ausgedehnte geistliche Verwandtschaft die Ver-

---

[1]) K. Schmidt a. a. O. S. 53.

[2]) Mitunter wurde die Taufe sogar jahrelang hinausgeschoben. Kaiser Friedrich II., geb. 26. Dec. 1194, wurde frühestens im November 1196 getauft: Böhmer-Ficker, Reg. Stauf. 154. Sein Sohn Heinrich, geb. 1238, meldet zu Anfang des Jahres 1247 dem König von England seine Taufe: a. a. O. 645 Nr. 3611. Der Vater motivirt den Aufschub, man habe auf Wiederherstellung des Friedens mit dem Papste gewartet, damit dieser die heilige Handlung vollziehen könne: a. a. O. Nr. 3610. In Capitul. de part. Sax. §. 19 (Heinecc. p. 582) heißt es: Ut infantes baptizentur infra annum.

[3]) ëtouf. Die Wörterbücher übersetzen dies Wort einfach mit „christliche Taufe". Es ist aber wohl darunter, wie auch der Zusammenhang obiger Stelle nahelegt, eine unter feierlichen altherkömmlichen Gebräuchen stattfindende Taufhochzeit zu verstehen. Ewe (ë) bedeutet nämlich „herkömmliches Gewohnheitsrecht"; daher z. B. ëbank, eine Bank, worauf nach Recht und Herkommen Brod und Fleisch u. s. w. feil zu halten war.

heirathung des Kindes erschwere, um so mehr, da dieses Ehehinderniß sich damals weiter erstreckte. Es bestand nämlich auch zwischen dem Täufling und den Kindern des Taufenden oder des Pathen; ferner zwischen dem einen Ehegatten und denjenigen, welche der andere Ehetheil während der bestehenden Ehe, nicht vorher, getauft oder aus der Taufe gehoben hatte (I, 32. 313 f.). Das Concil von Trient zog diesem Ehehinderniß bekanntlich engere Grenzen, indem es die gesetzlich zulässige Zahl der Pathen auf zwei (unus et una) beschränkte. Erscheint das Leben des neugeborenen Kindes gefährdet, so soll die Nothtaufe vorgenommen werden, über welche ausführliche Belehrung ertheilt wird (I, 31. 127).

Hinsichtlich der leiblichen Pflege des Kindes warnt Berthold vor Ueberfüllung des kleinen Magens, indem er in der anschaulichsten Weise das oft unverständige Verfahren der mit der Sorge für die Kleinen Betrauten beschreibt. „So macht ihm die Schwester ein Speislein und streicht es ihm ein; so ist sein Häfelein klein, sein Mägelein, und ist sehr bald voll worden, so püpelt es ihm wieder heraus, so streicht sie es hinein. So kommt dann die Muhme, die thut ihm dasselbe. So kommt dann die Amme[1]) und spricht: „O weh! mein Kind das aß heute nichts". Die fängt dann wieder von vorn an, ihm einzustreichen. Da weint es, da zappelt es. Und also füllt man der reichen Leute Kinder in die Wette, daß ihrer gar wenige alt werden" (I, 433). Neben dem Hang zur Unmäßigkeit ist ein früher Tod häufig die Folge solcher Ueberfüllung bei den Kindern der Reichen. Daraus erklärt Berthold die Erscheinung, daß die Armen im Allgemeinen sich eines größern Kindersegens erfreuen als jene (I, 433. II, 205). Freilich sterben auch viele arme Kinder aus Mangel an gutem Weizenmehl und andern Lebensbedürfnissen (II, 205).

Die geistige Erziehung muß recht früh beginnen. Vornehme Leute halten ihren Kindern Zuchtmeister[2]) (I, 34). Die Armen aber müssen, da ihre Kinder gerade so gut für den Himmel bestimmt sind wie die Kinder der Vornehmen, die Erziehung selbst in die Hand nehmen. Sie dürfen dem Kinde, sollte ihm auch die volle Erkenntniß des Bösen noch abgehen, keine Unarten erlauben, es keine bösen Worte sprechen lassen, sondern mit mäßigen körperlichen Züchtigungen dagegen einschreiten. Thun sie dieses nicht, so kommen die Kinder wegen ihrer eigenen Sünden in die Hölle, Vater und Mutter aber wegen der fremden Sünden. „Ihr

[1]) Die Unsitte, daß die Mütter ihre Kinder nicht selbst nährten, sondern Ammen anvertrauten, war unter den wohlhabenden Ständen sehr verbreitet. A. Schultz a. a. O. I. S. 114.

[2]) Als solche nahm man schon im zwölften Jahrhundert mit Vorliebe Franzosen. Schultz a. a. O. I, 121.

ſollt ihm böſe Dinge wehren mit einem kleinen Reis, daß es ſich fürchte. Ihr ſollt es nicht mit Stecken ſchlagen, noch mit der Hand an den Kopf oder ſonſt irgendwo, daß es nicht lahm oder zu einem Thoren werde, nur mit einem kleinen Rüthlein. Das ſoll zu allen Zeiten über euch ſtecken" (II, 58. I, 35). Die übliche Ausrede, das Kind ſei noch unſchuldig und denke nichts Böſes bei dem, was es ſpreche, weist Berthold nachdrücklich zurück: „Was zuerſt in den Hafen kommt, danach ſchmeckt er immer gern." Und darum, wenn Einer zuerſt das neue Kind gute Dinge lehrt, ſo thut es immer gern danach, und ebenſo wenn es Einer böſe Dinge lehrt . . . Darum gibt man den Kindern der hohen Herren Zuchtmeiſter, die allezeit bei ihnen ſind und ſie zu allen Zeiten Zucht lehren, und den Jungfrauen eine Zuchtmeiſterin, die ſie allezeit Zucht und Tugend lehret. Da Herren und Frauen deß wohl bedürfen, ſo lehret man ſie zeitlich Zucht und Ehre, daß es ihnen zur Gewohnheit wird, denn „jung gewohnt, alt gethan" (I, 34). Man ſoll Kinder verſchiedenen Geſchlechtes nicht zuſammen ſchlafen laſſen; und ſobald Mütter an ihren Kindern leichtfertiges Benehmen wahrnehmen, ſollen ſie dieſelben ſcharf im Auge behalten, und wenn ſie zur Kirche gehen, ihre Töchter nicht ohne Aufſicht allein zu Hauſe laſſen, denn „die Schülerlein warten gerade, wenn ihr ausgeht, daß ſie euer Kind verrathen" (I, 470). Wie zeitgemäß iſt auch heute noch dieſe Mahnung, daß die Mütter, wenn ſie zur Kirche gehen, ihre erwachſenen Töchter nicht unbeaufſichtigt zu Hauſe laſſen ſollen, damit die Andachtsſtunde der Mutter nicht die Sündenſtunde ihrer Kinder werde!

Vor allem aber dürfen Eltern ſich nicht an den kleinen Unarten ihrer Kinder ergötzen und dieſelben nicht Ungezogenheiten lehren. Sobald das Kind anfängt zu gehen oder zu ſprechen, ſind die Teufel bemüht, daß es böſe Worte lerne und ſpreche und ſchelte und fluche, und machen auch, daß Vater und Mutter es ihm nicht wehren, oder gar es ſchelten und fluchen lehren und laut darüber lachen und ihren Spaß daran haben: „Nun ſchlag' den und ſchelte den!" und gibſt ihm ein Holz in die Hand und lehreſt es Böſes thun (I, 33). „So manches erſt acht Jahre alt iſt, nennt es, was Frauen und Männer thun, gar boshaft; deß lachen dann Vater und Mutter" (I, 483). Auch zu Bruder Berthold's Zeiten gab es thörichte Mütter, welche die eigene Eitelkeit in einem lächerlichen Aufputz ihrer Kleinen zu befriedigen ſuchten und ſich dadurch ſcharfe Rüge zuziehen: „Wenn Frauen ſo alt werden, daß ſie nicht mehr hoffärten können, ſind ſie doch noch ſo ſehr verworren in den Strick der Hoffart, daß ſie ſich nicht daraus losmachen können; und was ſie an ſich ſelbſt thaten, das thun ſie dann ihren Töchterlein und Enkelinnen. Die zieren ſie und putzen ſie auf, wenn ſie kaum erſt vier Jahre alt ſind; dann

fangen sie damit an und treiben es, bis es Uebles und Gutes versteht. Und wenn es auch halt schlicht sein wollte, so haben es seine Ahne und seine Mutter beide leicht in der Hoffart Gewohnheit gebracht mit Schleppkleidchen, mit Aermelchen, mit Scheppelchen, daß es nicht aus der Gewohnheit kommt und es dann selbst zwei Mal so arg macht mit Fürspangen, mit Fingerlein, mit gezierter Rede und mit geziertem Gang" (I, 416).

Die Frage, in welchem Alter ein Kind schwer zu sündigen vermöge, erklärt Berthold nicht so kurzer Hand erledigen zu können; es hänge das von der geistigen Reife des Kindes ab, die sehr verschieden und bei einem achtjährigen Kinde oft größer als bei einem zwölfjährigen sei (I, 36. II, 58).

Mit der moralischen Erziehung hielt im christlichen Hause die religiöse Unterweisung und Angewöhnung gleichen Schritt. Sie war in erster Linie Sache der Eltern, in deren Ermangelung aber der Taufpathen, die dem Kinde besonders das Vaterunser und das apostolische Glaubensbekenntniß, die sogenannten Pathenstücke, und wo möglich auch das Ave Maria beizubringen hatten. „Es sollen des Kindes Pathen das Kind den Glauben und das Paternoster lehren, so es sieben Jahre alt wird, denn sie sind es ihm schuldig, da sie geistlicher Vater und Mutter sind. Sie sollen sprechen zu seinem Vater oder Mutter: »Gevatter, ihr sollt mir mein Pathenkind das Paternoster und den Glauben lehren, oder ihr laßt es zu mir gehen, so lehre ich es«. Können sie das Ave Maria dazu, das ist gar wundergut. Ist's aber, daß das Kind sein Pathe nicht lehrt, so sollst du es selber lehren" . . . (I, 44). An die einstige Sitte erinnert noch die Rubrik im kölnischen Taufritus, wonach der taufende Priester, nachdem er das apostolische Symbolum nebst dem Vaterunser und dem englischen Gruße mit den Pathen gemeinsam gebetet hat, dieselben ermahnen soll, den Täufling über den Glauben, das Vaterunser und die zehn Gebote zu unterrichten.

Den Kindern frühzeitig das Vaterunser und Credo einzuprägen, galt als eine unerläßliche Forderung der christlichen Erziehung von den ältesten Zeiten her. Der h. Bonifatius ermahnt in seinem 15. Sermon: „Vergeßt nicht das Gebet des Herrn und das Symbolum und lehrt es euere Kinder und Taufpathen"[1]). Aehnlich schon die heiligen Isidor, Cäsarius von Arles und Augustinus. Das Capitulare Karl's des Großen vom Jahre 804 und die kirchlichen Verordnungen des englischen Königs Edgar vom Jahre 967 fordern unter Strafandrohung von jedem Gläubigen die Kenntniß des Paternoster und Credo, und Berthold sagt, daß

[1]) Cruel a. a. O. S. 15.

sollt ihm böse Dinge wehren mit einem kleinen Reis, daß es sich fürchte. Ihr sollt es nicht mit Stecken schlagen, noch mit der Hand an den Kopf oder sonst irgendwo, daß es nicht lahm oder zu einem Thoren werde, nur mit einem kleinen Rüthlein. Das soll zu allen Zeiten über euch stecken" (II, 58. I, 35). Die übliche Ausrede, das Kind sei noch unschuldig und denke nichts Böses bei dem, was es spreche, weist Berthold nachdrücklich zurück: „Was zuerst in den Hafen kommt, danach schmeckt er immer gern." Und darum, wenn Einer zuerst das neue Kind gute Dinge lehrt, so thut es immer gern danach, und ebenso wenn es Einer böse Dinge lehrt . . . Darum gibt man den Kindern der hohen Herren Zuchtmeister, die allezeit bei ihnen sind und sie zu allen Zeiten Zucht lehren, und den Jungfrauen eine Zuchtmeisterin, die sie allezeit Zucht und Tugend lehret. Da Herren und Frauen deß wohl bedürfen, so lehret man sie zeitlich Zucht und Ehre, daß es ihnen zur Gewohnheit wird, denn „jung gewohnt, alt gethan" (I, 34). Man soll Kinder verschiedenen Geschlechtes nicht zusammen schlafen lassen; und sobald Mütter an ihren Kindern leichtfertiges Benehmen wahrnehmen, sollen sie dieselben scharf im Auge behalten, und wenn sie zur Kirche gehen, ihre Töchter nicht ohne Aufsicht allein zu Hause lassen, denn „die Schülerlein warten gerade, wenn ihr ausgeht, daß sie euer Kind verrathen" (I, 470). Wie zeitgemäß ist auch heute noch diese Mahnung, daß die Mütter, wenn sie zur Kirche gehen, ihre erwachsenen Töchter nicht unbeaufsichtigt zu Hause lassen sollen, damit die Andachtsstunde der Mutter nicht die Sündenstunde ihrer Kinder werde!

Vor allem aber dürfen Eltern sich nicht an den kleinen Unarten ihrer Kinder ergötzen und dieselben nicht Ungezogenheiten lehren. Sobald das Kind anfängt zu gehen oder zu sprechen, sind die Teufel bemüht, daß es böse Worte lerne und spreche und schelte und fluche, und machen auch, daß Vater und Mutter es ihm nicht wehren, oder gar es schelten und fluchen lehren und laut darüber lachen und ihren Spaß daran haben: „Nun schlag' den und schelte den!" und gibst ihm ein Holz in die Hand und lehrest es Böses thun (I, 33). „So manches erst acht Jahre alt ist, nennt es, was Frauen und Männer thun, gar boshaft; deß lachen dann Vater und Mutter" (I, 483). Auch zu Bruder Berthold's Zeiten gab es thörichte Mütter, welche die eigene Eitelkeit in einem lächerlichen Aufputz ihrer Kleinen zu befriedigen suchten und sich dadurch scharfe Rüge zuziehen: „Wenn Frauen so alt werden, daß sie nicht mehr hoffärten können, sind sie doch noch so sehr verworren in den Strick der Hoffart, daß sie sich nicht daraus losmachen können; und was sie an sich selbst thaten, das thun sie dann ihren Töchterlein und Enkelinnen. Die zieren sie und putzen sie auf, wenn sie kaum erst vier Jahre alt sind; dann

fangen sie damit an und treiben es, bis es Uebles und Gutes versteht. Und wenn es auch halt schlicht sein wollte, so haben es seine Ahne und seine Mutter beide leicht in der Hoffart Gewohnheit gebracht mit Schleppkleidchen, mit Aermelchen, mit Scheppelchen, daß es nicht aus der Gewohnheit kommt und es dann selbst zwei Mal so arg macht mit Fürspangen, mit Fingerlein, mit gezierter Rede und mit geziertem Gang" (I, 416).

Die Frage, in welchem Alter ein Kind schwer zu sündigen vermöge, erklärt Berthold nicht so kurzer Hand erledigen zu können; es hänge das von der geistigen Reife des Kindes ab, die sehr verschieden und bei einem achtjährigen Kinde oft größer als bei einem zwölfjährigen sei (I, 36. II, 58).

Mit der moralischen Erziehung hielt im christlichen Hause die religiöse Unterweisung und Angewöhnung gleichen Schritt. Sie war in erster Linie Sache der Eltern, in deren Ermangelung aber der Taufpathen, die dem Kinde besonders das Vaterunser und das apostolische Glaubensbekenntniß, die sogenannten Pathenstücke, und wo möglich auch das Ave Maria beizubringen hatten. „Es sollen des Kindes Pathen das Kind den Glauben und das Paternoster lehren, so es sieben Jahre alt wird, denn sie sind es ihm schuldig, da sie geistlicher Vater und Mutter sind. Sie sollen sprechen zu seinem Vater oder Mutter: »Gevatter, ihr sollt mir mein Pathenkind das Paternoster und den Glauben lehren, oder ihr laßt es zu mir gehen, so lehre ich es«. Können sie das Ave Maria dazu, das ist gar wundergut. Ist's aber, daß das Kind sein Pathe nicht lehrt, so sollst du es selber lehren" . . . (I, 44). An die einstige Sitte erinnert noch die Rubrik im kölnischen Taufritus, wonach der taufende Priester, nachdem er das apostolische Symbolum nebst dem Vaterunser und dem englischen Gruße mit den Pathen gemeinsam gebetet hat, dieselben ermahnen soll, den Täufling über den Glauben, das Vaterunser und die zehn Gebote zu unterrichten.

Den Kindern frühzeitig das Vaterunser und Credo einzuprägen, galt als eine unerläßliche Forderung der christlichen Erziehung von den ältesten Zeiten her. Der h. Bonifatius ermahnt in seinem 15. Sermon: „Vergeßt nicht das Gebet des Herrn und das Symbolum und lehrt es euere Kinder und Taufpathen"[1]). Aehnlich schon die heiligen Isidor, Cäsarius von Arles und Augustinus. Das Capitulare Karl's des Großen vom Jahre 804 und die kirchlichen Verordnungen des englischen Königs Edgar vom Jahre 967 fordern unter Strafandrohung von jedem Gläubigen die Kenntniß des Paternoster und Credo, und Berthold sagt, daß

[1]) Cruel a. a. O. S. 15.

einem Kinde von vierzehn Jahren, welches das Vaterunser nicht kann und wie das Vieh aufwächst ohne Gottesdienst, im Tode das kirchliche Begräbniß zu versagen sei (I, 44. 467). Freilich gab es auch solche, die wohl zwanzig Jahre alt wurden und aus Nachlässigkeit das Vaterunser noch nicht gelernt hatten (I, 467).

Daß die Kinder das Ave Maria lernen sollen, wird von Berthold nur als wünschenswerth bezeichnet, da selbst viele Erwachsene es nicht beten konnten. In mehreren Predigten heißt es am Schlusse der Einleitung: „Darum spreche euer jegliches ein Paternoster und ein Ave Maria, der das kann“ (I, 125. 424. 444). Denn obschon das Ave Maria uralt ist und besonders seit dem Auftreten der nestorianischen Irrlehre, welche der seligsten Jungfrau die Würde der Gottesmutter nehmen wollte, Aufnahme gefunden haben soll, so war es doch noch nicht allgemein gebräuchlich und hatte auch noch nicht die jetzige Gestalt. Es wurde erst in der zweiten Hälfte des Mittelalters den oben genannten katechetischen Lehrstücken, Paternoster und Credo, beigesellt[1]).

Der häusliche Religionsunterricht beschränkte sich jedoch nicht auf ein bloßes Einprägen der genannten Gebete, sondern es war den Eltern und Pathen auch auferlegt, den Kindern die nothwendigsten Glaubens- und Sittenlehren beizubringen, und dieses geschah durch eine ausführliche Erklärung der einzelnen Sätze jener Gebete, welche nach einem Ausspruche des h. Isidor die ganze Theologie im Keime enthalten. Dieselben waren also eigentlich nur das Gerippe, der Lehrplan, wonach man den gesammten Stoff der christlichen Glaubens-, Sitten- und Cultuslehre katechesirte[2]).

Seit dem dreizehnten Jahrhundert werden auch die zehn Gebote unter den katechetischen Lehrstücken aufgeführt, und werden die Pfarrer ermahnt, fleißig darüber zu predigen und an jedem Sonntage „ein oder zwei Gebote oder mehr“ vorzunehmen (I, 274 f.). Einen feststehenden Wortlaut der zehn Gebote gab es jedoch noch nicht, sondern die Fassung war verschieden, je nachdem der Katechet II. Mos. 20 oder V. Mos. 5 zu Grunde legte. Ersteres thut Berthold und läßt daher in der neunzehnten Predigt die zwei letzten Gebote in umgekehrter Ordnung auf einander folgen.

Zum Troste braver Eltern, denen trotz aller aufgewandten Mühe die Erziehung mißglückt, bemerkt Berthold, daß eben nicht alle Kinder sich ziehen lassen, und daß auch heilige Eltern mißrathene Kinder gehabt haben, z. B. Adam, Noe, Abraham, David. „Und darum bist du un-

---

[1]) Göbl, Geschichte der Katechese. S. 49. 161.

[2]) Norrenberg a. a. O. S. 39. Göbl a. a. O. S. 50 f. 160. 162.

ſchuldig, wenn dir dein Kind nicht folgen will, es ſei Sohn oder Tochter. Willſt du ſie aber nicht ziehen vor Liebe oder vor Zartheit oder vor Trägheit oder aus Mangel an Entſchiedenheit, ſo wirſt du ſchuldig an deinem Kinde, an ſeiner Miſſethat, und mußt es vor Gott verantworten" (I, 36. II, 59).

Endlich wird auch der abergläubiſchen Meinung gedacht, daß kinderloſe Eheleute von Gott verworfen ſeien. Man wandte nämlich auf ſolche das Wort des Herrn an: „Jeder Baum, der nicht gute Frucht bringt, wird ausgehauen und in's Feuer geworfen werden". Berthold ſagt nun, daß man allerdings im Alten Bunde ſo geglaubt habe, im Neuen Bunde aber ſei dies ganz und gar unſtatthaft. Kinderloſe Eheleute könnten wenigſtens eben ſo leicht wie andere in den Himmel kommen; jedenfalls würden ſehr Viele gerade um ihrer Kinder willen verworfen. „Deren ſind gar viele, wenn ſie Kinder bekommen, ſo hat ſie der Teufel damit befeſtigt, daß ſie ihm nimmer entgehen können. Gerade wie ein Herr ſeine Burg befeſtigt und ſich einen großen und ſtarken Thurm darin gemauert hat, alſo hat der Teufel einen Thurm um euch gemauert mit Liſt; denn du vertraueſt dann nimmermehr, daß du die Kinder mit Gottes Hülfe ohne unrecht Gut ernähren könneſt . . . Kinder gibt Niemand als Gott ſelbſt, aber den Geiz gibt der Teufel und mauert damit einen Thurm um dich, daß er da immer mehr ſicher iſt (I, 307).

So wenig vollſtändig auch das Bild ſein mag, welches wir uns von dem mittelalterlichen Familienleben aus Berthold's gelegentlichen Aeußerungen machen können, und obgleich dieſer vor allem die Mängel und Schattenſeiten der damaligen Erziehung hervorkehrt, wir ſehen doch, daß man auch in jener ſchlimmſten Zeit der Pflicht, die Jugend religiös und ſittlich zu erziehen, ſich noch bewußt war, und daß es auch für eine der wichtigſten Aufgaben ſeelſorglicher Thätigkeit gehalten wurde, von der Kanzel herab die Eltern in der Erfüllung ihrer ſchweren Aufgabe durch Rath und Belehrung zu unterſtützen.

In vielfachem Zuſammenhange mit der Erziehung und dem häuslichen Leben ſteht

die Kleidertracht,

ein Gegenſtand, der ſchon im IV. Abſchnitte ziemlich ausführlich beſprochen wurde, indeß noch einiger Nachträge an dieſer Stelle bedarf. Natürlich kommt zumeiſt die Kleidung der Frauen in Betracht, die auch zu Berthold's Zeiten ſchon dem raſchen Wechſel der Mode ebenſo unterlag wie heutigen Tages. „Denn heute ſieht ſie etwas Neues, das eine Thörin um oder an ſich hat, und ſofort ruhet ihr Herz nimmer, ſie müſſe ein Aehnliches haben. Und ſollte ihr Mann immer ein Schuldner darum ſein, ſo wollte ſie es nicht entbehren" (I, 319). Dabei begnügen ſich

die Weiber nicht mit einem oder dem andern Kleide, sondern müssen „viererlei Kleider haben oder sechserlei“ (I, 59). Selbst arme Frauen treiben Kleiderhoffart, wenn sie auch nicht mehr thun können, als den Gürtel höher rücken und den Hut aufkrämpen (I, 83. 397. 527); aber „Armuth paßt zur Hoffart, wie der Affe auf den Königsthron“. Wird gegenwärtig oft darüber geklagt, daß durch die bis in die untersten Schichten gedrungene Putzsucht der äußere Unterschied zwischen Reich und Arm fast ganz verwischt wird, zu Berthold's Zeiten war es nicht viel anders. „Es ist nun dahin gekommen, daß manche von euch, deren Mann kaum zehn Pfund im Vermögen hat, einen Schleier haben will, der wäre für eine Gräfin gut genug.“ Weil aber die Männer die Unkosten nicht bestreiten können oder wollen, werden sie von ihren Frauen bestohlen. „Wenn sie nicht baares Geld stehlen kann, so stiehlt sie das Korn und das Mehl und das Fleisch. Und was er in das Haus kauft, das ihn wohl drei Schillinge kostet, das gibt sie für kaum zwei und vielleicht noch billiger her. Das treibt sie so durch das Jahr, bis er ein armer Mann wird“ (I, 319).

Die mittelalterliche Frauenkleidung war sehr malerisch und, ähnlich den kirchlichen Gewändern, mit reichen Bildstickereien bedeckt. „Nun macht ihr's hoffärtig, ihr Frauen, daß euch Niemand leiden mag, mit Gewand, mit Vorgang zum Opfer, mit ebentiure[1]), mit Tüchelchen, mit gelbem Gebände, mit Schleiern und mit kostbaren Stickereien. So stickt ihr hier den Schild (Wappen), hier den Strick (Netz?), hier den Thurm, da den Affen“ (I, 54). „Manche von euch geben so viel, als sie das Tuch kostet, der Näherin: bald Schilde auf die Achseln[2]), bald gefältet, bald gehäkelt um den ganzen Saum. Euch genüget der Hoffart um die Hauptlöcher (Halssäume) nicht, ihr müsset auch die Füße besondere Marter da in der Hölle verkosten lassen[3]). Hier ein Streifen, dort ein anderer Streifen mit euern kostbaren Stickereien, und machet es also prunkvoll, daß man nicht damit zu Ende kommen kann“ (I, 414). Kostbare Kleiderstoffe waren Pfeller (von Pallium), ein feines Seidenzeug, Baldachin, aus Seide und Goldfäden moiréartig gewebter Stoff aus

---

[1]) Scheint nicht recht in den Zusammenhang zu passen; muß vielleicht aventiure heißen und könnte dann auf Liebesabenteuer gehen oder auf sonstige äußere auffallende Dinge, wodurch sich eine Frau bemerklich machen möchte. Schönbach a. a. O. glaubt mit dem räthselhaften Worte den Wetteifer der Frauen in Bezug auf die Kostbarkeit ihrer Gewänder bezeichnet.

[2]) Um mit den Schilden prunken zu können, pflegten eitle Weiber ohne Mantel und Hülle zu gehen. Vgl. Renner 425.

[3]) Die Verzierungen am Halsausschnitt und untern Saum hatte besonders der Mantel, das eigentliche Galakleid der Damen.

Baldak (Bagdad), Purpur und Bunt, eine Art Pelzwerk (I, 457). Als weibliche Kopfbedeckung werden neben Schleiern und Schapeln auch Pfauenhüte genannt (II, 119): dieselben waren nämlich, nach Vorgang englischer Sitte, mit den Spiegeln der Pfauenfedern belegt. Die gelbe Farbe war in der Kleidung ehrbarer Frauenzimmer verpönt. Gelb ist die Farbe des Neides, des Todes, der Buße, ist gegenwärtig noch die Trauerfarbe der Chinesen, gehört zu den Wappenfarben der Narrheit, hat überhaupt eine vorwiegend unangenehme Bedeutung, weshalb man auch nach einem alten Aberglauben geliebten Personen keine gelben Blumen, Bänder u. a. schenken soll. Nur Jüdinnen und ehrlose Frauenzimmer sollten gelbe Abzeichen tragen (I, 115. 415). Der Geschmack aber hatte sich so sehr verirrt, daß die weibliche Eitelkeit gerade mit dieser Farbe zu kokettiren pflegte. Während einer an sich unanständigen Tracht bei Berthold keine Erwähnung geschieht, heißt es nur von den Färberinnen und Gilberinnen, daß sie unkeusch seien mit dem Gewande. Noch zur Zeit der Reformation eiferten die katholischen Geistlichen gegen das Tragen gelber Gewänder, was ihnen von protestantischer Seite mit Unrecht zum Vorwurfe gemacht wurde; denn der Ulmer Stadtpfarrer Ulrich Kraft († 1516) klagt in seiner „Arche Noe's“: „Zum ersten klopft oder kompt der Teufel mit ainem klainen gedanck; sobald du sichst ain gelben schlayer und kartenspil, so laufft du im nach“ [1]). Was die Juden im Mittelalter betrifft, so sind deren gelbe Abzeichen (Hüte, Ringe) bekannt. Es mag immerhin sein, daß die Juden eine eigene Kleidung liebten, und darum die Beschlüsse kirchlicher Synoden, welche forderten, daß die Juden von den Christen äußerlich unterschieden seien, denselben wenig Beschwerde machten; aber wenn nun die damalige Sitte ihnen gerade die gelbe Farbe als Kennzeichen aufdrängte, so war das doch wohl bitterer Humor. Gegenwärtig soll gelb noch eine Lieblingsfarbe jüdischer Frauen sein. Wie das „Gilwen“ war auch das „Verwen“, d. h. Schminken, von den „bösen Häuten, die auf dem Graben gehen“, welche auch die „Gemalten“ und „Gefärbten“ heißen, in ehrbare Frauenkreise gedrungen und machte den Predigern und Seelsorgern das ganze Mittelalter hindurch viel zu schaffen. Noch in dem Beichtbüchlein des Frankfurter Caplans Johann Wolff (1478) heißt es: „Han ich gefalschet mit ferben myne antlitze?“ — Berthold schildert die Modedame des dreizehnten Jahrhunderts: „Die andere Aussätzigkeit ist die, wenn ihr das Gewand so hoffärtig traget, daß ihr euern Leib damit aufputzt und tänzelt und wisset nicht, wie ihr euch geberden sollt. So rücken sie es hin und her und schwänzeln dann überall mit ihrem Gewändelchen umher [2]), daß man sie wahrnehme, und

[1]) Birlinger, Aus Schwaben. II. Bd. S. 457.

[2]) Geht auf die vielen Anstoß erregenden langen Schleppen.

daß sie ihre Eitelkeit und Ueppigkeit vollbringen" (I, 118). Die Kokketten heißen „meide itelmecherinne", denn „sie machen Manchen aller Liebe leer, die er zu Gott und seiner Seele haben sollte[1]); sie „schmücken sich allezeit, wie sie Einen dazu bringen, daß er aller seiner Sinne nach ihr vergesse und machen es hoffärtig mit allen ihren Dingen, mit Rede, mit Geberde, mit Gewand, mit Tanzen und mit sothaner Eitelkeit" (I, 337); sie „schmücken sich mit Farbe und mit Schapeln zum Tanze, daß man sehe, daß sie feil seien, wie Einer, der ein Roß verkaufen will, der steckt ihm ein Ziel auf, ein Laub oder sonst etwas, und bindet ihm den Schweif auf, so sieht man, daß es feil ist" (II, 187).

Auch viele Männer sind Sklaven der Mode. „Heut' erdenkt ihr Eins, morgen erdenkt ihr ein Anderes. Sowie Einer einen neuen Fund findet, den müssen sie dann alle versuchen" (I, 396). Namentlich wird gerügt, daß die schlichten, einfarbigen Stoffe nicht mehr genügen, sondern das Gewand aus vielen bunten Tuchen zusammengesetzt sein muß: „Euch genügt nicht, daß euch der allmächtige Gott die Wahl hat gelassen an den Kleidern, ob ihr sie braun wollet oder roth, blau, weiß, grün, gelb, schwarz; daran genügt euch nicht. Und dazu zwingt euch euere große Hoffart: man muß es euch zu Flecken zerschneiden, hier das rothe in das weiße, da das gelbe in das grüne, das gewunden, jenes schlicht, das buntscheckig, das dunkelbraun; hier den Löwen, dort den Aar; dann mit kostbaren Hüten[2]), mit Hauben, mit Gürteln . . . Und ihr gebet manchmal Einem so viel zum Lohne, daß er euch das gute Gewand zum Hadern macht, als euch das Gewand gekostet hat, oder halb so viel" (I, 396). Denkt man sich zu dieser bunten Kleidung noch das Haupthaar gewunden, geschnürt, gefärbt und oft nach Weiberart[3]) lang getragen (I, 114), so wird man gestehen müssen, daß die Männertracht im Mittelalter, wenn auch malerischer, doch weniger ernst und decent war, als die heutige.

Etiquette.

Schon Grimm hat darauf aufmerksam gemacht, wie viel das „rohe" Mittelalter auf feine Umgangsformen hielt, und wie genau abgemessen alle Bewegungen im gesellschaftlichen Verkehre waren. „So Einer eine Botschaft hövelich ausrichten, oder eine Schüssel tragen, oder einen Becher

---

[1]) Schönbach a. a. O. deutet die Benennung wohl richtiger: „die sich eitel, hoffärtig machen, zeigen".

[2]) Der Hut eines Herrn Johann von Lichtenberg war mit Gold, Silber und Edelsteinen besetzt. A. Kaufmann, Cäsar. v. Heisterb. 2. Aufl. S. 45.

[3]) In der ältesten Zeit war allerdings langes Lockenhaar das Kennzeichen der Freien. Daher mag sich die Vorliebe für diese Tracht noch lange erhalten haben, nachdem ihre Bedeutung längst vergessen war.

hövelich darreichen und die Hände artig halten oder vor sich legen kann, so sprechen etliche Leute: »Ach, welch ein wohlerzogener Jüngling das ist — oder Mann oder Frau! Das ist gar ein tugendlicher Mensch! Ach, wie tugendlich er sich benehmen kann!« Eine solche „Tugend" imponirt aber unserm Bruder Berthold wenig. „Sieh', dieser Tugend achtet Gott nicht, denn also lehrt man einen Hund wohl, daß er die Füße vor sich hält und sich schön geberdet" (I, 96). Um einen Becher „hövelich" darzureichen, mußte man dem Trinkenden eine Serviette unterhalten (II, 179). Von affectirtem Reden und Gehen, wozu schon die kleinen Mädchen abgerichtet wurden, ist häufiger die Rede. Und nicht bloß die Frauen hoffärten mit „wähen" (zierlichen) Tritten, sondern auch die adeligen Herren wissen vor Hoffart nicht, wie sie sich geberden sollen mit Gewand und mit Bewegungen des Leibes (I, 485); und überhaupt ist es vielverbreitete Unsitte, „sich hoffärtig zu geberden und zu drehen bald mit den Achseln, bald mit dem Kopf, bald mit dem Gange. Mit Tanzen und mit Treten hast du deinen Leib oft hin und her gewunden und gebrochen (gebogen), üppiglich und betrüglich" (I, 515). Wer keine feinen Manieren hat, sondern „einfältiglich ißt und trinkt und nicht so hövelich kann sein mit aller seiner Weise" (I, 564), wie es etwa die Regeln des Thomasin von Zirklar im „wälschen Gast" selbst dem schlichten Bürger vorschreiben, ist ein „Bauernherz". Die Etiquette rief sogar mitunter beim Gottesdienste Eifersüchteleien hervor, indem die Frauen beim Gang zur Kirche, oder beim Opfergang um den Altar, oder beim Empfang des „Petze" (Pax, Friedenskuß) einander den Vorrang abzugewinnen suchten (II, 142). Bekannt ist der Streit beim Kirchgang zwischen Kriemhild und Brunhild im Nibelungenlied.

Obgleich das mittelalterliche Hofceremoniell, von Byzanz entlehnt, gar sehr an seinen orientalischen Ursprung erinnerte, blieb man sich doch des Unterschiedes zwischen irdischer und himmlischer Majestät wohl bewußt. Man kniete zwar vor den Fürsten und andern hohen Herren, jedoch nur auf einem Knie, um auszudrücken, daß sie nur über den Leib Gewalt haben, Gott aber, vor dem man allein auf beiden Knieen knieen darf, Leib und Seele gegeben hat (I, 348. 457).

Spiele und Belustigungen

der Vornehmen waren Schachspiel, Vogelbeize, Turniere. Letztere waren jedoch unter schweren Kirchenstrafen verboten und gaben den Predigern zu häufigen Rügen Anlaß. Auch Berthold bekämpft dieselben, aber nicht wegen der dabei vorkommenden Unordnungen und des häufigen Verlustes an Menschenleben, sondern als Hoffartssünde, weil die Ritter dabei an

Proben ihrer Kraft und Gewandtheit und in weltlichem Schaugepränge einander zu überbieten suchten. Als Volksbelustigungen werden erwähnt Würfelspiel, das leicht zum Fluchen und zu Schlägereien führte und darum, gleichviel ob „gleiches oder ungleiches Spiel", als sündhaft galt; Ballspiel, welches noch bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts eine beliebte Unterhaltung der Erwachsenen war; Springen (Turnen?), welches, weil es aus Hoffart geschieht, unter den unerlaubten Vergnügungen genannt wird; Ringen, das auch von Frauenzimmern, selbst verheiratheten, geübt wurde (II, 57), wie denn überhaupt Leibesübungen im Mittelalter viel allgemeiner betrieben wurden als heute. Eine der beliebtesten Belustigungen war das Tanzen, und so ernst Berthold auch auf das Bedenkliche dabei hinweist, ist er doch auf die schnippige Antwort gefaßt: „Bruder Berthold, du magst sagen, was du willst, wir wollen nicht ungetanzet sein". Nach seiner Auffassung ist tanzen nicht weniger als trinken, spielen, rauben, turnieren Sünde, und zwar weil es der Hoffart dient, und die gute Sitte häufig dabei verletzt wurde; es ist nur — natürlich in decenter Weise — bei Hochzeiten (brütlöuften) gestattet. Die Tanzvergnügungen des Volkes waren mit Gesang verbunden. „Sin stimme ziert vil wol den tanz", sagt eine Jungfrau von dem Erwählten ihres Herzens im Renner V. 391; vgl. V. 1620: „Er singet den meiden allen vor ze tanze" . . . Wahrscheinlich denkt Berthold hieran, wenn er so manchmal von dem prahlerischen Schönsingen der jungen Leute spricht. Ein ganz gewöhnlicher Zeitvertreib für die Jugend war auch das Heimgartengehen, d. h. der Besuch der Kunkel- oder Spinnstuben, der noch jetzt im Süden wie im Norden Deutschlands die geistlichen und weltlichen Obrigkeiten nicht selten zum Einschreiten nöthigt. Heimgarten ist ein geschlossener Raum zu vertraulichen Zusammenkünften. Die Mädchen eines Dorfes finden sich bei anbrechender Dunkelheit in einer Stube zum Spinnen zusammen. Diese freundnachbarlichen Unterhaltungen, welche bis in die Nacht ausgedehnt wurden, arteten, namentlich wenn auch Jünglinge sich dabei einfanden, in Liederlichkeit aus und wurden eine Pflanzschule der ärgsten Laster. Berthold, der bei weitem noch nicht jene haarsträubenden Zustände vor Augen hatte, wie sie uns aus späterer Zeit namentlich ein Gebet- und Erbauungsbüchlein des siebenzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts[1]) schildert, begnügt sich, nur leise die Gefahren dieser ursprünglich unschuldigen Sitte anzudeuten (I, 481). Ein gewöhnlicher Gegenstand der Unterhaltungen im Heimgarten waren

---

[1]) Bei Birlinger a. a. O. S. 359 ff.

abergläubische Meinungen und Gebräuche,
die ja besonders unter den arbeitenden, ungebildeten Klassen viel verbreitet waren (II, 18). Mancherlei „Zauber" wurde namentlich von besorgten Müttern vor und nach der Geburt eines Kindes angewandt[1]), auch von eifersüchtigen Frauen, um sich der Treue ihrer Männer zu versichern; sie glaubten, diesen das Herz aus dem Leibe zaubern und die Stelle mit Stroh ausfüllen zu können (II, 71)[2]). Es sei darum fast ein Wunder, meint Berthold, daß die Männer nicht den Verstand verlieren oder aussätzig werden vor großem Zauber, den ihnen die Weiber anthun (II, 18. 71). Aberglaube heftete sich von jeher gern an religiöse Gegenstände und Gebräuche, nicht wegen einer innern Verwandtschaft, sondern weil Gegensätze sich zu berühren pflegen. Durch Gebet, namentlich durch Hersagen des 108. Psalmes, der die iskariotischen Verwünschungen enthält[3]), wähnte man, einen verhaßten Menschen unter die Erde bringen zu können (I, 67. 547). Solche „Mordbeter" gibt's bekanntlich heute noch. Das Zaubern mit der h. Hostie (I, 205. 454. II, 71) wird im ganzen Mittelalter häufig erwähnt. Die h. Communion glaubte man im Nothfalle durch den Genuß von Brod, Erde, Gras ersetzen zu können. Namentlich zum Tode Verurtheilte, welchen man die h. Wegzehrung nicht reichte, und sterbende Krieger auf dem Schlachtfelde bedienten sich dieses Mittels (I, 303. II, 89). Wackernagel[4]) führt den auch in Frankreich und Italien nachweisbaren Brauch auf den alten Heidenglauben zurück, daß die Erde aus dem Fleisch eines göttlichen Urwesens (Ymir) gebildet sei. Die Nothtaufe nahmen schlecht Unterrichtete, wenn kein Wasser vorhanden war, mit Asche, Ameisenhaufen, Sand und Erde vor (I, 298. II, 85), in der Meinung, daß der Mensch darin könne getauft werden, worin Christus begraben worden[5]). Man „taufte" zu abergläubischen Zwecken Todtengebeine, Frösche, Kröten, Puppen aus Metall, Holz oder Wachs. Diese hießen Atzemann (I, 298. II, 70. 85. 147). Der Atzemann wurde in die Luft gehängt, in's Wasser getaucht, am

---

[1]) Vgl. Birlinger ebend. S. 238 ff.

[2]) Vgl. hierzu Grimm, D. Mythol. S. 1034. 1001:

Daz sint allez gelogeniu maere
Daz ein wip ein man über schrite
und im sîn herze ûz snite,
wie zaeme daz einem wibe,
daz si snite ûz einem lîbe
ein herze, und stieze dar in strô,
wie möhter leben ode werden frô?

[3]) Z. B. V. 8: „Seine Tagen mögen wenige werden".

[4]) In Haupt's Zeitschrift. 6. Band.

[5]) Augusti, Denkwürdigkeiten aus der christl. Archäologie. Bd. VII, S. 207.

Feuer gebäht, mit Nadeln durchstochen, unter die Thürschwelle vergraben; der, auf welchen es abgesehen war, mußte alle Qualen des Bildes empfinden[1]). In der Samstag-Nacht haben die Seelen im Fegfeuer Ruhe (II, 159). Von Teufelsanbetung ist öfters die Rede. Sich dem Teufel verschreiben um Geld und Gut (I, 342), ist Thorheit, denn der Teufel kann dir keinen Pfennig geben, er ist selbst ein armer Schlucker. Etliche sagen, sie führen zum Himmel oder zur Hölle und sähen da, wie es um den Menschen stehe. „Sie gehen zu einfältigen Leuten und sprechen: Sehet, liebe Frau, euer Wirth, oder euer Vater, oder euere Mutter, die sind in der Hölle; ihr könntet ihnen gar wohl von dannen helfen mit leichten Dingen, mit fünf Schilling oder mit einem Rock oder mit zwei Schuhen." So erzählt Jörg Wickram im Rollwagenbüchlein[2]) von einen Schüler, der einer einfältigen Bäuerin weis macht, er komme aus dem Paradies, wo es ihrem seligen Manne recht übel ergehe. Er erhält dann von der Frau den Auftrag, dem Verstorbenen Geld und Kleidungsstücke zu bringen. Diese Menschen, sagt Berthold, sind entweder Betrüger oder vom Teufel Betrogene (II, 18. 34. 44). Ohne Zweifel handelt es sich hier um die von den Arabern in Spanien (Toledo) und Süditalien (Apulien) erlernte Schwarzkunst, Nekromantie, deren sich besonders die fahrenden Schüler beflissen. Manchfachen Aberglauben knüpfte die Vorzeit an die Quatembertage. „So sprechen etliche Menschen, die nicht Besseres wissen, unser lieber Herr sitze zu Gerichte an dem Samstag in der Goldfasten, und man urtheile einem jeglichen Menschen, was ihm in dem Jahre (bis an die andern Quatember II, 34) geschehen solle, es sei übel oder gut (II, 17). Dasselbe sagte man vom S. Thomastag (II, 17); derselbe war daher wichtig für die Erforschung der Ereignisse des kommenden Jahres[3]).

Von sonstigem Aberglauben wird noch genannt Wahrsagen, Glaube an Nachtfrauen (Hexen) und Pilwiz (Kobolde), heilige Brunnen[4]), heilige Bäume[5]), heilige Gräber auf dem Felde (II, 70)[6]) böse Handgift und böser Angang (I, 264). Handgift war ein stillschweigend, unaufge-

---

[1]) Grimm, D. Mythol. S. 1045. — [2]) Hrsg. von H. Kurz. S. 179.

[3]) Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie. Bd. I. S. 122.

[4]) Die Quellen waren dem Heidenthum von Wassergeistern bewohnt und genossen daher noch lange Zeit eine abergläubische Verehrung, welche das Christenthum unterdrücken mußte. Grimm. a. a. O. S. 455 ff.

[5]) Ueber die ebenfalls aus dem Heidenthum stammende Verehrung heiliger, den Göttern geweihter, von göttlichen Wesen bewohnter Bäume handelt Grimm ebend. S. 613 ff.

[6]) Es sind wohl Hünengräber gemeint, an welche sich im Mittelalter verschiedene abergläubische Gebräuche knüpfen. Reste solchen Aberglaubens sollen in Schweden noch bis heute fortbestehen.

fordert gegebenes Geschenk, das nach dem Volksglauben gewisse Krankheiten hervorbringen oder heilen könne; Angang ein Vorzeichen, das bei Antritt eines Weges oder Geschäftes entgegenkommt: der Wolf, das siegbringende Thier Odins, hatte guten, ein Priester bösen Angang. Den Priestern mochte noch aus dem Heidenthum ein böses Omen anhaften. Wenn Einem ein Hase über den Weg lief, war es ein schlimmes, flog ein Maushabicht überweg, ein günstiges Zeichen (I, 264 f.)[1]).

Als Zaubermittel kommen vor Kräuter, z. B. beim Liebeszauber Betonie, die Schlüsselblume, eine der ältesten Arzneipflanzen von hohem Ansehen, Chrysam und namentlich Lüppe, was ursprünglich ein erlaubtes Heilmittel bedeutet, später aber den Begriff des Schädlichen, Zauberhaften erhält[2]): vergiftete Salbe. Noch im siebenzehnten Jahrhundert wurden in Hohenzollern Verordnungen gegen herumziehende Leute erlassen, welche Brunnen und Weihbrunnen in Kirchen mit Salbe vergiften, oder solche an Thüren und Mauern anstreichen, damit die Leute, welche die Salbe wegwischen, in wenig Stunden sterben müssen[3]).

Während Berthold all' diesen „Unglauben" auf's strengste verurtheilt, huldigt er selbst gewissen landläufigen Meinungen, welche zwar in der Gegenwart auch gewöhnlich zum Aberglauben gerechnet werden, im Grunde aber nur naturwissenschaftliche Irrthümer sind, weshalb dieselben passender unten zur Sprache kommen.

Gewerbe.

Nachdem der Abschnitt über Berthold als Socialpolitiker die christliche Auffassung des Gewerbslebens dargelegt hat, mögen hier noch einige Bemerkungen von vorwiegend culturhistorischem Interesse folgen, nämlich über die geschäftlichen Betrügereien der Handwerker und die Fälschung der Lebensmittel.

Schuster verkaufen Schuhe aus Hundeleder für solche aus Bockleder, brauchen ungegerbtes, faules Leder anstatt gutes und zähes, brennen dünne Sohlen, daß sie hart werden, und sagen: Seht, wie dick! — und wer dann die Schuhe trägt, geht kaum eine Woche lang darin (I, 17. 86).

Schneider stehlen den Kunden das Tuch vor ihren Augen; „denn er legt die Gêren lang an den Rock und schneidet dann das Breite unten an dem Gêren ab; so du wähnest, du habest es wohl bewahret, so hat er dir's gestohlen, du weißt heute noch nicht wie; und so du wähnest, du habest ein weites Gewand, so hast du es nicht" (I, 17). Der Galarock der Männer war nämlich unten faltenreich und ging bis auf die Füße. Die reichen Falten aber wurden dadurch erzielt, daß man

[1]) Grimm a. a. O S. 1072 ff.

[2]) Grimm ebend. S. 1103. — [3]) Birlinger a. a. O. S. 494.

an dem untern Theile des Rockes, vom Gürtel abwärts, Keilstücke (Gêren) einsetzte und ihn so erweiterte [1]).

Der Pelzer (Kürschner) „thut dasselbe an deinen kostbaren Bälgen; zähle sie hin und zähle sie her, er stiehlt dir dennoch davon" (I, 17).

Kleiderhändler nehmen einen alten, verschlissenen Hadern, der zu nichts mehr gut ist, als ein Loch in der Wand damit zu verstopfen, vernadeln ihn und machen ihn dick mit Stärke und verkaufen ihn als einen neuen Mantel (I, 16).

Gewandwirker veruntreuen die Stoffe, mischen Haar unter die Wolle, zerdehnen das Tuch, „damit es desto länger sei" (I, 146).

Wollspinnerinnen stehlen von dem Garn und feuchten das übrige an, damit es schwerer wiege, und der Eigenthümer den Verlust nicht merke (I, 87).

Kleinhändler (Pfragner) und Krämer „thun ihrem Amte selten recht", fälschen Waage und Gewicht, Oel und Unschlitt, und können sie nicht mehr thun, so kehren sie dem Apfel und der Birne das Faule hinunter und das Schöne heraus (I, 16 f.).

Zimmerleute und Steinmetzen arbeiten vielfach im Accord und übereilen dann die Arbeit, so daß sie kaum ein oder zwei Jahre aushält; im Tagelohn arbeitend sind sie träge (I, 147).

Bäcker brauchen verdorbenes Korn, backen nicht vollwichtige Waare, treiben das Brod mit Hefe auf und verkaufen so Luft für Brod (I, 16. 151. 216).

Zapfenzieher (Wirthe) betrügen die Leute mit verdorbenem Wein und Bier oder mit ungesottenem Meth, geben nicht das rechte Maß, mischen Wasser unter den Wein (I, 17. 151).

Metzger schlachten krankes Vieh und unzeitige, d. h. zu junge, Kälber, verkaufen Bockfleisch für Hammelfleisch, finniges für reines, auch verdorbenes Fleisch, das sie unter dem Felle bewahren, damit es weiß bleibe. „Darum sollten die Bürger von der Stadt gebieten, wenn man in Sommerzeiten ein Kalb oder ein Lamm schlachtet, daß man es zuhand ville und ihm das Fell ganz abziehe, und daß zwei oder vier biderbe Männer bezeugen, daß es zeitig sei, was sie da schlachten, und daß es gesund sei" (I, 16. 86. 150).

Die Gewerbepolizei lag in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts noch nicht in den Händen der Zünfte, sondern in den Händen des Stadtregiments, das die Patrizier („die Bürger von der Stadt") meist inne hatten. Daß die Bestimmungen der oft recht strengen Gewerbepolizei dennoch häufig übertreten und umgangen wurden, hat in der Unvoll-

[1]) A. Schultz a. a. O. Bd. I, S. 223 f.

kommenheit alles Irdischen, namentlich aber in den politischen und kriegerischen Wirren der damaligen Zeit seinen Grund, die natürlich auch auf diese Seite des gewerblichen Lebens störend und nachtheilig einwirken mußten.

Rechtspflege.

Wie sehr in der Zeit des Faustrechts die Rechtspflege darniederlag, ist bekannt und bedarf keiner weitern Erörterung. Es sei darum nur darauf hingewiesen, wie Berthold, der mehr als irgend ein Anderer die Folgen der Rechtsunsicherheit bei seinem Verkehr mit Leuten aus allen Ständen auf seinen Kreuz- und Querzügen mochte kennen gelernt haben, keine Gelegenheit vorübergehen läßt, den Hütern des Rechts, namentlich aber jenen Dynasten, welche sich die Gerichtsbarkeit kauften und dann nur als ergiebige Geldquelle betrachteten, das Gewissen zu schärfen, ihre Käuflichkeit und Liebedienerei zu strafen. Wo Berthold von guten Richtern spricht, „als Kaiser Heinrich und König Karl", sagt er: „Sie richten nicht, wie jetzt die Richter thun, die das Gericht nur darum kaufen, daß sie den Leuten ihr Gut absprechen. Vormals gaben sie Gut, daß man sie des Gerichtes erließe, oder richteten so, daß sie zum Himmel mit blutigem Schwerte fuhren. Deren sind viele, die also Richter waren, und deren sind jetzt gar wenige" (II, 100).

Vor Gericht wurde mit Geschrei geklagt (I, 88). Klagen heißt ursprünglich rufen, schreien[1]). Gesetzliche Strafen waren für Vornehme: in den Bann thun, in die Acht thun, von Recht und Gesetz ausschließen (êlôs und rehtelôs sagen), das Leben nehmen; für Niedere: hängen, Haupt abschlagen, radbrechen, brennen, an der Säule schlagen, an den Kirchzaun binden (I, 364). Eine bestimmte Reihenfolge scheint in dieser Aufzählung nur bei den Strafen ersterer Art eingehalten zu sein. Ehebruch wurde an Frauen mit Stäupen und Haarabscheeren bestraft (I, 557). Dieselbe Strafe, welche ursprünglich den Verlust der Freiheit bedeutete, verhängte das geistliche Gericht über den Gotteslästerer; auch das weltliche Gericht schlug demselben „Haut und Haar ab, gebunden an einer Säule", oder büßte ihn mit Geldstrafen (I, 267). Das Haarabscheeren war eine sehr beschimpfende Strafe und wurde bei groben Vergehen der Sklaven verhängt. Die Synode von Merida in Spanien im Jahre 666 verordnet, daß gegen Hörige der Kirchen „in keinem Falle das Gefühl empörende Strafen, wie das Abscheeren des Haupthaares, angewandt werden dürfen". Vorenthaltung verdienten Lohnes wurde „in etlichen Landen" mit sechs Schilling bestraft (I, 90). Diese Strafe bestimmt auch das Landrecht von Lungau im Salzburgischen am Ende des

[1]) Grimm, Rechtsalterth. S. 876.

siebenzehnten Jahrhunderts (II, 317). Augsburg, wo Berthold die betreffende Predigt hielt, kannte die Strafe offenbar nicht. Mit Hunden aus der Stadt hetzen wird erwähnt, ebenso der Gebrauch, durch Eideshelfer sein Recht zu erweisen.

Auffallender Weise spricht Berthold nirgendwo ausdrücklich von dem schlimmen Einflusse des neu eingeführten römischen Rechts, während Cäsarius von Heisterbach schon zu Anfang der zwanziger Jahre des Jahrhunderts die bittersten Klagen darüber führt, welche er mit dem Hinweis auf die unter den gelehrten Juristen herrschende Corruption und den durch Mißbrauch des heidnischen Rechts bereits damals herbeigeführten Ruin des Bauernstandes der Rheingegenden nur allzu leicht zu begründen vermag. Jene Klagen über die gelehrten Juristen wiederholt um's Jahr 1300 Trimberg's Renner, der auch schon das Sprüchwort: „Juristen, böse Christen" kennt[1]). Vielleicht ist es nur Zufall, daß der Gegenstand in den wenigen deutschen Predigten Berthold's nicht zur Sprache kommt.

Astronomie und Weltkunde.

In seinen Ansichten über die Anordnung und Bewegung der Himmelskörper folgt Berthold natürlich, wenn auch im Einzelnen etwas abweichend, dem vor Copernicus herrschenden System des Ptolemäus. Wie auch andere Gelehrte des Mittelalters[2]) — vielleicht nicht unbeeinflußt durch die uralte Sage von dem Weltei, aus welchem alle Dinge entstanden — vergleicht Berthold die vom Sternenhimmel umschlossene Welt mit einem Ei: die Schale ist der Himmel, das Eiweiß sind die Lüfte, der Dotter ist die Erde, welche Kugelgestalt hat. Da nun der Himmel sich beständig dreht, das Firmament aber unsäglich schwer ist wegen seiner ungeheuern Weite, so wäre es durch die Schwere in so schnellen Lauf gekommen, daß es zerbrochen wäre. Darum schuf Gott sieben Sterne, seinen Lauf zu hemmen. Das Firmament hat seinen Lauf von Osten nach Westen. Den sieben Sternen aber gab Gott ihren Lauf von Westen nach Osten, und die „kriegen" mit aller ihrer Kraft gegen das Firmament, weshalb sie auch die „irren Sterne" heißen (II, 234). Weil aber das Firmament zu schwer ist, zieht es die Sonne und den Mond und die übrigen Planeten mit herum, wie auch die Fixsterne. Und so läuft nun der Himmel mit den Planeten und einem großen Theil der andern Sterne um und um. Die jetzt über uns sind, sind zu Mitternacht unter uns, so daß man, wenn es möglich wäre, eine Grube durch die Erde hindurchzugraben, jetzt bei Tage durch die Erde

[1]) S. die Bamberger Ausgabe S. 15, 100, 103, 105.

[2]) Hurter, Innocenz III. Bd. IV. S. 606. Renner 19666 ff.

hindurch unten die Sterne am Himmel sähe. Darum sagen Einige, es sei eine Welt unter uns, deren Bewohner die Füße gegen uns gekehrt hätten. Aber das ist in keiner Weise der Fall: nihil est in fundamento. Die Erde sammt dem Meere schwebt in der Luft, wie ein Vogel, der sich auf einem Flecke schwebend hält, und sie ruht auf nichts, als auf der Kraft unseres Herrn (I, 80. 392 f.).

Berthold unterscheidet nach der gewöhnlichen Anschauung damaliger Gelehrten drei Himmel: coelum stellatum oder das Firmament, „an dem die (Fix-) Sterne stehen," coelum cristallinum und coelum empyreum. Im Vergleich mit dem Firmament erscheint die Erde wie eine Nadelspitze; in demselben Verhältnisse ist der Krystallhimmel größer als das Firmament, und der Feuerhimmel größer als der Krystallhimmel (I, 235.) Die drei Himmel sammt den Planeten sind so geordnet, daß man von der Erde der Reihe nach zuerst an den Mond, „den allerniedersten Stern, der am Himmel ist," dann an den Mercur, die Venus, die Sonne, den Mars, den Jupiter, den Saturn, von da an den Fixstern-Himmel, den Krystallhimmel und den Feuerhimmel kommt (I, 180. II, 246). Der Mond ist so groß wie der 29.[1]) Theil der Erde, so sagen wenigstens die Meister, die davon lesen; ob es wirklich so ist, bleibt dahingestellt. Trifft es sich nun, daß der Mond auf seinem Lauf unter die Sonne zu stehen kommt, so gibt es eine theilweise oder eine vollständige Sonnenfinsterniß. Dann meinen die ungelehrten Leute, die Welt ginge unter. Aber das haben die Meister, die von den Sternen lesen, wohl „experimentet", daß das nun Niemand fürchten darf. Wie weit aber von einem Stern zum andern, und wie groß jeglicher sei, das befehlen wir Gott (I, 400 f). Denn die heidnischen Meister lesen zwar Wunder über Wunder, wie manch tausend Meile es sei bis an den Himmel, daran die Sterne stehen, und haben das alles geschrieben und haben wunderviel danach getrachtet, aber sie sprechen nur aus Einbildung und wissen in Wirklichkeit gar nichts davon, weder klein noch groß (I, 179. II, 246). Die Umlaufszeit des Saturn beträgt dreißig Jahre[2]); darum heißt er der träge Stern, saturans, Satjâr = satt an Jahren (II, 237). Berthold folgt hier dem Mönche Bridfert von Ramsey in seiner Glosse zu Beda's Schrift De natura rerum: Vel Saturnus appellatur quod saturetur annis. Der Name ist indeß von serere abgeleitet, weil Saturnus ursprünglich als Gott der Saaten verehrt wurde.

[1]) Im Latein. steht der 39. Theil (siehe Jakob S. 171). Beides ist unrichtig; denn der Durchmesser der Erde (Erdachse) ist 1713, der des Mondes 454 Meilen groß; der cubische Inhalt des Mondes aber beträgt 1/54 von dem der Erde, und die Oberfläche des Mondes 0,070 von der Erdoberfläche.

[2]) Genauer 29 Jahre 166 Tage und 23 Stunden.

Nach der Vorstellung des Mittelalters hatten die Sterne größten Einfluß auf alle drei Reiche der Natur: der eine bringt Korn, der andere Weizen, der dritte Hafer, der vierte Gerste, der fünfte Wein, der sechste Birnen, der siebente Aepfel; der gelbe Blumen, der rothe Blumen, der Muscat, der Pfeffer, der Kardamome (ein Gewürz), der Zibeben, der dieses, der jenes . . . sie haben Kraft über die Vögel in den Lüften, über die Fische in der Woge, über die Würmer in der Erde, über die Thiere im Walde, über alles edele Gestein, über Wetter und über Wasser und über alle Dinge, nur nicht über den freien Willen des Menschen (I, 506. 64). Fehlte nur der allerkleinste Stern am Himmel, so müßte alles, was auf Erden ist, darunter leiden. „Alles, was da wächst, das wäre ohne Kraft und desto mangelhafter; und alles, was lebendig ist, Menschen, Vögel, Thiere, Fische, das wäre alles an seiner lebenden Natur desto schwächer". Die Planeten aber haben größere Kraft als alle andern Sterne (II, 234. vgl. I, 51). Besondere Wichtigkeit hat der Saturn in dem Jahre, wo der Mars mit ihm aufgeht, der Krieger und Streiter. Dann kommt Streit und Kampf und Sterben und Morden und Pest und Hunger (I, 63 f.).

Im Mittelpunkte der Erde, wo dieselbe am sumpfigsten ist, befindet sich die Hölle. Ebenfalls in der Erde, aber weniger tief als die Hölle, ist das Fegfeuer (II, 264).

Am besten zeigen die beiden Predigten „Von dem Wagen" und „Von den sieben Planeten", wie Berthold durch allegorische Deutung seine astronomischen Kenntnisse zu verwerthen, wie viel Schönes und Nützliches er aus dem geheimnißvollen Buche des Sternenhimmels seinen Zuhörern vorzulesen wußte.

Naturkunde.

Wie in der mittelalterlichen Wissenschaft überhaupt, so war namentlich in den Naturwissenschaften das Traditionelle vorherrschend: man reproducirte im Wesentlichen nur, was von den Alten an gediegenen Erkenntnissen oder fabelhaften Meinungen überliefert war. Die Hauptquelle für Naturkunde war Plinius, welchen Berthold in dem von dem Grammatiker C. Julius Solinus im dritten Jahrhundert angefertigten Auszuge kennt. Daneben benutzt er das Speculum naturale des Vincenz von Beauvais[1]). Die Pflanzenkunde, deren Spuren überhaupt im Mittelalter selten sind[2]), scheint Berthold trotz seines feinen Natursinnes und seiner überraschenden Beobachtungsgabe fremd geblieben zu sein. Seine Mittheilungen beschränken sich hier auf die gelegentliche

[1]) Jakob a. a. O. S. 132. — [2]) Hurter a. a. O. S. 589.

Erwähnung des räthselhaften Sodomsapfels. Dagegen mögen einige Bemerkungen zur Mineralogie und Thierkunde Platz finden.

Der Krystall ist aus Wasser zu Stein geworden, aber es ist unmöglich, ihn wieder zu Wasser zu machen (I, 243). Nach dem Steinbuch von St. Florian ist er aus Eis entstanden, und Volmar in seinem Lapidarius empfiehlt, ihn in einem Ringe als Schutzmittel gegen Frostschaden zu tragen. Den Diamant können alle Hämmer der Welt nicht zerschlagen, sondern er kann nur durch zwei Mittel erweicht werden (I, 418), nämlich durch Bocksblut (II, 143) und geschmolzenes Blei (Volmar). Schon die Alten hegten diesen Glauben. Die älteste Steinkunde war im Orient, in Ostindien zu Hause, von wo dem Alterthum die kostbarsten Edelsteine zugeführt wurden. [1]) Den Edelsteinen wurden, wie den Kräutern und gewissen Worten (Zauberformeln), Arzneikräfte zugeschrieben, und es ist bekannt, daß dieselben vielfach in der Medicin Verwendung fanden (II, 84). Oefters heißt es, daß „edel Würze, edel Gestein und edel Wort" von Gott die Kraft haben, gesund zu machen — „wer es nur kennt" [2]). Die in den letzten Worten ausgesprochene Verwahrung wird von den Lobrednern dieser vermeintlichen Naturkräfte selten vergessen.

Die Spinnen zählen zu den giftigsten Thieren; unter acht Arten ist aber die grüne Spinne die schlimmste (I, 71. 543). Der Athem des Raben ist unrein (I, 423); darum und wegen seiner krächzenden Stimme und schwarzen Farbe bedeutet der Rabe den Teufel. Er ist auch in der Sage ein teuflisches und Unheil verkündendes Thier. Der Meerpolyp wird beschrieben als ein Fisch mit acht Füßen, an jedem Fuß dreihundert Munde. Er zieht die Menschen aus dem Schiffe in das Wasser, nicht um sie zu verschlingen, sondern ihnen das Blut auszusaugen (II, 263). Die Katze gilt als ein sehr gefährliches Thier, namentlich im Sommer: sie leckt an einer Kröte, bis dieselbe blutet; durch das verschluckte Gift und den dadurch entstandenen Brand, der die Katze in einen ganz elenden Zustand versetzt, in welchem ihr auch die Haare ausfallen, durstig geworden, geht sie hin und trinkt Wasser, und wenn dann die Leute solch' verunreinigtes Wasser zum Kochen benutzen, so werden sie oft lebenslänglich krank oder sterben eines jähen Todes. Manchmal trinkt die Katze so gierig, daß ihr eine Zähre aus den Augen

[1]) Siehe den Artikel von A. Kaufmann über das von Lambel herausgegebene Steinbuch Volmar's in der Liter. Rundschau 1878, No 7 und einen Aufsatz desselben Verfassers in Pick's Monatsschrift. VI. 2. Heft.

[2]) Dem Zwergkönig Goldemar legte das Mittelalter den Ausspruch in den Mund: Christianos fidem in verbis, Judaeos in lapidibus pretiosis et Paganos in herbis ponere.

in das Waſſer fällt, oder daß ſie darein nießt, wer das dann trinkt, hat den grimmigen Tod davon. Auch ihr Athem iſt gar ungeſund I, 402. 405). Möglich, daß hier die ſchlimmen Folgen des unvorſichtigen Trinkens „im Sommer" dem unſchuldigſten Hausthiere zur Laſt gelegt werden, was die Katze wohl der Rolle, die ſie in der Mythologie und Sage ſpielt, zu verdanken hat. Die Eidechſe iſt ſo giftig, daß man ſie nicht mit bloßer Hand anfaſſen ſoll; ſie bleibt nimmer ſtill liegen, ſondern kriecht immer weiter und weiter, und kommt ſie in eines Königs Haus, ſo bleibt ſie da. Berthold führt dafür Sprüchw. 30, 28 an: „Die Eidechſen gehen auf Händen, und ſie weilen in den Paläſten der Könige." Man erinnert ſich hier auch der oberdeutſchen Sage, die Eidechſen ſeien verwünſchte Prinzeſſinnen, die wegen ihrer Eitelkeit von Zauberern in ſolche Thiere verwandelt wurden[1]). Der Schrift des h. Ambroſius über das Sechstagewerk entnimmt Berthold die hübſche Sage: wenn die Nachtigall das Ei gelegt hat, ſo ſitzt der Vater vor dem Ei und ſingt mit ſeiner ſüßen Stimme dagegen, bis ein ſchöner Vogel daraus wird (I, 302. II, 88).

Arzneikunde.

Daß der Regensburger Minorit ſogar in der Medicin nicht unbedeutende Kenntniſſe verräth, erklärt ſich ſowohl aus dem damals üblichen Studiengang, der den Jüngling zunächſt auf allen Gebieten heiliger und weltlicher Wiſſenſchaft reiche Kenntniſſe ſich ſammeln ließ, um ihn erſt ſpät ſeinem Berufsfache zuzuführen, wie durch den Gebrauch encyklopädiſcher Werke, die es ſelbſt weniger Gebildeten ermöglichten, ſich eine Menge verſchiedenartiger Kenntniſſe zu erwerben.

Als die größten Autoritäten in der mediciniſchen Wiſſenſchaft nennt Berthold (I, 517. II, 49) vor allen Hippokrates; dann Galenus, Conſtantin von Afrika, geſt. wahrſcheinlich im Jahre 1085 oder 1087 als Mönch zu Monte Caſſino, Avicenna, der berühmteſte aller arabiſchen Aerzte, geb. 1037, Macer Floridus, eine wahrſcheinlich von Odo von Meudon oder von Meune an der Loire im Anfang des zwölften Jahrhunderts in Verſen verfaßte Schrift, welche die Heilkräfte von Kräutern, Gewürzen und Arzneien beſchreibt, und deren Haupttitel war: De viribus oder De naturis herbarum; den zweiten Titel, Macer Floridus, führte ſie zur Erinnerung an den römiſchen Dichter gleichen Namens. Die Schrift ſtand das ganze Mittelalter hindurch in großem Anſehen und wird von Vincenz von Beauvais häufig citirt. Berthold hat ſie ſelbſt nicht in Händen gehabt, denn er hält den „Herrn Macer Flori-

[1]) Wolf, Beiträge. Bd. II. S. 447.

dus" für einen Arzt[1]). Endlich Bartholomäus von Salerno aus der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts, Schüler des Constantin von Afrika. Sein Hauptwerk: Introductiones et experimenta in practicam Hippocratis, Galieni, Constantini, graecorum medicorum wurde schon im dreizehnten Jahrhundert in's Deutsche übersetzt[2]). Die genannten Aerzte „waren die allerhöchsten Meister, die von Arznei je lasen, und haben alle Künste erfunden und erdacht, die von Arznei jemals ersonnen wurden" (I, 517). Aus ihnen wird Berthold denn auch mittelbar oder unmittelbar geschöpft haben, so daß, was er aus der Physiologie, Anatomie, Diätetik und Pathologie mittheilt, den Stand der wissenschaftlichen Medicin im dreizehnten Jahrhundert ahnen läßt.

Der menschliche Mikrokosmus — der Mensch ist nämlich „der Erde ein kleines Stück" — besteht aus den vier Grundstoffen Feuer, Wasser Luft und Erde. Dies gilt zwar nach hippokratischer Lehre auch von allen übrigen lebenden Wesen, doch hat Gott die Menschen anders geschaffen als die Thiere, indem er in den Menschenleib eine auf das inwohnende geistige Wesen und auf die übernatürliche Bestimmung des Menschen hindeutende Symbolik hineinlegte. Der Mensch hat nämlich fünf Finger an jeder Hand, fünf Zehen an jedem Fuß, der Kopf besteht aus fünf Stücken, die Augen, die Nase ebenfalls, alles, um anzudeuten die fünf Pfund, welche Gott uns anvertraut hat (II, 25). Wir haben hier eine frühzeitige Spur der Zahlensymbolik, die später eine größere Rolle in der Medicin spielte. Während alle Adern nach der Lehre der hippokratischen Schule von Aorta und Hohlvene ausgehen, kommen nur die in den Goldfinger auslaufenden (direct) vom Herzen (II, 193). Diese irrige Meinung von einem Sonderursprung der Adern des vierten Fingers unmittelbar aus dem Herzen gab nach dem Zeugnisse der Alten, z. B. des Aulus Gellius, auch des h. Isidor, Veranlassung, diesen Finger zum Träger des Ringes der Treue zu machen[3]). Die Zurückweisung der volksthümlichen, aber falschen Ansicht, daß man in dem Maße stärker und gesünder werde, als man esse und trinke, veranlaßt Berthold zu einer Darlegung des Ernährungsprocesses (I, 432. II, 204), die freilich großentheils auf mangelhaften physiologischen und anatomischen Kenntnissen beruht. Der Magen, sagt er, ist mitten im Leibe und nimmt zuerst die Nahrung auf. Es verhält sich aber mit dem Magen wie mit

---

[1]) In Folge eines ähnlichen Irrthums pflegen die Prediger des Mittelalters, wo sie Mittheilungen des griechischen Tractates „Physiologus" aus der Thierkunde verwerthen, einen „Meister Physiologus" zu citiren. Cruel a. a. O. S. 256.

[2]) Häser, Lehrbuch der Geschichte der Medicin. Dritte Bearbeitung. I. Band.

[3]) Schmid, Histor. Katechismus. 8. Aufl. Bd. III, S. 199.

dem Kochtopf über dem Feuer: ist dieser allzu voll, so läuft die Speise über oder brennt an, in beiden Fällen verdirbt sie; nur wenn der Topf im rechten Maße gefüllt ist, kann die Speise gut durchwallen und gar werden. Das Feuer am Kochtopf des Magens ist die Leber; die liegt am Magen und hat große Hitze und macht, daß der Magen alles sieden kann, was der Mensch ißt und trinkt. Wenn nun der Magen in der rechten Weise gefüllt ist, so wird die Speise wohl gesotten und wird zuträglich und gesund, so daß dann das Hausgesinde des Leibes, das sind die Adern, Glieder, Gehirn, Blut, Mark, Fleisch, Herz und Gebein, davon wohl gespeist und kräftig werden. Ist zu wenig im Magen, so wird der Leib zu wenig genährt und bleibt unkräftig; dennoch ist es besser, daß er etwas zu wenig, als daß er zu viel habe. Denn wenn der Magen zu voll ist, mag die Leber noch so heiß sein, die Speise muß ungesotten bleiben: der Magen geht dann entweder über, oder die Speise brennt im Magen an; in beiden Fällen entstehen Krankheiten. Geht der Magen über, oder wird, wie Berthold den Ausdruck in der 52. lateinischen Rede des Commune Sanctorum erklärt [1]), die Speise ungenügend verdaut, und in Folge dessen die Blutmaterie nicht gut ausgekocht, und gelangen dann die ungesunden Säfte in den Kopf, so kann der Mensch schwachsinnig werden, das Gehör verlieren, den Staar bekommen, oder wenigstens irgend eine Augenkrankheit sich zuziehen, triefäugig oder glasäugig werden. Gelangen die Säfte zwischen Haut und Fleisch [2]), so entsteht Wassersucht, Aussatz, Gelbsucht oder sonst eine Unfläthigkeit, wodurch man sich selbst und andern Leuten zum Ekel wird. Dringen die Säfte in's Geäder, so verursachen sie Zittern der Hände; in die Glieder, so wird man lahm oder bettlägerig. Brennen aber die Speisen im Magen an, d. h. bleiben sie unverdaut im Magen liegen, so muß es von dir siechen mit „Suht“ [3]) oder Fieber (biever), oder dem täglichen oder drei- oder viertäglichen Riten, oder es verursacht Kopfweh oder sonst eine vielleicht tödtliche Krankheit.

Salz ist als Nahrungswürze ungesund, namentlich im Brode: „Je besser gesalzen, je näher großem Siechthum oder dem Tode.“ Darum wird es den Bäckern sehr übel angerechnet, die Salz in's Brod thun (I, 151). Der Ausdruck: „Wir lesen nicht, daß Salz in irgend

---

[1]) Jakob a. a. O. S. 169.

[2]) Die entsprechende lateinische Rede sagt: in die Leber und von da in die andern Glieder.

[3]) Suht ist das allgemeine Wort für Krankheit, bedeutet aber insbesondere Pest, Aussatz, Fieber, rheumatisches Uebel, Tobsucht. Riten von ritan (reiten) scheint vorzüglich das kalte Fieber zu sein. Dasselbe wird wie ein Alb betrachtet, der den Menschen reitet, rüttelt und schüttelt. Grimm, D. Mythol. 1107.

einer Speise so ungesund sei wie im Brode," läßt schließen, daß Berthold nicht ein gemeines Vorurtheil, sondern eine Ansicht der medicinischen Wissenschaft ausspricht. Saufleisch ist Wöchnerinnen und solchen, die zur Ader gelassen haben, schädlich (I, 16). Im Anschluß hieran möge die für Feinschmecker nicht unwichtige Bemerkung Platz finden, daß es nicht mehr als neunerlei verschiedenen Geschmack in den Speisen gibt. „Sie kochen's hin, sie kochen's her, sie braten's hin, sie braten's her, wie sie es martern, so gibt es doch nicht mehr als neunerlei Geschmack" (I, 220).

Der Aussatz wird manchmal angeboren, öfters aber hat er eine andere Ursache (II, 205), z. B. Völlerei, wie bereits erwähnt, oder unsittlichen Lebenswandel. Manche werden in Folge unzüchtigen Lebens lahm, Andere blind (I, 435). Durch heftigen Zorn kann man gichtbrüchig werden (I, 106). Der Athem des Fallsüchtigen ist ansteckend; deshalb hüte man sich, einem in Krämpfen Liegenden nahe zu kommen (I, 518). Worauf beruht die (von Berthold verworfene) Meinung, mit dem „Riten" könne man keine Sünden abbüßen (I, 509)?

Die hohen Meister haben die Kunst, daß sie an einem Glase des Menschen Natur und Siechthum und die zweckmäßigen Heilmittel erkennen (Hydroscopie I, 153). Als unheilbar gilt Fallsucht — „wer die fallende Sucht hat über 24 Jahre," d. h. wer sie in einem Alter von mehr als 24 Jahren hat; denn wenn die körperliche Entwickelung des Menschen abgeschlossen, ist wenig Hoffnung mehr auf Heilung dieser Krankheit — Todschlaf, alter Aussatz, alter Harnstein, altes Siechthum in den Lenden, Gehör- und Sprachlosigkeit: „die lange ungeredet und sprachlos sind gewesen, als Altstumme . . . der lange gehörlos ist gewesen" (I, 517 f. II, 49 f.). Vom alten Harnstein wird zugegeben, daß er allenfalls heilbar sei, aber der müßte ein guter Meister sein, der ihn heilen könnte, und müßte auch ein gut Theil Arznei versuchen und schneiden. „Da reden wir Priester nicht von; wir Priester sollen von schneiden nicht reden." Die Wundarzneikunst war nämlich dem Klerus untersagt. Der Todschlaf ist eine Krankheit gar wunderlicher Art. Wer dieses Siechthum hat, der liegt und schläft und schläft, bis ihm die Seele ausgeht. Und er ist durch kein Mittel zu wecken, weder durch Süßes noch durch Bitteres. Wenn man ihn wecken könnte, was zuweilen gelang, so würde der Kranke gesund. Hat aber das Siechthum überhand genommen, so bringt man es wohl dahin, daß der Kranke die Augen für einen Augenblick aufschlägt, aber sofort liegt er wieder in tiefem Schlafe. Man hat alle möglichen Mittel versucht, sogar den Kranken die Augenwimper ausgerissen — „das thut über die Maßen weh" — aber es gelang nicht, sie am Leben zu erhalten (I, 259).

Berthold nennt folgende Zeichen der nahen Auflösung: wenn der Kranke sich gegen die Wand kehrt und Niemand sehen will; wenn ihm die Augen im Kopfe „gespitzt“ (starr) sind; wenn ihm die Ohren kalt und farblos sind, und es stark darin rauscht; wenn ihm die Oberlippe kurz und hinaufgekrümmt, wenn die Zunge im Munde „zerfahren“ (gerissen) ist; wenn die Zähne gelb geworden sind und wackeln, der Athem übeln Geschmack hat (II, 46), die Fingerspitzen und Nägel schwarz geworden sind; wenn der Kranke die Arme nicht ruhig liegen läßt, sie hin und her wirft; wenn er die Beine an sich zieht oder von sich streckt; wenn die Füße kalt geworden; wenn er seine Lage verändert, daß er die Füße legt, wo das Haupt, und das Haupt wo die Füße liegen sollen; wenn er die Achseln beim Athmen auf und nieder zieht (I, 509. 514). Ferner: „Zum ersten greift der weise Meister dem Kranken an die Augenlider: rühren die sich nicht, daß sie still liegen, ist es ein Zeichen, daß der Kranke sterben will. Dann sieht er ihm unter die Augen: hat sich sein Antlitz verändert an Farbe und an Gestalt, das ist ein Zeichen, daß er sterben will . . : Er nimmt Ohrenschmalz und heißt es ein Kind in den Mund nehmen an die Zunge — das thut wohl ein Kind seinem Vater — ist das Ohrenschmalz süß, so ist es ein Zeichen des Todes. Denn das Ohrenschmalz ist gar bitter und soll bitter sein. Dann nimmt er ein Nießwurz und bläst ihm das in die Nase, nießt er nicht, so ist es ein Zeichen des Todes. Das soll aber Niemand thun. Das verbiete ich ganz und gar, daß Niemand dem Andern Nießwurz in die Nase blase . . . daß es Jemand an einem Siechen versuche, denn ihr könntet schuldig an ihm werden. Das soll Niemand thun, als ein Meister, der damit umgehen kann . . . Ist ihm eine Blatter an der Zunge, das ist ein Zeichen des Todes . . . So spricht der Arzt: »Könnt Ihr nicht schlafen?« so spricht der Sieche: »Nein ich.« Das ist ein Zeichen des Todes. Schwitzt er kalten Schweiß, das ist ein Zeichen des Todes“ (II, 46). Die meisten der genannten Todesanzeichen sind einzeln genommen wenig bedeutend, aber, in gewisser Weise gruppirt, nicht ohne Belang.

Die Aerzte sollen sich in ihrer Praxis gar sehr vor Pflichtversäumnissen hüten, denn es handele sich in ihrem Amte um Leib und Seele. Darum darf auch, wer kein guter Meister ist, sich die Ausübung der ärztlichen Kunst nicht anmaßen, oder er wird schuldig an den Leuten, an Allen, denen er auf's Gerathewohl Arznei gibt. Ein ungelehrter Chirurg verbleibe bei dem, was er bei einem andern Meister gelernt hat, nämlich äußere Verletzungen oder auch Geschwüre zu heilen, und hüte sich, in die innere Kunst hineinzupfuschen und den Leuten Tränke zu geben: das soll man solchen bei Acht und Bann verbieten. Insbesondere dürfen sie auch

keine Steinoperationen vornehmen (I, 154). Ein tüchtiger Arzt unternimmt schon um seines Rufes willen keine Cur, deren Erfolglosigkeit von vornherein feststeht; ein Quacksalber fragt danach nicht, sondern wagt alles, weil es ihm nur um's Geld zu thun ist (II, 46).

Vom kirchlichen Leben.

Um das in dem einleitenden Abschnitte dieser Schrift nur in dürftigen Umrissen gezeichnete Bild der kirchlichen Zustände des dreizehnten Jahrhunderts in etwa zu vervollständigen, folgt hier noch eine Nachlese zum Theil wenigstens auch culturgeschichtlich mehr oder weniger interessanter Nachrichten über das religiös-kirchliche Leben.

Obschon das Mittelalter vermöge seiner im Großen und Ganzen bewahrten unbefangenen Gläubigkeit und innigen Frömmigkeit sich in den Kirchen mehr wie zu Hause fühlte und darum sogar an den Stufen des Altares seines jugendfrischen Humors nicht ganz vergaß, so war doch der Kirchenbesuch im Allgemeinen ein erbaulicher: auf dem Wege zur Kirche zu schwätzen, galt schon für Sünde. Wenn daher Berthold öfters klagt, daß man in der Kirche scherze und lache wie auf einem Jahrmarkt, so darf man aus dergleichen starken Ausdrücken nicht auf einen vorherrschenden Mangel an Ehrfurcht vor dem Gotteshause schließen. Häufigen Störungen waren die Kirchen nothwendig schon darum ausgesetzt, weil die Kirchhöfe die Mittelpunkte des Marktverkehrs (I, 448) und der öffentlichen Lustbarkeiten waren, namentlich zur Aufführung der geistlichen Schauspiele dienten. Nichtsdestoweniger galten aber auch die Kirchhöfe immer als heilige Orte, deren Verunehrung eine besondere Sündhaftigkeit involvire. In dem Chore der Kirche durfte außer dem Klerus und den Ministranten Niemand sich aufhalten; daß die Frauen sich häufig dahin drängten (I, 447), hängt mit der frommen weiblichen Neugier zusammen, die gern auf den Altar sehen will, während nach kirchlichem Herkommen der Anblick des Altares durch den den Chor abschließenden, allerdings nicht selten durchbrochenen, Lettner den Laien entzogen war. Durch den Lettner sollen zwei Thüren in den Chor führen, wie auch im jüdischen Tempel zwei Thüren[1]) aus dem Heiligen in das Allerheiligste gingen (I, 446 f.). Beim Offertorium der h. Messe sollen die, welche es können, zum Opfer gehen (I, 499). Aber es gibt solche, welche die Kirche schon beim Beginn des ersten Evangeliums oder des Offertoriums verlassen (I, 502) und sagen: Wozu sollen wir opfern? Der Pfaffe ist doch reich genug (I, 499). Während des Gottesdienstes wurde vom Volke auch deutsch gesungen. Berthold billigt den „an einigen Orten" üblichen Gesang beim Credo, der

[1]) Richtiger: eine Flügelthüre.

mit den Worten anfing: „Ich glaube an den Vater, ich glaube an den Sohn meiner Frau St. Marien und an den heiligen Geist. Kyrieleis" (I, 498). Danach bedarf die Behauptung Wackernagels [1]) und Anderer, daß der Kirchengesang im dreizehnten Jahrhundert lediglich lateinisch gewesen und deutscher geistlicher Gesang nur außerhalb der Kirche geduldet worden sei, einer Einschränkung. Bei der Wandlung soll man beten: „Herr, durch Deine Minne, die Dich an Deine Marter zwang, so geruhe mir zu helfen, daß ich nimmer sterbe, eh' ich erwerbe Deine Huld, die ich mit meinen Sünden verloren han" (I, 459). Dieses Gebet ist wahrscheinlich ein kirchliches Volkslied, wie auch der Ruf der Armen Seelen (I, 333): „Hilf mir, Freund mein! Heute mein, morgen dein. Freund mein!" Notkers Lied „Media vita" wurde nicht bloß in den Kreuzzügen von den christlichen Heeren vor der Schlacht, sondern auch sonst von den Laien viel gesungen und war ihnen auch dem Sinne nach bekannt. Berthold citirt die erste Zeile, ohne sie zu übersetzen (I, 513). Die erste Strophe des aus dem dreizehnten Jahrhundert stammenden berühmten Pfingstliedes: „Nun bitten wir den heiligen Geist" kommt bei Berthold in zwei etwas verschiedenen Fassungen vor (I, 43. II, 63). Er empfiehlt dringend, dieses Lied, das Einige wenig schätzen, recht oft zu singen. Zwischen Ostern und Pfingsten wurde die Strophe Quaesumus auctor omnium um Bewahrung vor einem jähen Tode gesungen, der mitunter als Strafe einer unwürdigen Communion eintritt (II, 268). Die von Berthold gemeinte Strophe ist wahrscheinlich die vorletzte des Osterhymnus Ad regias agni dapes in der alten Fassung: Quaesumus auctor omnium — In hoc paschali gaudio — Ab omni mortis impetu — Tuum defende populum. Diese Strophe wurde den Hymnen in der Osterzeit vielfach als Schluß beigefügt [2]). Wohl irrthümlich bringt Berthold den Gebrauch in Beziehung zur h. Communion. Die Bitte um Bewahrung vor einem jähen Tode, welcher die Kirche auch bei den Bittgängen der österlichen Zeit Ausdruck gibt, ist vielmehr durch die Jahreszeit und ihre besondern Gefahren veranlaßt [3]). Für Liturgiker ist die Meßerklärung in der 31. Predigt besonders interessant. Die Deutung ist durchweg allegorisch und bezieht die einzelnen Theile und Ceremonien der h. Messe, wie es durch das ganze Mittelalter gebräuchlich war, auf bestimmte Momente im Leben und Leiden des Herrn.

---

[1]) Geschichte der D. Lit. S. 262 f.

[2]) Vgl. Mone, Lateinische Hymnen des Mittelalters. I, 218. Daniel, Thesaurus hymnologicus. I, 90. Expositio hymnorum. Coloniae, Quentel 1494 fol. XXXI a und fol. XXXII b.

[3]) Durantis (nicht Durandus) bei Benger, Pastoraltheologie. II, 346. Anm. 7.

Der Sacramenten-Empfang hatte zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts so sehr nachgelassen, daß die Kirche auf dem vierten Concil vom Lateran im Jahre 1215 sich genöthigt sah, die jährlich einmalige Beichte und Communion unter Strafe des Bannes anzubefehlen. Aber etwa ein halbes Jahrhundert später muß Berthold noch über zu seltenes Beichten Klage führen. Man entschuldigte sich mit der Ausrede, die im Concubinate lebenden Geistlichen würden die Beichte ihren Weibern offenbaren. Aber immerhin waren „Etliche so selig, daß sie noch heute" drei Mal im Jahre zu den Sacramenten gingen, einige sogar noch öfter (I, 456). Die für das Altarssacrament vielfach gebräuchlichen Benennungen: „Unseres Herrn Trost", „Unseres Herrn Blut" verwirft Berthold als zu irrigen Meinungen Anlaß gebend (I, 501). Die erstere konnte deshalb bedenklich scheinen, weil die Katharer ihre vornehmste Culthandlung mit einem ähnlichen Namen (Consolamentum, d. h. Tröstung) benannten; die letztere, weil sie der irrigen Lehre des Propstes Folmar von Triefenstein in Franken (um 1150), daß Christus im h. Altarssacramente nicht ganz unter jeder Gestalt, sondern unter der Gestalt des Weines nur das Blut des Herrn ohne sein Fleisch, und unter der Brodsgestalt nur das Fleisch Christi ohne sein Blut zugegen sei, Vorschub zu leisten schien. Der Empfang der h. Oelung wurde verschoben und versäumt, weil man glaubte, wer „geoleiet" worden sei, dürfe nicht mehr ehelichen Umgang haben, kein Fleisch mehr essen, nicht mehr auf die Erde treten (mit bloßen Füßen), das beim Empfange des Sacramentes benutzte Leintuch dürfe nicht mehr zu profanen Zwecken gebraucht werden (I, 304. II, 90); oft auch, weil die simonistischen Priester das Sacrament nicht unentgeltlich spenden wollten; sie verlangten dafür drei Schilling, nach unserm Gelde etwa vier Mark. Berthold beschreibt (I, 314), wie man die Firmung empfing: „So sich ein jeglicher Mensch will firmen lassen, der soll gehen zu einem weisen Manne, der Pfaffe oder Laie sei, und soll dem seinen Glauben vorsprechen. Der soll dann mit ihm zum Bischof gehen und soll sein Zeuge sein, daß er ein rechter Christ sei. Und derselbe kann ihm dann wohl die Firmbinde umlegen, denn er ist sein rechter Pathe." Die Firmbinde, deren ursprünglicher Zweck bereits oben, Seite 84, erwähnt wurde, bedeutet den Helm, den man einem Ritter aufbindet, so er in den Kampf soll, wodurch er desto kühner und mannhafter wird (I, 300). Aus einer Bemerkung in der 21. Predigt (I, 314) geht hervor, daß das auf der Firmpathenschaft beruhende Ehehinderniß nicht überall bestand; dasselbe wurde erst später zu einem allgemeinen Kirchengesetz erhoben. Die Taufe geschah noch durch Untertauchen (I, 127). Die brennende Kerze, welche dem Kinde nach der Taufe gereicht wird, bedeutet die Sonne; diese selbst müßte man dem Täufling, wenn's möglich wäre,

in die Hand geben, denn seine Seele ist licht geworden wie die Sonne (II, 86). Warnung vor clandestinen Ehen: „Man soll auch in den Winkeln keine Ehen haben oder machen, denn davon haben große Mühe beide, geistliche und weltliche Pfaffen und an den Curien, wo Bisthümer sind. Sie bringen einen Brief, er sei ein lediger Mann, so läuft sie hinwieder, und geschieht unterdeß, was alles besser wäre vermieden ... Wer euch (Frauen) vor den Leuten die Ehe nicht geloben will, deren Gelübde sollt ihr in dem Winkel nicht annehmen ... denn er will euch betrügen" (I, 317).

In Betreff der Heiligenverehrung ist zu bemerken, daß anscheinend zu Berthold's Zeiten noch die großen Heiligenfeste nicht mit vollen Octaven gefeiert wurden, sondern nur der erste und der achte Tag, wie es gegenwärtig noch bei dem Feste der h. Agnes der Fall ist. Berthold deutet den Gebrauch allegorisch. Nachdem er vorausgeschickt hat, daß man den Todestag der Heiligen darum so festlich begehe, weil Gott ihnen desselbigen Tages die ewige Freude gab an der Seele, fragt er: warum begeht man denn ihre Octav an dem achten Tage? und antwortet: damit erzeigte uns Gott, daß er ihnen am jüngsten Tage ihren Leib wiedergeben will, und daß er ihnen dann an Leib und Seele immer Wonne und Freude geben will (II, 95). In der Zahlensymbolik bedeutet nämlich acht die Auferstehung von den Todten und die ewige Verklärung der Auserwählten. Acht bedeutet die Erfüllung unserer Hoffnung [1]), sagt der h. Ambrosius. Die Gepflogenheit der mittelalterlichen Gelehrtenschulen, über den höhern Rang dieses oder jenes Heiligen zu disputiren, auf welche andere Asceten übel zu sprechen waren, wird von Berthold sehr milde beurtheilt, er nennt sie sogar einen nützlichen Krieg und einen guten Krieg und einen erfreulichen Krieg.

Als gebräuchliche Bußwerke werden genannt Vigilienhalten, Frühaufstehen, Villat (Geißelung), Wallfahrten nach Rom, St. Jakob, Aachen, Jerusalem und nach Preußen (zum Kampfe gegen die Heiden), Karine (carena, wahrscheinlich von quadragena, ein vierzigtägiges Fasten bei Wasser und Brod) und gewöhnliche Fasten (II, 248). Es gab fünferlei gesetzliche Fasten im Jahre neben denen, welche Manche aus besonderer Devotion Samstags oder während der sechs Wochen vor Weihnachten hielten (II, 249). Die vierzigtägige Fastenzeit wurde als der Gott pflichtmäßig zu entrichtende Zeitzehnte angesehen (II, 15): „Denn wenn man das Jahr zählt, so sind es viertehalbhundert Tage und fünfzehn Tage; darum fasten wir die vierzig Tage vor Ostern, und unserm Herrn geben wir die vier Tage zu, denn es wären sonst nur sechsunddreißig

[1]) Spei nostrae octava perfectio est.

age und ein halber," d. h. man brauchte streng genommen nur sechsddreißig und einen halben Tag zu fasten [1]). Die Golt- oder Quamberfasten aber halten wir, um Gott Leib und Seele dadurch zu weihen I, 14). „Der Leib ist von vier Stücken gemacht, von Feuer, Wasser, uft und Erde. So ist die Seele von drei himmlischen Kräften gemacht; nd darum hat man die zwölf Fasttage zu vier Zeiten getheilt in das ahr, daß wir damit bekennen sollen, wie uns Gott geschaffen hat und ie er uns Leib und Seele gegeben hat" (II, 15). Berthold leitet die oltfasten aus dem Alten Testamente her, wo man angeblich in jedem Monat einen Tag fastete [2]) (II, 14. 34), und sagt zur Erklärung des Namens: „denn sie sind besser als Gold und Silber und Edelgestein". Ist vielleicht „Golt" gleichbedeutend mit Gülte oder Gelt? Dann wäre Goltfasten = Zahlfasten = Frohnfasten. An den Quatembertagen wurden n vielen Gegenden die Frohnen, z. B. Roggengülten, entrichtet.

Ablaß wurde vornehmlich bei Predigten und Kirchweihfesten ertheilt. Noch heute bedeutet in einigen Gegenden Ablaß das Kirchweihfest, wobei zahlreicher Empfang der Sacramente stattfindet. Berthold gibt eine gute und faßliche Erklärung der Lehre vom Ablaß (II, 12).

Ueber das Institut der Sendgerichte heißt es: „Wenn man Gerichtstage (êhelichiu dinc) hat — hier und da heißt es christliches Gericht — so entbietet man dahin Alle, die in der Pfarre sind, und fraget männiglich, wie es um ihre Nachbaren stehe. Und wenn der Mensch da etwas verschweigt, worüber er unter dem Gehorsam befragt wird, sei es aus Gunst oder in Folge von Bestechung, oder weshalb immer er es verschweigt, so ist er in einer der fremden Sünden" (I, 217 f.). Man beachte, daß hier alle Pfarrgenossen, nicht bloß die vereideten Synodalzeugen oder Sendschöffen zur Anzeige verpflichtet erscheinen.

Die Kirchenbuße für Brandstiftung war, drei Jahre lang in jeder Woche drei Tage, nämlich Montags, Mittwochs und Freitags, zu fasten. Für Verbrennung einer Kirche dauerte dieselbe Buße fünfzehn Jahre: „das ist geschriebenes Recht" (II, 253).

Das unkirchliche, ehrlose Begräbniß der unbußfertig Gestorbenen sollte in der Weise vollzogen werden, daß man dem Todten mit einem gabelförmigen Holze, damit keine getaufte Hand ihn anrühre, einen an einem Seile befestigten Ring um das Fußgelenk legte, ihn durch ein unter der Schwelle her gegrabenes Loch aus dem Hause zog, das Seil

[1]) Diese sinnige Auffassung der Quadragesimalzeit begegnet schon beim h. Bonifatius, dessen Berechnung jedoch etwas abweicht. Siehe Binterim, Denkwürdigkeiten. II, 2. S. 594.

[2]) Ueber die unrichtige Ableitung der Quatemberfasten aus dem Alten Testament s. Binterim a. a. O. V, 2. S. 141.

einem Pferde an den Schweif band und ihn so hinaus an den Galgen oder auf ein ödes Feld schleifte und dort verscharrte. Grimm läßt es dahingestellt sein, ob diese Strafe im dreizehnten Jahrhundert noch vollzogen wurde.

Für die Geschichte der religiösen Kunst sind nicht ganz ohne Belang die Bemerkungen, daß man die Engel wegen ihrer ewigen Jugend als kleine Kinder von fünf Jahren (I, 221), den h. Petrus aber mit dem Himmelsschlüssel malt, „weil er ein Kämmerer ist der h. Christenheit mit der christlichen geistlichen Lehre und mit dem geistlichen Gericht (I, 360 f.). Dem h. Michael gibt man eine Waage in die Hand und heißt ihn den „Wëger", weil er uns „wiget" vor des Teufels Schrecken" (I, 366). Den letztern prägnanten Ausdruck erklärt eine Handschrift (II, 395) umschreibend also: „Das ist darum, daß er alle unsere Gutthaten getreulich behält und auf die Waage legt und uns behütet." Das Zeitwort „wëgen" hat nämlich die beiden Bedeutungen wägen und helfen, eigentlich das Gegengewicht halten, daher noch unser „gewogen sein". Als Verheißung eines gerechten Gerichtes nach dem Tode findet sich das Sinnbild der Waage schon auf sehr alten christlichen Gräbern. Auf Bildern des Weltgerichtes wurde dieselbe dem Erzengel Michael vielleicht deshalb in die Hand gegeben, „weil der Tag des h. Michael (29. Sept.) nahezu in die herbstliche Tag- und Nachtgleiche fällt unter dem Himmelszeichen der Waage . . . In jener späten Septemberzeit sind alle Früchte von der Ernte eingeheimst, und der Eigenthümer kann ihre Güte und ihre Fehler beurtheilen, die faulen wegwerfen, die guten behalten. Die Tag- und Nachtgleiche und Waage bedeuten die strenge Gerechtigkeit im Abwägen und Ausscheiden dessen, was in die lichte und was in die dunkele Seite fällt. Herbstzeit und Ernte aber bedeuten den Tod und die Zeit des Gerichts"[1]). Es sei auch darauf hingewiesen, daß nach der griechischen Sage Zeus das Loos der Menschen mit Hülfe einer Waage entschied, in welcher er die Geschicke abwog.

Schlußbemerkung.

Wenn man lediglich an der Hand der Predigten des Bruder Berthold versuchen wollte, sich ein Bild von dem sittlichen Zustande unseres Volkes zur Zeit des Interregnums zu machen, so würde wohl ein strenger Beurtheiler kaum noch dürftige Spuren von jenen edeln Zügen, welche Tacitus dem deutschen Volkscharakter nachrühmt, in den Schilderungen

[1]) W. Menzel, Christl. Symbolik. 2. Aufl. II, S. 529.

des mittelalterlichen Predigers wiederfinden und wahrscheinlich zu der Ansicht gelangen, daß jenes herrliche Erbe eines reichen Tugendschatzes im Laufe der Jahrhunderte unserm Volke ganz abhanden gekommen sei, und Ueppigkeit, Treulosigkeit, Habsucht und Ungerechtigkeit das ganze private und öffentliche Leben beherrscht habe. Indeß darf man doch, wie groß immerhin das Verderben in jener schlimmsten Zeit gewesen sein mag, nicht außer Acht lassen, daß es dem Bruder Berthold um nichts weniger zu thun war, als der Nachwelt eine allseitig treue, Licht und Schatten gerecht vertheilende Beschreibung der damaligen Sittenzustände zu überliefern. Er war Bußprediger und daher gewissermaßen von Amts wegen genöthigt, seinen Strafpredigten und Tugendvorschriften einen möglichst dunkeln Hintergrund zu geben, so daß uns fast nur die Schwächen und Schattenseiten am deutschen Volkscharakter des Mittelalters, eher übertrieben als gemildert, in Berthold's Predigten aufbewahrt sind. Immerhin aber bleibt die Thatsache eines großen sittlichen Verfalles bestehen, der in seinem Fortgange das deutsche Volk nothwendig seiner politischen Machtstellung gänzlich beraubt und es aus der Reihe der Culturvölker würde ausgeschieden haben. Das Christenthum, die katholische Kirche hat es vor diesem Schicksale bewahrt, und eines ihrer vornehmsten Organe bei dem Rettungswerke war der selige Bruder Berthold. Darum ist es eine von allen Kennern Berthold's ohne Unterschied der religiösen oder politischen Parteistellung anerkannte Ehrenschuld des deutschen Volkes, das Andenken dieses Mannes heilig zu halten und nichts zu unterlassen, um sein manchfach verunziertes Bild in ursprünglicher Schönheit wiederherzustellen. Die vorliegende Schrift sollte zu diesem Zwecke ein Scherflein beitragen. Des Werkes Vollendung ist erst von der Herausgabe der lateinischen Predigten Berthold's zu erhoffen.

Inhalt.

Seite.

Vorwort V

I. Politische und kirchliche Zustände um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts . 1

II. Berthold's Jugend. David von Augsburg. Apostolisches Wanderleben . . . 11

III. Berthold's Lebensende und Nachruhm. Charakteristik 19

IV. Berthold im Kampfe mit den herrschenden Lastern und Gebrechen seiner Zeit . 33

V. Berthold's Predigtweise 46

VI. Berthold als Socialpolitiker 64

VII. Berthold's Bedeutung für die Culturgeschichte des dreizehnten Jahrhunderts . . 80

Schlußbemerkung 114

Philipp van Marnix

Herr von Sanct-Aldegonde.

Inhalt.

Seite.

Vorwort V

I. Politische und kirchliche Zustände um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts . 1

II. Berthold's Jugend. David von Augsburg. Apostolisches Wanderleben . . . 11

III. Berthold's Lebensende und Nachruhm. Charakteristik 19

IV. Berthold im Kampfe mit den herrschenden Lastern und Gebrechen seiner Zeit . 33

V. Berthold's Predigtweise 46

VI. Berthold als Socialpolitiker 64

VII. Berthold's Bedeutung für die Culturgeschichte des dreizehnten Jahrhunderts . . 80

Schlußbemerkung 114

Philipp van Marnix

Herr von Sanct-Aldegonde.

Philipp van Marnix

Heer von Sant-Aldegonde.

Ein Lebensbild

aus der Zeit des Abfalls der Niederlande

von

Dr. P. P. A. Alberdingk Thijm,

Ord. Professor der Universität Löwen.

Köln, 1882.

Druck und Commissions-Verlag von J. P. Bachem.

Einleitung.

Die fruchtbare holländische Provinz Seeland, die Eilande, „Las Islas“ in den Depeschen des Königs Philipp II., birgt das von Wald und Feld und See umkränzte kleine Dorf Souburg. Dort steht in einem einsamen Gehöfte ein Obelisk, in welchen Immortellenkränze, ein Ritterwappen und die Inschrift: „Aan Marnix“ eingemeißelt sind. Dies ist das Grab Philipp's von Marnix, Herrn von Sanct Aldegonde, dessen Leben der Verbreitung des Calvinismus, sowie der Losreißung der Niederlande von der spanischen Herrschaft gewidmet war.

Wenige Männer gibt es in der Geschichte, über welche das Urtheil der Parteien so auseinander geht, ja, deren schlimme Eigenschaften so eifrige Vertheidiger gefunden, wie Marnix von St. Aldegonde. Alle erkennen an, daß er als Dichter und Schriftsteller die meisten seiner Zeitgenossen verdunkelte, als Staatsmann erfahren, als Feldherr nicht ohne Talent, mit einem Worte ein nicht gewöhnlicher Mann war. Aber eine Anzahl von weniger lobenswürdigen Eigenschaften, manche Thaten von zweifelhafter Sittlichkeit verursachten, daß selbst in den Niederlanden die Zahl derjenigen, die ihn genauer kannten, gering war, und daß um politischer Ursachen willen es gerathen erschien, den Namen Marnix nur flüsternd auszusprechen.

Neuerdings hat sich dies geändert. Durch eine Anzahl von Schriftstellern werden seine Thaten und Werke hoch erhoben. Man geht aus politischen Rücksichten sogar so weit, Marnix Gesinnungen unterzulegen, die er selbst geleugnet hätte, und die weder zu seinen Bestrebungen noch zu seinen Thaten passen: Gesinnungen religiöser Duldung, ohne welche seine eifrigsten Vertheidiger keine Einheit in seinem Charakter zu sehen belieben. Diese Herren gehen von dem Gedanken, vielmehr von dem Wunsche aus, daß in ihrem Helden keine Widersprüche bestehen dürfen, damit der Parteigänger für politische Unabhängigkeit auch als Apostel der Glaubensfreiheit erscheine. Das Meiste, was in der letzten Zeit über

Marnix geschrieben wurde, hat diese Richtung; dabei sind die eigenthümlichsten Urtheile zu Tage gekommen.

Holländische Schriftsteller, die sich am meisten über religiöse Vorurtheile wegzusetzen verstehen, wie z. B. der Historiker van Vloten, der eine neuere Geschichte mit der Epoche anfangen möchte, wo das Christenthum von der Erde verschwunden sein wird; belgische Autoren wie Theodor Juste, der in seinen Werken ein Streben nach Unparteilichkeit und Wahrheit zur Schau trägt und, in unbewußter Selbstkritik, Marnix' höchstes Lob im Vergleiche mit Ulrich von Hutten findet; ferner calvinistische Schriftsteller ohne Unterschied; die Herausgeber von Marnix' Schriften, die Herren van Toorenenbergen, Albert Lacroix, Alphonse Willems u. s. w. stimmen in den Hauptsachen und besonders in dem bezeichneten Streben überein.

Man schrieb in Belgien eine Preisschrift über Marnix' Leben aus, offenbar mit dem Hintergedanken, diesen unparteiischen Freiheitssinn bestätigt zu sehen.

Die Preisbewerber machten nun denjenigen Theil von Marnix' Werken, der eine Selbstvertheidigung gegen die Vorwürfe und Anschuldigungen seiner Zeitgenossen enthält, und sogar mehr oder weniger zweifelhafte Schriften zur Grundlage ihrer Beurtheilung von Marnix' Person.

Historische Thatsachen, welche ihrem vorgefaßten Urtheile widersprachen, wurden ebenso wie ein großer Theil von Marnix' Schriften, welche die Verhöhnung der katholischen Religion zum Zwecke hatten, als weniger wichtig erachtet und nur beiläufig berührt.

Mehrere dieser Preisschriften wurden gekrönt und mit Einleitungen von van Vloten veröffentlicht.

Ein einziger Mann, ein offener Feind des Katholicismus, der Franzose Edgar Quinet, hat sich nicht durch Worte verblenden lassen. Er faßt die religiöse Frage, welche Marnix' Leben von Anfang bis zu Ende beherrscht, wohl in's Auge und zieht aus seinen Thaten und Schriften den Schluß, welchen schon Aldegonde's Zeitgenossen gemacht: sein Hauptziel sei gewesen, „die katholische Kirche im Schlamme zu ersticken" und an ihrer Stelle eine sogenannte „Kirche Gottes" zu gründen.

I.

Marnix „unter dem Kreuze der Verfolgung".

Philipp van Marnix, Herr von Sanct Aldegondesberg, Souburg und Touwinck, wurde im Jahre 1538 zu Brüssel geboren; der Tag seiner Geburt ist nicht bekannt.

Sein Großvater, ein savoyischer Edelmann, war Schatzmeister der Statthalterin Margaretha von Oesterreich; sein Sohn, Philipp's Vater, folgte ihm im Amte.

Die Anlage zur Geldverwaltung scheint in der Familie erblich gewesen zu sein; denn auf Andringen des Ritters van Brederode wurde späterhin auch Philipp Schatzmeister der Geusen (quaestor aerarius gheusorum), d. h. Verwalter von Geldern, die theils auf ehrliche Weise, theils aus dem Erlöse von geraubtem Kirchengute, bei Gelegenheit der Bilderstürmerei, zusammengebracht wurden, und die von Zeit zu Zeit zur Besoldung der Häupter des Aufstandes dienten. So erhielt z. B. Wilhelm von Oranien im Jahre 1572 die Summe von 100,000 Kronen aus diesem Aerar.

Philipp's Mutter war aus dem Hennegau gebürtig und hieß Marie d'Emériconrt oder Haméricourt. Sie hinterließ ihrem Sohne den Titel eines Herrn von St. Aldegondesberg.

Als Philipp zu einem Jünglinge herangewachsen war, der das Vertrauen seiner Eltern zu verdienen schien, schickte sein Vater ihn an die hohe Schule zu Löwen. Dort wirkten damals sehr bedeutende Gelehrte, wie z. B. der Holländer Ruward Tapper, der sich auf dem Trienter Concil auszeichnete und an Carl V. eine Schrift über die wahren Ursachen des traurigen Zustandes von Belgien und die Mittel zur Verbesserung desselben richtete; Joost Ravestein (Tiletanus), der sich ebenfalls auf dem genannten Concil auszeichnete, Balduin van Rithove, der erster Bischof von Ypern wurde, u. s. w.

Man weiß nicht, ob Marnix mit diesen Männern in nähere Verbindung trat; aber mit einem andern Manne kam er dort in Berührung, den ein gleichzeitiger Schriftsteller einen „Sanct" nennt, „der nicht überflüssig heilig war," ihm allerlei verderbliche (wohl ketzerische) Schriften zugehen ließ, und die Reiselust in ihm erweckte, so daß er Löwen verließ und nach Genf zog, ohne seine Eltern, wie es scheint, davon in Kenntniß gesetzt zu haben.

Sein Zweck war, den „berühmten" Calvin kennen zu lernen, dessen Lehre er bald zu der seinigen machte. Calvin, der einige Jahre vorher in Frankreich die Toleranz gepredigt hatte, so lange er nicht selbständig auftreten konnte, war damals in Genf ein übermächtiger Tyrann, nicht nur in Glaubenssachen, sondern auch in socialer Beziehung geworden.

Vor seinem Willen sollte die kleine Republik sich beugen; strenge Strafen, ja selbst der Tod bedrohten jeden Widerspenstigen.

Er hatte die Gewohnheit, die von auswärts zu ihm kommenden Fremden rücksichtsvoller zu behandeln als die Genfer selbst. Diese systematische Bevorzugung der Fremden ward ihm auch vom Beginn seines Aufenthaltes an durch den Rath vorgeworfen. Aber sein Ansehen stieg bedeutend, nachdem er eine Art von Verbannung überstanden, zu Straßburg seine calvinistische Burg, ein neues „Jerusalem" gegründet hatte und durch die Diener des Wortes selbst nach Genf zurückgerufen worden war[1]). Da kamen seine frühern Ordonnanzen erst recht zur Geltung und Hunderte von Personen fielen denselben zum Opfer.

Bekanntlich hatte Calvin zu Genf nicht nur eine besondere Gemeinde gegründet mit Synoden, Consistorien, Presbytern und Diakonen, Verordnungen für die Taufe und das Begräbniß, sondern er gab auch in Gemeinschaft mit dem Magistrat ein bürgerliches und geistliches Gesetzbuch heraus, gründete einen Gerichtshof der Inquisition, eine Rathskammer mit dem Rechte der Censur und Verbannung und nannte seine Gründung die „Kirche Gottes".

Nicht nur das öffentliche, auch das häusliche Leben, die Sitten, die Kleidertracht sogar unterwarf er seinem Gesetze.

In Artikel 3 seines Gesetzbuches lesen wir z. B.[2]): „Alle diejenigen, welche in ihren Worten, oder sogar ausschließlich durch ihren Willen der Reformation nicht gewogen sind, müssen als Empörer gegen die Gottheit betrachtet und streng bestraft werden. Nicht die geringste Schuld soll verziehen werden, denn nicht umsonst ist die Obrigkeit mit dem Schwerte ausgerüstet."

Bekanntlich fiel bald der spanische Arzt Servede, der mit Calvin in der Lehre von der h. Dreifaltigkeit nicht übereinstimmte, dieser Vorschrift zum Opfer und endete auf dem Scheiterhaufen.

Ein gewisser Jacobus Gruet wurde zum Tode verurtheilt, nachdem man aus allerhand Papierschnitzeln nachgewiesen hatte, daß er einen gewissen Freund Calvin's mit dem Namen „Schmeerbauch" bezeichnet hatte, und auf den Rand von Seite 145 seines eigenen Exemplars von Calvin's Schriften die Worte „Omnes nugae" — „Alles Unsinn" — geschrieben hatte. Sein Kopf wurde an den Galgen genagelt.

Von 1542—1546 wurden zu Genf 58 Personen zum Tode verurtheilt und 76 aus der Republik verbannt. Im Jahre 1545[3]) hielt Calvin es für nöthig, Galgen für 700 bis 800 junge Genfer zu errichten. Dabei waren die Diener Gottes weit entfernt, durch ihre Thaten die guten Sitten zu predigen; denn wenn auch Calvin selbst nach den Grundsätzen eines strengen Sittenrichters lebte, so folgten ihm seine Adepten doch keineswegs auf diesem Wege. „Es stellte sich auch in Genf heraus," sagt Kampschulte, „daß religiöser Fanatismus mit nichten immer mit sittlicher Reinheit verbunden ist. Man begegnet in den Protokollen des Rathes und in Calvin's Briefen Beispielen sittlicher Verirrungen der bedenklichsten Art."

Vorzüglich wurde die sittliche Kraft und der Muth des Propheten auf die Probe gestellt, als in den Jahren 1542 und 1543 die Pest zu Genf ausbrach, und kaum hier oder dort ein Diener Gottes zu finden war, um die Kranken zu pflegen und die Todten zu begraben.

Marnix scheint in Genf die Lehre des Meisters mit vollen Zügen eingesogen und besonders seine Abneigung gegen andersdenkende Christen, welche nicht unbedingt die Lehre Calvin's annahmen, sich angeeignet zu haben. Dies wird uns vorzüglich klar aus der Geschichte der Wiedertäufer, welche zu Calvin's heftigsten Widersachern gehörten, die Hauptschuld an seinem vorübergehenden Sturze und seiner Verbannung aus Genf trugen und dafür von ihm mit der Bezeichnung „satanische Betrüger" beehrt wurden. Den Haß gegen diese Secte brachte sein Schüler Marnix nach den Niederlanden, und betrachtete es als einen Theil seiner Lebensaufgabe, denselben auch Wilhelm von Oranien einzuflößen.

Es ist durch keine Mittheilung bekannt geworden, wie das persönliche Verhältniß von Marnix zu Calvin sich gestaltete, und welche Meinung letzterer von dem jungen Heißsporn hatte. Wie groß aber Marnix' Verehrung für seinen Lehrer war, können wir aus zwei Erscheinungen seines spätern Lebens entnehmen.

Erstens nennt nämlich Marnix den Gründer des Calvinismus mit Vorliebe den „Propheten Gottes", welchen Titel er allerdings gern auch

für sich selbst in Anspruch genommen hätte. Wenigstens bildet die Klage, daß seine Landsleute und Zeitgenossen seinen eigenen hohen Werth so wenig verstehen und anerkennen mochten, einen Grundton seiner von reichem Selbstlobe überfließenden Schriften. Ferner aber zeigte sich Aldegonde's große Verehrung für Calvin auch ganz besonders in der fast ängstlichen Treue, mit welcher er seine Lehre predigte, und in der übertriebenen Strenge, welche er bei deren Ausübung durch That und Schrift von den Anhängern forderte.

Als Marnix aus Genf nach der Heimath zurückkehrte, schien sein Lebensplan schon festgestellt zu sein. Derselbe ging aber nicht dahin, das Vaterland fremden Einflüssen zu entziehen, ihm, wenn nöthig, politische Freiheit zu erkämpfen: dies war ihm sein Leben lang nur Nebensache, Mittel zum Zwecke. Zweck aber war, wie oben gesagt, die Unterdrückung der katholischen Kirche. Sein politisch-religiöser Standpunkt war also gänzlich verschieden von dem des Prinzen von Oranien.

So geschah es, daß Marnix, nach dem Urtheile seiner eigenen Freunde, in einem hoffnungslosen Augenblicke ihnen sogar den Gedanken nahe zu legen schien, das Vaterland preiszugeben: „Périsse la patrie", — „wenn nur der Calvinismus triumphirt!" Denn also hatte er Calvin sprechen hören. „Calvin's volkswirthschaftliche wie seine politischen Ansichten standen durchaus unter der Herrschaft des religiösen Gedankens"[4]).

Doch wir wollen der Geschichte nicht vorgreifen, sondern vielmehr ihre beredten Beweise ruhig an uns vorüberziehen lassen.

Marnix verweilte ungefähr drei Jahre in Genf. Nach dem Zeugnisse seiner Freunde hatte er in kürzester Frist neben der französischen sich auch die hochdeutsche, die lateinische, die griechische und hebräische Sprache angeeignet. Er hatte, so behauptet man, allerdings nach seiner eigenen Versicherung, die ganze Bibel und die meisten Kirchenväter durchstudirt und Auszüge daraus gemacht; ferner die meisten Schriftsteller über mittelalterliche Kirchengeschichte gelesen und die juristischen und militairischen Wissenschaften gepflegt.

Es versteht sich von selbst, daß Marnix, der durch heillose Einflüsse überredet, Löwen verlassen und gegen den Willen seines Vaters sich Calvin zugewendet hatte, bei seiner Rückkehr in die Niederlande als angehender „Prophet" das elterliche Haus vermied, wo sein Vater sich eben zum zweiten Male mit einer katholischen Dame verheirathet hatte.

Marnix machte zunächst eine italienische Reise; nachher begab er sich nach dem französischen Flandern. Er schloß dort mit Philippotte de Bailleul eine Ehe, aus welcher ihm bald ein Kind geboren wurde, und ließ sich kurz nachher zu Breda wohnlich nieder.

So lebte er, wie er selbst sagt, sechs Jahre verborgen „unter dem Kreuze der Verfolgungen", d. h. er war vernünftig genug, einzusehen, daß die Lehre Calvin's zu wenig Anklang in den Niederlanden fand, um dieselbe öffentlich als ihr Prophet zu vertreten. Im Namen des Indifferentismus einen Aufstand gegen Kirche und Monarchie zu wagen, lag gar nicht in seinem Sinne, und es mag als ein schülerhafter Fehler der neuern Geschichtschreiber über den niederländischen Aufstand betrachtet werden, daß sie die Zwecke Aldegonde's und anderer ausgesprochenen Calvinisten mit denen Wilhelm's von Oranien und seiner Anhänger ohne Weiteres vereinigt haben.

Wir bemerkten bereits, daß besonders zwei Tendenzen das calvinistische System auszeichneten: vor allem die Bekämpfung jeder religiösen Ueberzeugung, welche seinem Principe sich nicht unterwarf; daneben aber, als Mittel zu diesem Zwecke, der Umsturz einer etwa widerstrebenden weltlichen Gewalt, selbst auf die Gefahr der größten Schäden und der Zerrüttung des Vaterlandes hin. In diesem Sinne suchte Marnix unbeirrt und fast sein Leben lang nach einem Herrscher, welcher geneigt wäre, den calvinistischen Gedanken zu verwirklichen, gleichviel ob er aus Deutschland, aus Frankreich oder aus England käme. Dafür waren aber die Niederländer in ihrem Revolutionstaumel von 1559—1566 weder reif noch empfänglich, und boten auch keine Hoffnung, es je zu werden, so lange Wilhelm von Oranien sich nicht für den Calvinismus erklärt hatte, was jedoch erst 1573, elf Jahre vor dem Ende seines Lebens, erfolgte.

Dazu kam, daß die Protestanten damals in den meisten Städten nur einen kleinen Theil der Bevölkerung bildeten. Man berechnet, daß z. B. in Brügge im Jahre 1566 die Zahl der Neugläubigen ungefähr 5 % betrug. In Gent scheint das Verhältniß der Reformirten etwas günstiger gewesen zu sein; in Amsterdam war um dieselbe Zeit etwa $^1/_{10}$ der Bevölkerung abgefallen. Antwerpen, damals die volkreichste Stadt der Niederlande, beherbergte Religionsflüchtige aus verschiedenen Ländern, und doch zählte man dort nur etwa 4000 Nichtkatholiken, von denen die meisten Lutheraner waren. Andererseits blieben ganze Provinzen, wie Gelderland, Groningen, Luxemburg, fast vollständig von der Häresie verschont.

Trotzdem schien es Manchen an der Zeit, öffentlich ihrer Unzufriedenheit mit der Lage des Landes Ausdruck zu geben, und sie bereiteten, durch einen scheinbar gerechtfertigten Widerstand gegen die Strenge der spanischen Regierung, einen Abfall vor. Einige Edelleute kamen im August 1565 zuerst in dem Badeorte Spa bei Lüttich, nachher in Brüssel zu genanntem Zwecke zusammen und gingen schließlich nach Breda, wohl in der Absicht, den immer noch „unter dem Kreuze verborgenen" Marnix

für ihre Pläne zu gewinnen. Dieser bestrebte sich so sehr dem Vorbilde seines Meisters Calvin nachzuleben, daß er, wie jener in Frankreich, anfänglich nur Toleranz und Nachsicht für jede Lehre predigte, und dadurch die verschworenen Edelleute auf den Gedanken brachte, er sei für ihre Zwecke der brauchbare Mann. Nun ließ er sich bewegen, in einen anti-spanischen Bund der Edelleute einzutreten.

Zuerst wurde nun eine Erklärung abgefaßt und im ganzen Lande Unterschriften für dieselbe gesammelt. Die Erklärung, „Compromis" genannt, sollte den Beweis liefern, wie sehr die Unterzeichner für die Ehre des Königs, die Beruhigung des Landes, das allgemeine Wohl u. s. w. sich bemühten, wie freudig sie bereit wären, Gut und Blut für die Erhaltung dieser heiligen Güter einzusetzen.

Die Schrift beginnt mit einer Klage über „einen Haufen Fremdlinge", worunter man besonders den Cardinal Granvella und dessen Umgebung verstand, welche „unter dem Scheine der Vertheidigung der katholischen Religion nur ihre Herrschsucht und ihren Geiz zu befriedigen suchten", ohne irgend welche Anhänglichkeit an das Land, an die Interessen des Königs und die Ehre Gottes zu empfinden. Durch diese Leute, fährt die Schrift fort, sei des Königs Majestät meineidig geworden und habe durch die Handhabung der anti-ketzerischen Vorschriften (placards) und den Vorsatz, die den göttlichen und menschlichen Gesetzen widerstrebende Inquisition[5]) einzuführen, die Ehre Gottes und das Heil des Landes, die katholische Religion und sich selbst in Gefahr gebracht.

Die Unterzeichneten behaupten, nur allein durch das Gefühl der Treue gegen die königliche Majestät, so wie gegen die katholische Religion zu diesem Bündnisse geschritten zu sein[6]), und rufen Gott als Zeugen an für die Gewissenhaftigkeit ihres Bestrebens. Dieser Akt könne deshalb auch nicht als eine revolutionaire Handlung betrachtet werden. Nach damals lebenden Zeugen soll Marnix von St. Aldegonde selbst der Verfasser dieses Aktenstückes sein, das offenbar zum Zwecke hatte, das Volk unter dem Scheine von Recht, Religion und Freiheit zum Aufstande zu reizen.

Mehrere hundert Edelleute, darunter die vertrautesten Freunde von Marnix, unterzeichneten eine Abschrift dieses Documentes.

So war der Grund zu weitern Schritten gelegt. Bald nachher kam auf die gleiche Art eine Petition an die Statthalterin zu Stande, deren Unterzeichner gleichfalls „bei Gott und seinem Evangelium" dem Könige Treue schwuren . . . . unter der Bedingung, daß er die (althistorische) Inquisition nicht in die Niederlande einführen, beziehungsweise dieselbe aufheben würde. Man erklärte schließlich in drohendem Tone, die Verantwortung für die Folgen nicht übernehmen zu wollen, welche eine abschlägige

Antwort des Königs heraufbeschwören könnte. Mancher aufrichtige Katholik ließ sich durch diese Sprache zum Anschluß an die Petition verleiten; man verstand die „arrière boutique“ (den Hintergedanken) der Sache nicht [7]).

Weiter aber reichte der Blick des Oraniers. Schweigend hielt er sich von der ganzen Bewegung zurück. Geister wie er lieben die Oeffentlichkeit nicht. Vielleicht hoffte er auch, daß der König in großer Verlegenheit seine Vermittlung suchen und er dabei seinen eigenen Vortheil finden würde. Er sprach hie und da von der Handhabung „de la vraie et ancienne religion“ (der wahren und alten Religion), verglich die Protestanten mit den Adepten des Arius [8]), und bot sogar im Jahre 1567 mit diplomatischer Schlauheit dem Herzoge von Alba von Dillenburg aus seine Dienste an [9]).

Wilhelm's Urtheil über Marnix und seinen Bruder Johann war, daß sie unpraktische Männer voll geistigen Hochmuths seien, während Marnix die Eiskälte Wilhelm's „dem reinen Evangelium“ gegenüber auch in spätern Jahren noch unerträglich fand [10]). Es ist jedoch kaum glaublich, daß Marnix wirklich die Manifestation für eine ganz gesetzliche hielt und nur eine rein religiöse Frage darin sehen konnte. Das Compromis wird von mehrern protestantischen Geschichtsforschern, z. B. dem Calvinisten Bilderdyk und dem heterodoxen Bakhuizen van den Brink als eine That des Aufruhrs, der unrechtmäßigen Aufwiegelung betrachtet, welche die Ruhe des Staates bedrohte [11]).

Die Veranlassung zu dem Compromis der Edelleute muß auch weiter zurück, vor der Regierung Philipp's II. gesucht werden. Sie lag schon in der von Carl V. geplanten neuen Vertheilung resp. Gründung einiger Bisthümer. Die Durchführung dieses Planes durch Philipp II. und den Cardinal Granvella erweckte große Unzufriedenheit gegen die spanische Regierung nicht nur bei manchen Bischöfen, welche einen Theil ihres Bisthums verloren, nicht nur bei den Aebten, welche den Bischöfen schatzpflichtig wurden und von ihren Vorrechten manches einbüßten, sondern hauptsächlich bei den Adeligen, welche verschiedene unter ihrem Einfluß stehende Klöster von dieser Zeit an nicht mehr als Orte öffentlicher Lustbarkeit betrachten, noch deren Einkünfte verschleudern konnten.

Als nun nach der Verkündigung der Concils-Akten von Trient einerseits Ordnung und religiöses Leben in der Kirche unter der Handhabung geistlicher Richter einen neuen Aufschwung zu nehmen versprachen, und andererseits das persönliche Auftreten Philipp's nicht geeignet war, den bezeichneten Klagen ihren Anlaß zu entziehen, oder durch Freundlichkeit und Milde ein Entgegenkommen anzubahnen, als vielmehr die Verordnungen oder Placate gegen die Ketzer verschärft wurden, da ward

die Klage über Religionszwang und das Schreckensbild der „spanischen Inquisition“ die Losung der Bewegung.

An ihrer Spitze standen u. a. Nicolaus de Hames, der Sohn einer flämischen Frau und eines französischen Geistlichen, Wappenkönig des Ordens vom goldenen Fließe, und Heinrich van Brederode, ein Lebemann erster Klasse, der seine Gläubiger mit Prügeln zu bezahlen pflegte, immer in sehr zweideutiger Gesellschaft zu treffen war, und seine Feinde mit Spottschriften aus eigener Druckerei überschüttete. Diese Druckerei diente bald zur Verbreitung anonymer Pamphlete, welche das Volk gegen die Obrigkeit aufreizen sollten.

Die Petition wurde inzwischen von einem Schloß zum andern getragen, mit Unterschriften bedeckt und schließlich in glänzendem Aufzuge, um die allgemeine Aufmerksamkeit zu wecken, der Statthalterin in Brüssel überreicht. Margaretha nahm die Petition an. Zu ihrer Beruhigung äußerte einer ihrer Vertrauten, sie habe hier nur mit einem Haufen Bettler zu thun (ce ne sont que des gueux); eine Benennung, welche Letztere von nun an als Ehrentitel (Geuzen) beibehielten.

Kurz nachher wurde eine der Breda'schen ähnliche Versammlung zu St. Truiden (S. Trudo) im Limburg'schen abgehalten. Dort beschlossen die zwölf adeligen Verschworenen, der Statthalterin eine zweite Petition gleichsam als Ultimatum zugehen zu lassen. Außerdem wurde in dieser Versammlung, deren Verhandlungen jetzt erst bekannt geworden, beschlossen, daß man den Anhängern Luther's und Calvin's den gleichen Schutz gewähren wolle wie den Anhängern der alten Religion. Der Vorwand, die katholische Kirche und des Königs Interessen beschützen zu wollen, wurde also factisch bereits fallen gelassen.

Seit diesen drei ritterlichen Kundgebungen verbreitete sich das Feuer des Aufstandes mit großer Schnelligkeit. In Antwerpen, welche Stadt Aldegonde zur Burg der „Kirche Gottes“ erkoren, wurden Hunderte von Pamphleten calvinistischen Inhalts ausgestreut und ein Franzose, François Du Jon, oder Junius, im jugendlichen Alter von 20 Jahren als „nationaler“ Prediger angestellt [12]).

Es konnte nicht ausbleiben, daß der Aufstand bald seinen Urhebern selbst über den Kopf wuchs. Die calvinistischen Verkünder des neuen Lichtes und Mitbegründer der „Kirche Gottes“ kamen in großer Menge über die Grenze; zuerst nach Dornik (Tournay), dann nach Flandern, auf jede Art durch Aldegonde beschützt, der eine große Anzahl dieser Leute in sein Haus aufnahm, und sogar im Keller versteckte, während seine Frau Philippotte zu Fuß oder im Wagen sich an den öffentlichen Predigten erbaute.

Die Fanatiker predigten anfänglich in der Verborgenheit der Wälder, später auf offenem Felde. Zuerst eiferten sie gegen den Luxus der katholischen Kirche, gegen ihre Kunstschätze und kostbaren Gefäße, entrissen dadurch ihren Zuhörern die gewohnte Ehrfurcht vor heiligen Dingen und entfesselten ihre Habgier.

Mehrere Kirchen wurden bald im Sturm genommen, die Bilder herabgerissen, die heiligen Gefäße geschändet, geraubt und zu Gunsten der calvinistischen Kasse verkauft. „So machten," sagt ein Zeitgenosse, „Leute jeden Schlages sich zu reichen Männern." Dadurch wurde auch den armen Predigern der „Kirche Gottes" geholfen.

Die Statthalter der Provinzen sowie die Edelleute kümmerten sich wenig um derartige Excesse. Am Tage vor dem Bildersturm zu Antwerpen verließ z. B. Wilhelm von Oranien die Stadt, welche er doch im Auftrage der Statthalterin beschützen sollte.

Marnix behauptete nun zwar sehr lakonisch, es wäre besser gewesen, die Kirche mit ruhigerm Gemüthe zu plündern, er blieb aber dieser Meinung nicht treu, sah vielmehr in spätern Jahren in der Volkswuth das „Urtheil Gottes über die Abgötterei" [13]).

Der Bildersturm nahm seinen regelmäßigen Gang von Stadt zu Stadt, und dieses systematische Weiterschreiten scheint (wie so manche andere Zeichen) [14]) darauf hinzudeuten, daß man nach einem calvinistischen Plane arbeitete, der von Marnix ausging; denn merkwürdiger Weise wurden allgemein die Taufsteine und die Orgeln geschont. Als die Calvinisten durch Gewaltthaten mehr als durch Predigt in verschiedenen Provinzen Meister geworden waren, und in Antwerpen bereits gegen 14,000 Anhänger zählten, achtete Philipp van Marnix den Augenblick günstig, diese Stadt ganz in die Macht seiner Gesinnungsgenossen zu bringen, und sie zur wirklichen Burg des Calvinismus zu erheben, von wo aus das „reine Evangelium" sich weiter über die Niederlande verbreiten sollte.

Es waren hauptsächlich Fremde, welche zu diesem Plane die nöthige Hülfe leisten sollten. Demnach und in Betracht der noch zu erzählenden Umstände ist es richtig, wenn Quinet sagt, Marnix „besaß einen französischen Geist und Vaterlandsliebe für ein anderes Land (als das seinige)".

Zuerst wurde durch seine Anhänger ein kleines Heer geworben, um die Insel Walcheren, in der Provinz Seeland, zu überraschen.

Bis dahin war Wilhelm von Oranien mehr oder weniger mit dem Streben der „Diener des Herrn" einverstanden, und wies ihre Hülfe nicht ab, obgleich seine Politik wenig mit den deutschen Vorbildern Marnix' übereinstimmte, und sich vielmehr nach Frankreich richtete, von wo er auch eine Besoldung bezog.

Als jene aber durch spanische und niederländische Truppen von Walcheren zurückgeworfen wurden und in der Nähe von Antwerpen bei dem kleinen Orte Oosterwelle (Austruweel) landeten und Antwerpen selbst bedrohten, da erhob sich Wilhelm zu spät gegen diese Anmaßung, richtete Warnung und Bitte an die neuen „Propheten" und schloß sich in Antwerpen der katholisch gebliebenen Partei, den Lutheranern, den Wiedertäufern und einer großen Zahl der mehr indifferenten Kaufleute an. Dafür wurde er von den Männern des „reinen Evangeliums" ein „Verräther" und „Diener des Antichrists" genannt.

Jetzt erschienen die Calvinisten, mit Philipp's Bruder, Johann van Marnix an der Spitze, vor der Stadt.

Die Gemahlin des Bandenführers durchstreifte in höchster Begeisterung mit aufgelöstem Haare die Straßen, um die Parteigenossen zur Empörung zu reizen. Die Stadt wurde indessen nicht genommen und Johann van Marnix verlor das Leben im Gefecht.

Die Antwerp'schen Gesinnungsgenossen rächten seinen Tod durch Ermordung einer großen Zahl katholischer Geistlichen, so wie derjenigen, welche nicht zum „Volke Gottes" gehörten, und durch wiederholte Plünderung bis dahin unangetastet gebliebener Kirchen und Klöster.

Obgleich der Oranier sich mit allen Parteien innerhalb der Stadt zu verständigen suchte, selbst mit den ihm widerstrebenden Calvinisten, so wollte er damals doch die Suprematie des Calvinismus mit Zurücksetzung aller andern Secten nicht aufkommen lassen. Dazu wurde er später durch die Umstände gezwungen.

Der erste Schritt zur Vereinigung der Parteien wurde durch die aus Spanien eintreffende Kunde veranlaßt, daß der Herzog von Alba im Anzuge sei, um im Namen des Königs die Ruhe des Landes wieder herzustellen und die alte Religion zu schützen.

Nun meinten die Häupter der Bewegung, jeder Widerstand sei vorläufig vergeblich. Wilhelm von Oranien so wie Philipp van Marnix und seine Familie verließen, nicht ohne Mitnahme der Geusenkasse, das Land, um durch Werbung fremder Truppen zu versuchen, von außen her zu ihrem Ziele zu gelangen.

Marnix wurde von Alba in contumaciam verbannt und alle seine Güter confiscirt. Zwölf Jahre verliefen, sagt er selbst, bevor er wieder theilweise seine Einkünfte genießen konnte.

Das gemeinsame Unglück hatte ein besseres Verständniß zwischen Wilhelm und Marnix herbeigeführt. Trotz Verbannung und Confiscation durch den königlichen Feldherrn behaupteten beide, dem König immer treu gedient zu haben, also unschuldig verurtheilt zu sein. In dieser Epoche dichtete Marnix (wie es von der Kritik jetzt allgemein angenommen

wird) das bis auf den heutigen Tag berühmte Volkslied[15]) „Wilhelmus van Nassouwen", auf eine volksthümliche Melodie zu Ehren Karl's V., und läßt in demselben den Prinzen den Satz des Compromisses wiederholen: „Den König von Hispanien hab' ich allzeit geehrt" (Den coninc van Hispangien heb ick altijt gheërt).

Wie Marnix zu sagen beliebte, kam dem König zu Ehren der Oranier bald wieder in die Niederlande zurück, um mit deutschen Truppen den Feldherrn seines Königs zu bekämpfen. Das Volk verstand die Sache aber ganz anders. Als Wilhelm über die Maas in die Niederlande einfiel, fand er, wie er selbst gesteht, die Bevölkerung gleichgültig gegen sich, und voller Angst vor dem Kriege. Sein Heer lief nach einem Streifzug auseinander, er selbst mußte nach Frankreich flüchten. Marnix blieb in Luttersburg bei Norden zurück und arbeitete in dem seit einiger Zeit zu Emden gebildeten Consistorium.

Die Kasse der Geusen wurde den Freunden in Frankfurt a. M. anvertraut, zu denen sich auch Aldegonde's Gemahlin flüchtete. Bücher und Handschriften mag er wohl mit nach Emden genommen haben, wo er sein Hauptwerk, den „Bienenkorb der römischen Kirche" ausarbeitete, ein Pamphlet, das von den bittersten Ausfällen gegen die katholische Kirche, ihre Lehre und ihren Cultus, sowie von den boshaftesten Verdrehungen der historischen Facta strotzt; allein wegen seines Stils und Witzes von den Feinden der katholischen Kirche vielfach gelesen wurde. Wir verschieben eine eingehende Besprechung dieses Buches, bis wir Marnix' literarische Thätigkeit im Allgemeinen besprechen werden, und kehren zunächst zu seinen anderweitigen politisch-religiösen Bestrebungen zurück.

II.

Marnix im Dienste des Herrn von „Jerusalem".

Auf seiner Reise nach Deutschland, und brieflich vielleicht schon früher, hatte Marnix die Bekanntschaft Friedrich's III. von Kurpfalz, genannt „der Fromme", angeknüpft. Dieser Fürst, katholischen Eltern entsprossen, war durch seine Ehe mit Maria von Brandenburg dem Lutherthume gewonnen, und von seiner eigenen Gemahlin vor dem „tödtlichen Gifte" der Männer aus Genf gewarnt worden.

Seine katholischen Unterthanen wurden des Landes verwiesen, gemäß dem zu Augsburg angenommenen Princip der Toleranz (!): „Cujus regio, illius et religio" — „Wie der Herr, so der Glaube!"

Friedrich schickte „christliche", d. h. lutherische Prediger in alle Frauenklöster, nach Liebenau, Himmelskrone, Lorsch u. s. w. damit sie „väterlich" für das Seelenheil der Klosterfrauen sorgen sollten [16]). Verweigerten die Klöster, die neuen Lehrer zu empfangen, so wurden ihre Güter confiscirt. Die Thore wurden alsdann gewaltsam aufgebrochen, Kirchenschmuck und heilige Gefäße hinweggeführt. Das gleiche Loos traf auch viele andere Kirchen. Von dem, was Marnix in den Niederlanden anstrebte, war hier schon längst das Beispiel gegeben. Es konnte ihm nur gefallen, wie von Obrigkeits wegen die Kirchenschätze allgemach nach dem Residenzschloß zu Heidelberg zusammengeschleppt wurden.

Allein bald beklagte sich Friedrich bitterlich über die Sittenlosigkeit und die Trunklust der Fürsten des Evangeliums, über das Gezänke seiner eigenen Gottesgelehrten hinsichtlich des Abendmahls und anderer Punkte.

Als er daher diesem Streite eine Zeitlang zugehört, und unterdessen in zweiter Ehe Amalia van Meurs, die Wittwe des obengenannten Holländers Heinrich van Brederode, geheirathet hatte, entschloß er sich, unter Mitwirkung des Genfer Propheten Beza, Marnix' Lehrer, im Jahre 1563, zum Calvinismus überzutreten und den Heidelberg'schen Katechismus einzuführen, der, nach dem Ausdrucke eines protestantischen Historikers, als die härteste Verdammungsbulle Andersgläubiger, so je vor und nach der Reformation ausgegeben wurde, betrachtet werden kann. Alle lutherischen Theologen wurden verbannt, und jede noch bestehende kirchliche Feier ihres Bekenntnisses verboten [17]). Diese Zeit ist denn auch eigentlich die des großen pfälzischen Kirchenraubs, bezw. der lächerlichsten Kirchenschändung. Alle mit Wandgemälden geschmückten Kirchen wurden geweißt, die Orgeln verstummten, die letzten zum Gottesdienste nothwendigen Gefäße aus kostbarem Metall wurden durch zinnerne oder hölzerne ersetzt. So machte es der Pfälzer, so handelte Christoffel von Würtemberg und mancher andere deutsche Fürst.

Die Niederländer befolgten nur das gegebene Beispiel. Friedrich „der Fromme" strebte nach der Gründung eines großen calvinistischen Reiches, von dem die Niederlande einen Theil bilden sollten. Er verfolgte diesen Zweck mit „blutiger Strenge" [18]), wie sie in Genf üblich war.

So oft Marnix guten Rath und Hülfe bräuchte, richtete er sich an den Pfälzer, und trat schließlich, wie er selbst gesteht, bei ihm in Dienst [19]). Er nennt ihn seinen Meister, und handelte später in den Niederlanden im Auftrage Friedrich's „des Frommen".

Sein erster Gehülfe war ein gewisser Petrus Daten (Dathenus), ein Mann von feuerigem, leidenschaftlichem Charakter. Im jugendlichen Alter Carmelit zu Ypern, entsprang er dem Kloster und wurde durch die

Gunst Albrecht's von Brandenburg als Prediger der in Frankfurt am Main verweilenden Niederländer angestellt, welche mit vielen Franzosen und Engländern dorthin ausgewandert waren. Streitigkeiten, welche zwischen Calvinisten und Lutheranern ausbrachen, zwangen ihn, die Stadt im Jahre 1561 wieder zu verlassen, worauf er sich an Friedrich „den Frommen" wendete, und bei den Augustiner-Chorherren zu Frankenthal[20]) als Prediger der geflüchteten Niederländer ein Unterkommen fand[21]).

Der Kurfürst ließ seinen Schützling bald mit einem Heere nach Frankreich, bald wieder in die Schweiz, endlich nach den Niederlanden ziehen, wo unter Absingen der von ihm gereimten Psalmen die Greuel der Ikonoklasten vor sich gingen. Er predigte mit großer Leidenschaftlichkeit zu Gent, zu Brüssel und in Holland. Allein neue Streitigkeiten zwangen ihn zur Rückkehr an den Hof seines Protectors, zur großen Genugthuung des Oraniers, der, wie wir sahen, die Partei der Toleranz gegenüber dem Calvinismus vertrat. Dathenus sollte die Hand dazu reichen, die Niederlande inniger an die Kurpfalz zu knüpfen, d. h. das Vaterland in die Gewalt eines fremden Fürsten zu bringen[22]).

Wie Münster durch Johann van Leiden, wie Straßburg zur Zeit von Calvin's dortigem Aufenthalt, so wurde jetzt Heidelberg ein „neues Jerusalem" genannt, aus welchem alles Heil für die „Kirche Gottes" hervorgehen sollte, und zwar in Verbindung mit den Synoden zu Wesel und Emden, deren Seele und Leiter Marnix war.

Aldegonde schrieb im Anfange seines Aufenthaltes zu Heidelberg ein Gedicht zu Ehren der kurz vorher verstorbenen gelehrten Italienerin Olympia Fulvia Morata, welche man die „Sappho der Reformation" nennt. Diese Dame hatte in dem neuen Jerusalem den katholischen Glauben abgeschworen. Ihre Werke waren im Drucke verbreitet.

Bald nachher wurde Marnix mit Daten von Friedrich nach verschiedenen Ortschaften an den Grenzen der Niederlande geschickt, um geheime Versammlungen oder öffentliche Predigten zu halten. Die Stadt Wesel wurde damals „die Mutter der Geusen" genannt, weil sich dort ein Sammelplatz für die Aufwiegler gegen die kirchliche Autorität und die spanische Herrschaft gebildet hatte.

Indessen war der Prinz von Oranien auf alle Mittel bedacht, um den Aufstand weiter zu schüren. Dazu schien es ihm nothwendig, daß derselbe nicht nur den äußern Schein eines legitimen Widerstandes gegen die Gewaltmaßregeln Alba's bewahrte, sondern auch in religiöser Hinsicht ein Streben nach Toleranz zur Schau trüge.

Wilhelm suchte nur große Gewaltstreiche zu vermeiden und wollte dem Calvinismus auch keinen Vorschub leisten, wodurch er auf jede Mitwirkung des Auslandes für seine politischen Grundsätze hätte verzichten

müssen. Bald aber zeigten sich die Umstände mächtiger als die Mäßigkeitspläne des bewanderten Diplomaten.

In Friesland hatten sich, mit Wilhelm's Genehmigung, einige Hunderte kühner Männer jeden Schlages unter dem Namen der „Wassergeusen" in der Absicht verbunden, unter einem geschickten Führer an der westlichen Küste der Niederlande Propaganda für die neuen Ideen zu machen.

Bald zeigte sich aber, daß Wilhelm sich in den Bestrebungen dieser Wassergeusen geirrt hatte. Ausschließlich auf Beute erpicht, plünderten sie an den Mündungen der Ems, an der deutschen und englischen Küste, segelten, von dort vertrieben, südwärts an den niederländischen Gestaden entlang, einen Theil der Maas hinauf, nahmen dort mit einem geschickten Handstreich das Städtchen Brielle am 1. April des Jahres 1572 und veranlaßten den grausamen Tod mehrerer Geistlichen, welche trotz des gegebenen Wortes aufgehängt wurden, und in der Geschichte unter dem Namen der „Märtyrer von Gorkum" bekannt sind.

Nun flammte in den von Wilhelm längst bearbeiteten Städten der Provinzen Holland und Seeland in rascher Folge die Empörung auf, und sah der Prinz sich schneller, als er gewollt, zum öffentlichen Auftreten gezwungen.

Marnix aber fiel die Aufgabe anheim, ihm als Vermittler zu dienen, um leichter zwischen den Parteien durchsegeln zu können. Auf den 19. Juli 1572 wurde eine Versammlung der Staaten nach Dortrecht zusammengerufen, und viele Städte hörten auf die Stimme Wilhelm's, der den früher preisgegebenen Titel „Statthalter Seiner Majestät" wieder aufgenommen hatte.

Marnix, durch Wilhelm in diese Versammlung abgesendet, forderte Gelder zur Verfügung des Prinzen, um zum zweiten Mal ein Heer gegen Alba aufzustellen. Wilhelm hielt sich aber wieder schlau von dieser Versammlung zurück und trieb die Doppelzüngigkeit so weit, daß der englische Gesandte Walsingham meinte, Oranien wolle sich mit dem Herzog von Alba verständigen[23]). Die Staaten entschlossen sich zu der Unterstützung. Kirchen- und Klosterkassen sollten zu diesem Zwecke in Anspruch genommen werden, insofern sie überflüssige Kostbarkeiten und Geld inne hatten[24]). Der Magistrat ward berufen, ein Inventar aufnehmen zu lassen. Ferner proclamirte man, wie früher im Geheimen schon in der Versammlung zu St. Truiden (S. Trudo), die freie öffentliche Ausübung der reformirten, d. h. der calvinistischen Religion neben der katholischen.

Die Noth vereinigte auf diese Art die beiden Männer mit ihren verschiedenen Glaubenslehren. Sie sahen eben ein, daß sie einander brauchten!

Es fällt nicht in's Gewicht, daß Marnix bei dieser Gelegenheit behauptete, er habe nur auf dringende Bitten des Oraniers den Hof von Heidelberg verlassen und sich den Interessen des Prinzen gewidmet, der ihn zur Erreichung seines Zieles für unentbehrlich hielt.

Im Auftrage Wilhelm's reiste Aldegonde jetzt nach Harlem und löste dort gewaltsam den städtischen Rath auf, welcher den dem Könige geschworenen Eid nicht hatte brechen wollen. Er wurde nun zum Befehlshaber von Delft, Rotterdam und Schiedam ernannt, pflückte aber als Heerführer nur spärliche Lorbeeren. Seine Kriegspläne scheiterten, er selbst wurde von dem spanischen Gegner gefangen genommen.

Jetzt kam er auf andere Gedanken hinsichtlich der Rolle, welche er in den Niederlanden zu spielen habe. Meinte er vielleicht, Wilhelm neige nicht genug zur „Kirche Gottes", und hielt er darum ein Zusammenwirken mit Friedrich von der Pfalz auf die Dauer für unmöglich? Oder war es Mangel an Hingebung an die Sache der Revolution und persönliches Interesse, was ihn leitete? ... Genug, er zögerte im Gefängniß nicht, sich den Spaniern (so unglaublich es auch lauten mag) als Vermittler und Unterhändler zwischen dem Könige und dem Oranier anzubieten. Er spornte sodann Wilhelm wiederholt zur Beendigung des Widerstandes an, als wäre es ernstlich gemeint, was er oft im Namen des Prinzen wiederholte: er streite nur im Interesse des Königs von Spanien (ten baete den coninc van Hispangien).

Man tauschte endlich Marnix gegen einen bedeutenden spanischen Heerführer aus. So kam er frei, und hatte, wie sein Biograph und Lobredner Quinet sagt, „das Schaffot betrogen".

Dies geschah Mitte October 1574, während die Bevölkerung der Stadt Leiden noch kurz vorher unter Hungersqualen die Belagerung der Spanier ausgehalten hatte.

III.

Marnix als reisender Diplomat und Brautwerber.

Marnix' Betragen wäre freilich eine Veranlassung zu erneutem Bruch mit Wilhelm von Oranien gewesen, hätte dieser nicht seinerseits seinen begabten „Freund" durchschaut und mit einer gewissen Hochherzigkeit seine Augenblicke des Schwankens entschuldigt. In der That waren das Talent und der Einfluß von Marnix zu groß, als daß Wilhelm ihn zur Ausführung seiner Pläne leicht hätte entbehren können. Dazu kam,

daß Marnix wegen seiner Leidenschaftlichkeit Wilhelm als Gegner gefährlicher erscheinen mußte denn als Freund.

So geschah es auch, nachdem Leiden für die nationale Sache erhalten war, daß Wilhelm dort „im Namen des Königs" auf einen blanc-seing, deren er noch einige aus frühern Tagen aufgehoben hatte, eine calvinistische Universität in den Gebäuden der geplünderten Klöster stiftete und Marnix beauftragte, nach Heidelberg zu reisen, um einen Lehrer für die neue Anstalt zu gewinnen. Die Annäherung Wilhelm's an die Calvinisten wurde immer größer. Das Nebelbild der Toleranz verschwand allmälig vor der kalten Wirklichkeit und dem Zwange der Umstände; waren es doch hauptsächlich Calvinisten gewesen, welche nach der Einnahme Brielle's den Aufstand fortsetzten.

Wilhelm beobachtete fortwährend eine gewisse Mäßigung und hielt eine zeitweilige Abwesenheit Aldegonde's für rathsam. Er schenkte ihm sogar geflissentlich ein gewisses persönliches Vertrauen und rechnete darauf, er werde einen ihm gewordenen Auftrag gewissenhaft ausführen, besonders wenn er den Ideen Friedrich's von der Pfalz nicht widerstrebte. So wurde Marnix mit der Sendung betraut, dem Oranier eine zweite Gemahlin zuzuführen, und Friedrich selbst um seine Vermittlung angegangen.

Der Prinz war damals noch nicht von seiner ersten Gemahlin, Anna von Sachsen, getrennt, obgleich diese ihn „wie einen Hund" behandelte und noch manche andere schlimme Dinge ihr zur Last gelegt wurden.

Wilhelm hatte durch die Beibehaltung dieser Frau die deutschen Fürsten schonen wollen. Allein es schien, daß er von diesen keine thatkräftige Hülfe erwarten konnte. Er beschloß also, sich Frankreich mehr zu nähern. Die Bartholomäusnacht fiel störend in diese Pläne ein: denn der französische Hof hatte sich dadurch den Schein eines Protestanten-Verfolgers aufgeladen, von dem die Niederländer kaum etwas hoffen konnten.

Obgleich Wilhelm's Adlerauge weiter sah, mußte er doch die Gelegenheit abwarten, welche sich jetzt in der Ferne ankündigte. Er faßte den Entschluß, Charlotte von Bourbon, die calvinistische Tochter des Herzogs von Montpensier, zu ehelichen, und Anna von Sachsen zu verabschieden (!).

Charlotte war dreizehn Jahre lang Aebtissin der Frauenabtei von Jouare im südlichen Frankreich gewesen und hatte in dieser Zeit hinreichend bekundet, daß sie zum Klosterleben nicht den geringsten Beruf habe. Es wird sogar von einem geheimen Briefwechsel mit dem Oranier gesprochen, der den Entschluß in ihr gereift zu haben scheint, mit andern Schwestern dem Kloster Lebewohl zu sagen, nach dem „neuen Jerusalem"

zu fliehen, sich dort für den Calvinismus zu erklären und mit Marnix zusammenzutreffen.

Allein die Sache war nicht so leicht, wie man dachte. Wilhelm wagte es noch nicht, Anna an ihren Vater zurückzuschicken, und ging mit dem Gedanken um, sie vorläufig einzusperren (emmurer)[25]).

Marnix war indessen nach Deutschland abgereist und hatte wohl vor, die Ehescheidung am sächsischen Hofe zu plaidiren. Er reiste aber noch weiter, und zwar nach Polen.

Was die Veranlassung zu dieser Reise gewesen sein mag, darüber lassen die Quellen uns im Stiche; doch wir können das Geheimniß auf indirectem Wege etwas lüften.

Im Jahre 1573 starb dort König Sigismund August, unter dessen Regierung der Calvinismus bis zum Hofe vorgedrungen war. Einige calvinistische Höflinge wußten jetzt ihren Einfluß so sehr geltend zu machen, daß man sich entschloß, einen Prinzen auf den Thron zu bringen, welcher vorher den Schutz der Calvinisten eidlich versprechen sollte. Heinrich von Anjou, der dritte Sohn Catharina's von Medici, war der Auserwählte. Einige polnische Edelleute reisten nun nach Frankreich, um ihm, dem Bruder König Karl's IX., den polnischen Thron anzutragen. Die Herren wurden in Paris, den Intriguen Catharina's von Medici zufolge, glänzend empfangen, obgleich die Bedingungen der Thronbesteigung noch nicht festgestellt waren.

Heinrich hatte keine Lust auf die Wünsche seiner Mutter einzugehen, und suchte eine Ausrede, um dem ehrenvollen Antrage auszuweichen.

An der Spitze der Gesandtschaft stand der Edelmann Sborowski, der in Polen eine calvinistisch-französische Partei gegenüber einer mehr katholisch-österreichischen vertrat[26]).

Er war ein energischer Prophet des „reinen Evangeliums" und wollte Heinrich zwingen, zu beschwören, daß er als König der kleinen Zahl Calvinisten gleiche Rechte mit seinen künftigen katholischen Unterthanen gewähren würde.

Heinrich verweigerte den Eid. Sborowski spannte nun stärkere Saiten auf und schrie dem Herzog wüthend zu: „Jurabis aut non regnabis" („du sollst schwören, oder nicht regieren")! Heinrich, unter dem Zwange seiner Mutter, gab endlich nach, und reiste kurz darauf nach Polen ab[27]).

Während so Catharina ein freieres Feld für ihre Herrschsucht in Frankreich gewann, wurde es dem jungen 22jährigen Könige von Polen unheimlich zu Muthe. Er entschloß sich, den Gründer des calvinistischen

„Jerusalem“ über etwaige Verhaltungsmaßregeln in seinem Königreiche zu Rathe zu ziehen, und reiste nach Heidelberg.

Natürlich ertheilte Friedrich ihm manchen weisen Rath und rief besonders die Erinnerung an den Admiral von Coligny in ihm wach, dessen großer Verehrer der Kurfürst war. Aber gerade diese Erinnerung scheint auf den jungen König einen entgegengesetzten Eindruck gemacht zu haben.

Kaum hatte er den Thron bestiegen, da schloß er sich ein, zeigte sich kaum seiner nächsten Umgebung, und in einer gewissen Nacht, als die Todesnachricht seines Bruders, des Königs von Frankreich, ihn erreichte, reiste er ab, verschwendete auf einem Umwege in Italien großartige Summen und bestieg darauf den französischen Thron.

Als man in den Niederlanden vernahm, wie traurig der Polenkönig seine Unterthanen ihrem Schicksal überlassen habe und daß er nach Frankreich zurückgekehrt sei, wurde Marnix von Wilhelm beauftragt, nach Polen zu reisen, den pfälzischen Kurfürst zu besuchen und Charlotte von Bourbon zu entführen. Letzteres konnte unter dem Vorwande geschehen, Professoren für die erwähnte neu zu gründende Universität Leiden zu gewinnen.

Friedrich war der Ansicht, daß man in steter Verbindung mit dem französischen Hofe, als dem Erzfeinde Spaniens, bleiben solle. Und wirklich sehen wir Marnix von nun an eifrig bemüht, die Interessen des Hofes für die calvinistisch-niederländischen Zustände zu erwecken. Aber zuerst rieth ihm der Kurfürst, wohl in Uebereinstimmung mit dem Plane Wilhelm's, sich zugleich nach dem polnischen Hofe zu begeben, im Interesse der Ausbreitung der „Kirche Gottes“.

Um die gleiche Zeit erklärte sich Wilhelm von Oranien öffentlich für die Pläne Friedrich's, Sborowski's und Marnix', und schwor sein früheres Ideal der Toleranz oder der Gleichgültigkeit in Glaubenssachen feierlich ab. Allein seine Lage in den Niederlanden war eine so verdrießliche, und die Parteikämpfe wurden mit so zweideutigen Siegen gekrönt, daß Marnix dem Prinzen rieth, das Land zu verlassen und in anderer Gegend für die Freiheit und den Calvinismus zu wirken. War dazu Polen nicht wie ausersehen? . . .

Marnix arbeitete also im Verein mit dem Pfälzer auf diesen Plan hin.

In Krakau angekommen, unterließ er nichts, um nach Kräften Wilhelm's Lob zu verkünden und seine Politik in ein glänzendes Licht zu stellen. Es entstand daraus ein Briefwechsel mit den Niederlanden, ganz nach dem Wunsche des Kurfürsten[28]).

Verließ Wilhelm das Land, so würde, meinte Marnix, am besten der Beweis geliefert werden, daß er nie aus persönlichem Ehrgeiz gehandelt und nie das Ansehen der königlichen Majestät zu beeinträchtigen gesucht habe (que vous n'avez oncques (nie) désiré de rien empiéter sur la majesté du Roi). Wilhelm würde außerdem ein viel glücklicheres Leben führen können [29]).

Dazu kam noch der weitere Grund, daß Charlotte von Bourbon nicht ganz beruhigt war hinsichtlich der einzugehenden Bigamie, und vielleicht die Aussicht auf eine Königskrone die letzten Gewissensscrupel beschwichtigen möchte; denn die persönliche Erscheinung des Oraniers war noch nie in Rechnung gekommen, sie hatte ihn ja nie gesehen.

Wie dem auch sei, der polnische Thron wurde von dem Oranier nicht bestiegen, aber auch das Streben nach dem souverainen Fürstentitel gab Wilhelm nicht auf, obgleich er 1573 noch behauptete, er habe „die Souverainität" abgewiesen [30]).

Andererseits war der Vater Charlotte's noch gar nicht mit dem Entschlusse seiner Tochter ausgesöhnt, schickte vielmehr den Präsidenten de Thou nach Heidelberg, um sie vom Kurfürsten zurückzufordern. Friedrich aber lieferte das Fräulein nicht aus, und Marnix wendete vor, er habe mit der Sache gar nichts zu schaffen und sei nur wegen der Universität Leiden nach Heidelberg gekommen.

Indessen heirathete er Charlotte ad interim für den Prinzen, wagte aber nicht, mit ihr über Belgien nach Holland zu reisen, zog vielmehr nach Emden, dem nördlichen „Sion", von wo aus zwei wohl ausgerüstete Kriegsschiffe Charlotte in sichern Hafen führten.

Am 21. Juni 1575 wurde die Ehe in Brielle vollzogen.

Den Herrn von Aldegonde erwartete jetzt eine neue Mission; denn der französische König schien vorläufig an den Niederlanden kein Interesse nehmen zu wollen.

Marnix sollte nach England reisen, um die Königin Elisabeth für die calvinistische Sache der Niederlande zu gewinnen. Wohl hatte Elisabeth noch am 6. April des gleichen Jahres ihrem „Bruder und Freund" Philipp von Spanien das schriftliche Versprechen gegeben, jeden Förderer des niederländischen Aufstandes vom englischen Gebiete fern zu halten, bis sie wieder „unter den Gehorsam ihres natürlichen Herrn und Fürsten zurückgekehrt wären" [31]). Allein es war ihr damals noch nicht eine gewisse Gewalt über die aufkommende Republik, noch weniger die Souverainität über die ganzen Niederlande angetragen. Jetzt stellte sie sich, wie sie von Anfang des Aufstandes an gethan, ganz zweideutig, und köderte vorläufig Marnix mit einer unbestimmten Antwort, während Wilhelm seinerseits die Sache zu ebnen suchte durch Wegschaffung aller seinen

Plänen hinderlichen Elemente. So löste er, zur hohen Genugthuung von Marnix, mit Gewalt den Rath von Brabant auf.

Im Norden wurde schon von einer Absetzung des Königs gesprochen[32]). Allein die südlichen Provinzen waren immer noch mit dem Oranier feindlichen Elementen überfüllt. Von der einen Seite breitete dort die katholisch-monarchische Partei sich täglich weiter aus; mehrere Mitglieder des höchsten Adels kehrten dem Aufstande ganz den Rücken; andererseits erhob sich eine demokratisch-socialistische Partei, welche dem Oranier nicht minder feindlich gegenüber stand.

Wilhelm sah sich nach einem Mittel um, seine Gegner zu befriedigen, ohne das Princip des „cujus regio, illius et religio" aus dem Auge zu verlieren. Eben dieses Princip suchte er, als deutscher Fürst, auf die Provinzen, deren Statthalter er war, anzuwenden. Zu diesem Doppelzwecke verhalf ihm auch die „Genter Pacification" (1576), jener Friedenstractat, zu dessen Abfassung die katholischen adeligen Geschlechter Belgiens am meisten beitrugen. Nur zum geringen Theil war er das Werk der Anhänger Oraniens und Marnix', was durch Schriftsteller, wie Gachard, Goethals, Juste u. A., schon vor mehr als dreißig Jahren festgestellt wurde. Daß die Orangisten und Calvinisten auch hier aus der Noth eine Tugend gemacht, und den Akten der Pacification nicht nachkamen, hat ein anderer Historiker unserer Zeit deutlich erwiesen[33]).

So blieb dieselbe durch das Widerstreben der Gegner ein todter Buchstabe, obgleich den Katholiken ausschließlich in katholischen Gegenden die Cultusfreiheit zugesichert war, und Wilhelm sich vorbehielt, in Holland, Seeland und Utrecht den Glauben nach seiner Façon zu regeln.[34])

Anfänglich und eine kurze Zeit hindurch drang der Prinz auf die Handhabung der Pacification in den südlichen Provinzen, weil er wußte, daß Philipp im Monat Juni 1576 schon vorhatte, seinen Halbbruder Don Juan von Oesterreich mit Truppen nach den Niederlanden zu senden.

Dieser aber würde einen Friedensantrag stellen, welcher weniger der Politik des Prinzen entspräche, den Katholiken vortheilhafter wäre als der Genter Vertrag, und also in den südlichen Provinzen wohl würde angenommen werden.

Diesen Augenblick durfte man nicht abwarten, denn damit würde eine Versöhnung der Parteien in mehr nationalem Sinne zur Unmöglichkeit. Als Don Juan nun kam, dem Geiste der Pacification gemäß handeln wollte und versprach, die spanischen Truppen aus dem Lande wegzusenden, war dies den Häuptern der Revolution nicht recht: man wollte keinen Frieden mit Spanien, sondern die Vernichtung der spanischen Herrschaft.

Damals schrieb der Herr von St. Aldegonde an seinen „Freund" Adrianus Mylius oder van der Mylen, einen Theologen, der, wie Marnix, auf Antreiben des Kurpfälzers Friedrich in die Niederlande zurückgekommen war, um das „reine Evangelium" zu predigen: er habe aus unterschlagenen Briefen, in deren Entzifferung er sehr bewandert war, entnommen, daß die babylonische H . . . (der Papst) mit König Philipp conspirirte, um durch eine Ehe Don Juan's mit Maria Stuart ganz Britannien zu unterjochen. „Allein, es ist nicht zu bezweifeln," so fährt Marnix fort, „daß Elisabeth diese Gelegenheit benützen würde, um den alten Kerl (veternum), welcher ihr so nahe auf dem Halse sitzt (den Spanier in den Niederlanden), zu verjagen".

In Holland wurde Wilhelm's Meinung ganz richtig verstanden. Während man Belgien sich „pacificiren" ließ, griff man in Amsterdam wieder einmal nach den Schätzen des katholischen Cultus, und unter dem Geschrei: „Es lebe Oranien!" wurden Kirchen und Klöster auf's neue geplündert und der Geistlichkeit bedeutet, die Stadt zu verlassen.

Die General-Staaten waren anderer Meinung; sie wollten die Pacification anerkennen, aber zugleich mit Don Juan unterhandeln, denn ein directer Widerspruch bestand zwischen seinem Streben und dem Versprechen der oranischen Partei bis dahin nicht.

Der spanische Feldherr gab das sogenannte „Ewige Edict", wobei er versprach, die Privilegien wieder herzustellen, die spanischen Truppen zurückzusenden, wenn die katholische Religion überall gehandhabt würde. Allein Wilhelm war gleich bei der Hand, ein solches Bündniß zu verhüten, und schickte Marnix ab, um die Kastanien aus dem Feuer zu holen und den Versuch zu machen, die friedliche Gesinnung in der Geburt zu ersticken[35]). Denn Wilhelm dachte weniger an die allgemeinen Wünsche und die Wohlfahrt der ganzen Niederlande, als vielmehr an die Vergrößerung seiner eigenen Macht und der jetzt mehr und mehr calvinistisch gesinnten Provinzen Holland und Seeland. Danach wurde er veranlaßt, die Mission des loyalen Siegers von Lepanto zu verkennen; Marnix aber scheint diesem Streben Vorschub geleistet zu haben, indem er, nach Don Juan's Versicherung, den Inhalt seiner Correspondenz verdrehte.

Die gleichen Waffen, welche von Anfang an zur Aufwiegelung des Volkes gegen jeden spanischen Einfluß gebraucht wurden, sehen wir auch jetzt wieder angewendet, um den neuen Feldherrn zu verdächtigen. Broschüren mit Verleumdungen und Spottliedern wurden nach allen Seiten über das Land verbreitet. Allein was Marnix auch im Namen des Prinzen verkünden mochte, man glaubte ihm nicht[36]); hatte er doch schon ein Mal seine Bereitwilligkeit bewiesen, auf ein Friedensbündniß mit den Spaniern einzugehen, sobald seine eigene Person zu sehr ausgesetzt war.

Wir werden sehen, daß dieser Gedanke fortwährend in seinem Innern schlummerte. Als nun weitere vergebliche Mühe angewendet wurde, um zu einem Verständniß mit Don Juan zu kommen, und die Parteien einander laut beschuldigten, nicht den Frieden sondern Krieg und Verrath im Schilde zu führen, da erklärte sich Don Juan dieser Aufreizung zufolge in Lebensgefahr und bemächtigte sich des Schlosses zu Namür. Sofort schalten ihn die Orangisten einen treulosen Verräther.

Wilhelm bot alles auf, zwischen den Vertretern der Nation und Don Juan das Feuer der Zwietracht zu schüren, und schickte Marnix nach Brüssel mit einem heimlich aufgefangenen Briefe Don Juan's, aus dem Marnix den Verrath des Letztern nachweisen sollte[37]). Allein das Mittel schlug fehl und machte auf die Versammlung einen nur schwachen Eindruck, der ganze Aerger Don Juan's aber fiel auf Marnix zurück[38]). Die größere Zahl der Katholiken stellte sich auf die Seite von Don Juan, so daß Marnix damals in Verzweiflung ausrief: „Die Religion wird gründlich gehaßt . . . . meine Thaten werden überall verdächtigt . . . die Leute scheinen sich lieber in's Verderben zu stürzen, als sich mit uns zu retten"[39]).

Wilhelm wußte sich indessen den Titel eines „Ruwaert von Brabant" zu erwerben, der so viel wie Stellvertreter und Nachfolger des Grafen bedeuten soll. Um seine Gegner zu ködern, ließ er zu, daß Matthias von Oesterreich als Gouverneur in das Land gerufen wurde. Aber er hielt den neuen Gouverneur von Verwaltungsgeschäften fern und behandelte ihn als Null.

Die katholisch gesinnte Partei schloß sich um so enger zusammen. Sie erwählte Matthias zum Beschützer, den Grafen von Aerschot zum Statthalter von Flandern. So boten sie Wilhelm trotzig die Stirne. Allein auch die flandrischen Demokraten, an deren Spitze zwei einflußreiche calvinistische Edelleute, Johann van Ydeghem, Herr von Hembyze, und Franz van de Kethulle, Herr von Ryhove, standen, duldeten die Suprematie des Herrn von Aerschot nicht. In Folge dessen wurde dieser am 28. October 1577, mit heimlicher Gutheißung Wilhelm's und seines Unterhändlers Marnix, eingesperrt. Mehrere Edelleute folgten ihm. Wie in andern Städten, in Harlem, Antwerpen u. s. w., wurde auch zu Gent die katholische städtische Regierung entfernt, die Bischöfe von Gent und Brügge aber warf man in's Gefängniß.

Die General-Staaten erhoben sich gegen diese Gewaltthat. Man suchte Wilhelm zu besänftigen, und so kam Aerschot wieder frei. Marnix aber, den man nun für den Urheber dieser Gewaltstreiche hielt, wurde mit verschiedenen Missionen an die äußerste Grenze des Landes, zuerst

nach Groningen, dann nach Artois, und schließlich zum Reichstage nach Worms gesandt.

Dort wollte Marnix mit seiner ganzen Beredtsamkeit die Lage der Niederlande und den Charakter Don Juan's schildern. Der Spanier wurde des Verraths und Treubruchs beschuldigt, die Staaten dagegen von ihm gepriesen, daß sie (N. B.!) aus Treue gegen das österreichische Haus Matthias als Gouverneur in das Land gerufen hätten. Allein diese verdeckte Schmeichelei führte zu keinem andern Erfolge, als zur Befriedigung von Aldegonde's Eitelkeit; er kehrte rasch nach Hause zurück und ließ seine schöne Rede zur weitern Verbreitung aus dem Lateinischen in's Französische übersetzen.

Don Juan hatte in Worms Marnix' Einfluß zu neutralisiren gewußt durch die Mittheilung, daß die Niederländer zuerst widerrechtlich den Erzherzog Matthias in das Land gerufen, augenblicklich aber mit den Franzosen und dem Pfalzgrafen Johann Casimir Verhandlungen zu einem Kriege gegen den spanischen König angeknüpft hätten.

Indessen nützten Hembyze und Ryhove zu Gent bis auf's Aeußerste die ihnen gelassene Freiheit aus. Vergeblich warnten Wilhelm und Marnix, die Stadt nicht auf's neue mit Brand und Mord zu überziehen. Denn sie fürchteten nur zu sehr, daß etwaige Gewaltthaten den gänzlichen Abfall der katholisch gebliebenen Wallonen von ihrer Partei zur Folge haben würden! Allen Warnungen zum Trotz stachelten die Rädelsführer das Genter Volk wiederum zu einem Bilderstürme und Priestermorde auf.

Petrus Dathenus, der Günstling des Pfälzers und Freund Marnix', trug durch seine Predigten nicht wenig zu dieser neuen Verwüstung bei.

Ein solcher Verlauf der Gent'schen Bewegung war Wilhelm nicht willkommen, denn er spaltete die Parteien, welche vereint dem spanischen Einfluß gegenüber stehen sollten, und rückte die Aussicht, sich mit dem Scheine eines gewissen Rechtes dem spanischen Joche endlich zu entziehen, wieder in die Ferne.

Vergeblich suchte Wilhelm durch ein erneuertes Bündniß aller Parteien zu Brüssel und durch einen sogenannten Religionsfrieden im Juli 1578 einen friedlichen Ausgang. Man versprach damals den Calvinisten den Besitz mehrerer katholischen Kirchen und Klöster[40]). Auch die übrigen Pläne des Prinzen zögerten noch immer, sich zu verwirklichen. Zwar waren die Verhandlungen mit Frankreich und mit Elisabeth von England über abzuschließende Verträge noch nicht abgebrochen. Aber letztere wollte ebensowenig jetzt wie früher in einen Krieg gegen Spanien sich verwickeln, zu welchem gleichwohl der Neid gegen Frankreich sie antrieb.

So that weder die französische noch die englische Regierung einen entscheidenden Schritt in der niederländischen Sache und es blieb Alles beim Alten.

Endlich schien von anderer Seite dem Aufstande Hülfe zu kommen. Friedrich III. von der Pfalz hatte das Zeitliche gesegnet. Sein Sohn und Nachfolger Ludwig war Lutheraner und verabschiedete alle calvinistischen Theologen, starb aber bald und ließ den Thron seinem Bruder Johann Casimir, einem feurigen Calvinisten. An diesen wendeten sich alsbald die Niederländer um Hülfe. Johann hatte kurz vorher einen Glaubensfeldzug im Interesse der Hugenotten nach Frankreich gemacht und waren seine Soldaten aus den geplünderten Dörfern von Lothringen mit reicher Beute nach Hause gekommen[41]). Einen ähnlichen Zug nach den Niederlanden zu unternehmen, war ihnen eine lachende Aussicht, dazu kam, daß Elisabeth sich überreden ließ, den Fürsten für dieses Unternehmen mit Geld zu unterstützen. Marnix freute sich im Voraus des Gelingens dieser Sache, und war stolz darauf, sie persönlich eingeleitet zu haben[42]).

Er hatte jedoch wieder einmal die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn es kam Johann Casimir nicht ernstlich in den Sinn, wegen der „Kirche Gottes" sich von Wilhelm oder von Marnix Gesetze vorschreiben zu lassen. Als praktischer Mann ließ Johann sich zuerst von den Staaten gute Summen vorschießen[43]) und setzte sich dann zu Gent mit Hembyze und Ryhove in Verbindung. Mord und Plünderung folgten seinen Fußstapfen. Wilhelm und Marnix suchten in ihrer Verzweiflung die Rettung in einem Zerwürfniß der Genter Demokraten mit Johann Casimir.

Trotz gegebenen Ehrenwortes boten sie den Gentern an, in allen katholischen Gegenden das „reine Evangelium" zuzulassen[44]), wenn die Herren nur von ihren Gewaltthaten abstehen wollten. Allein die Genter trauten der Lockspeise nicht, besonders wollte Dathenus nichts davon hören, und Johann Casimir erklärte als „Ehrenmann und christlicher Fürst" er werde die Genter nicht im Stiche lassen.

So kam es, daß das flämische Land abermals rein ausgeplündert wurde. Die katholischen Kirchen Gents verwandelte man in Ställe und Casernen. In Brügge wurden drei Mönche lebendig verbrannt. Johann Casimir und seine Soldaten wurden mit dem Ertrage des Verkaufs der heiligen Gefäße bezahlt. Nachdem der Pfälzer also gehauset hatte, hetzte er eine Horde französischer Soldaten gegen die Spanier und ließ zum Abzuge blasen.

Dabei war die Zwietracht im eigenen Lager der Aufständischen groß, obgleich man natürlich nicht aufhörte, über Religionsfreiheit zu

reden und zu schreiben. Marnix, scheinbar die Toleranz selbst, und Wilhelm, öffentlich dem Calvinismus huldigend, stritten nicht selten auf's herbste miteinander. Jener warf dem Prinzen die Nachsicht und Lauheit in der Verfolgung anderer Secten vor[45]), seinerseits aber rügte Wilhelm noch immer Marnix' Intoleranz und geistigen Hochmuth[46]). Zum dritten Male ließ der Prinz seinen alter ego nach Deutschland reisen, um auf dem Kölner Congresse von 1579 die Lage der Niederlande im Interesse des Oraniers zu schildern. Wir wollen hier die Beschreibung, welche Marnix von dem Aufstande gab, nicht mit dem wirklichen Thatbestand vergleichen, manches Unrichtige könnten wir daran ausetzen. Begnügen wir uns, die Schlußworte seines Dithyrambus zu citiren; er rief mit eindringlicher Beredtsamkeit in die Versammlung: „Wenn noch ein Tropfen von dem Blute unserer Vorfahren durch unsere Adern fließt, oder noch ein Funken Ehre in unserm Herzen glüht, so werden wir im Nothfalle lieber eines ehrenvollen Todes sterben, als eine so schändliche und verächtliche Sklaverei erdulden"[47]).

Die südlichen Provinzen, vor allen Hennegau und Artois, kehrten sich allmälig wieder dem spanischen Regimente zu, besonders als sie sahen, daß die versprochene politische Unabhängigkeit in weite Ferne rückte und jedenfalls mit dem Verluste der angestammten Religion erkauft werden müßte. Selbst Wilhelm zweifelte an der Möglichkeit, die südlichen Provinzen für seine Pläne zu gewinnen und drang endlich auf den Abschluß der weltbekannten „Utrechter Union", durch welche die Trennung zwischen Nord und Süd geschaffen wurde. Natürlich machte Wilhelm seinen Freund auch für diesen schlechten Tausch verantwortlich. Aber auch so gelang es dem Oranier nicht, als Souverain in Holland, Seeland und Utrecht anerkannt zu werden.

Marnix tröstete sich mit der Ueberzeugung, daß wenigstens der Anfang zur gänzlichen Absetzung des Königs von Spanien gemacht sei, ohne zu ahnen, daß Wilhelm dies später mit dem Tode büßen sollte.

Marnix schrieb am 27. März 1580: „Wir setzen den König ab, denn er ist ein geschworener Feind der wahren Religion und des Wortes Gottes. Allein daraus folgern zu wollen: es sei nothwendig, einen Mann zum Fürsten zu erwählen, der zur wahren Religion gehört, ist ungereimt (y aurait des grandes absurdités). Der liebe Gott will dadurch gepriesen sein, daß die Fürsten, welche er aufruft zu seiner Vertheidigung, *ihn nicht kennen*! ... Aus diesem Grunde, sagt Marnix, darf man die französische Hülfe nicht zurückweisen[48]). Weiterhin bemerkt er, daß Gottes Feinde meistens zu seiner Glorie mitarbeiten müssen, und daß es der französischen Nation schlecht anstehe, daß ihr König und der Herzog Franz von Anjou selbst einen Sardanapal in Wollust überträfen u. s. w.[49]). „Trotz

allem müsse man den Herzog als gesetzlichen (légitime) Diener und Stellvertreter Gottes betrachten." Wilhelm ließ die Sache gehen. Anjou kam nun und Wilhelm hoffte, ihn, wie einst Matthias von Oesterreich, als Staffel zu eigener Größe zu verwenden. Es war wieder eine Dame und dies Mal die galante Gemahlin Heinrich's von Navarra, eine Schwester Anjou's, Margaretha von Valois, welche den Grund zu dem neuen Glücke der Niederlande legen sollte. Anjou war auf ihr Betreiben schon im Jahre 1578 unter dem Titel „Beschützer der niederländischen Freiheit" nach den Niederlanden gekommen, hatte aber kein sonderliches Glück gehabt. Sein Heer betrachtete das ganze Unternehmen wie eine Art Streifzug. Es raubte und brannte wie die Andern; als es nichts mehr zu rauben gab, lief es auseinander; die Ueberreste schlossen sich den Demokraten an. Anjou selbst ließ den Namen eines ehr-, charakter- und talentlosen Mannes zurück.

Nun reiste Marnix nach Frankreich, um den Herzog zur Rückkehr zu bestimmen[50]), obgleich Wilhelm's Verwandte und Freunde ihm eifrigst riethen, sich mit den schlüpferigen und betrügerischen Franzosen (les François lubriques et frauduleus) nicht weiter einzulassen[51]) und sich mehrere Provinzen ausdrücklich *gegen* ein Bündniß mit Frankreich erklärt hatten.

Am französischen Hofe sah Marnix alles rosenfarbig. Der Herzog erschien ihm als ein Mann von reiner und aufrichtiger Treue, mit offenem Urtheil und außerordentlicher Beredtsamkeit begabt, sanften und muthigen Charakters und, obgleich der päpstlichen Religion (religionem pontificiam) angehörig, dem „wahren Evangelium" nicht abgeneigt (verum evangelium non aversatur)[52]). Diesem Auserwählten Gottes wurde die Souverainität der Niederlande angetragen und Marnix war überzeugt, daß „der gute Gott die Sache auf besondere Art also geführt" habe.

Von diesen hohen Gedanken erfüllt, verstieg er sich sogar bis zu dem Plane eines Bündnisses mit Deutschland und England gegen Spanien. Obgleich sich dieser Plan nicht verwirklichte, geschah es doch unter dem Einflusse der englischen Politik, daß am 23. Januar 1581 zu Bordeaux der sogenannte Tractat von Plessis-lez-Tours bestätigt wurde. Die Niederlande wurden dem Herzog von Anjou als „Souverain" angetragen. „Fürst und Herr" sollte er sein, mit den gleichen Würden und Titeln, wie frühere Landesherren solche besaßen. Durch eine besondere Klausel ward jedoch festgestellt, daß Anjou den Prinzen Wilhelm und seine Nachkommen in gerader Linie als „Herrn und Fürsten" der Provinzen Holland, Seeland und Utrecht und der dazu gehörigen Landstriche anerkenne; zugleich versprach er, Wilhelm's Größe, wo es auch sei, fördern zu helfen[53]).

Der Oranier leistete das Gegenversprechen, mit keinem andern Fürsten einen Tractat abschließen zu wollen.

Erzherzog Matthias zog jetzt ab. Der König wurde im Juli 1581 abgesetzt. Anjou erschien jetzt zum zweiten Male als „Souverain" in den Niederlanden. In Wahrheit aber ein Souverain[54]), dessen Hände und Füße gebunden waren durch die Anhänger des „reinen Evangeliums", welche ihn nicht umsonst den „Befreier der Niederlande" nannten.

Nach Aldegonde's Meinung sollte, bevor man Anjou huldigte, eine Ehe mit der Königin Elisabeth von England die Freiheit der Niederlande, sowie die Einführung des „reinen Evangeliums" für immer sichern. Franz von Anjou hatte schon längst ähnliche Gedanken gehegt. Aber er war gerade kein schöner Mann. Er hatte krumme Beine, und in Folge einer Pockenkrankheit eine Art Doppelnase, welche durch die Spöttereien Chicot's, des Hofnarren seines Bruders, berühmt geworden war. Außer den Blatternspuren war Anjou's Gesicht auch noch von einer Art Geschwüre, den Zeugen seiner Ausschweifungen, gezeichnet.

Elisabeth's Leibarzt, Dr. Dale, war damals nach dem Festlande gereist, um das Bündniß einzuleiten. Er gab günstige Nachrichten und versicherte, der Herzog würde täglich schöner (more handsome)[55]).

Man fing nun an Liebesbriefe zu wechseln. Dem Herzog ist es, seiner Versicherung nach, weder um Geld noch um politische Macht zu thun, sondern ausschließlich um Elisabeth's Person; ihre Schönheit und Tugend haben ihn entzückt[56]), Geiz und Herrschsucht, schreibt Anjou weiter, seien ihm fremd, und hinsichtlich der Religion würde er sich *mit dem Allerwenigsten begnügen*[57]). Dazwischen bittet er sie dann wieder um Verzeihung über die freimüthige Aeußerung seiner Leidenschaft[58]). Elisabeth sucht die Sache in die Länge zu ziehen und schenkt ihm ein Taschentuch und eine Nachthaube (coëfe de nuit), wofür er ihr herzlich danken läßt[59]) und blinden Gehorsam (l'obéissance la plus aveugle) verspricht[60]). Während der englischen Heiraths-Unterhandlungen wurde Anjou die Aussicht auf eine andere Heirath eröffnet. Philipp II. trug ihm, wenigstens zum Schein, die Hand seiner Tochter Isabella an[61]). Aber Elisabeth schien jetzt die Ehe beschleunigen zu wollen und gab Erlaubniß, die Verhandlungen weiter zu führen. Trotzdem war es ihr nicht Ernst damit.

Anjou begab sich nach England. Er zählte damals 28, sie 48 Jahre. Elisabeth hatte eine runzelige Haut, rothes Haar, Augen ohne Brauen, ihr Hals war mit dicken Perlenschnüren bedeckt. So bildeten sie ein entzückendes Paar. Bälle und Turniere verherrlichten ihre Begegnung.

Marnix war mit einer Gesandtschaft junger Edelleute frohlockend über den Canal gezogen und schrieb an seinen Freund van der Mylen, alles gehe vortrefflich, Elisabeth sei sterblich in Franz verliebt. Allein er zweifelte anfangs, ob die Ehe bald abgeschlossen werden würde[62]). Als jedoch Elisabeth dem französischen Prinzen einen Ring schenkte und eine Medaille prägen ließ, auf welcher sie im Gewande der Venus Anjou eine Krone auf die Stirne drückt, zweifelte Marnix nicht mehr und war stolz auf den glänzenden Erfolg seiner Mission.

Es scheine ausgemacht, daß Elisabeth Anjou heirathen und Krieg gegen Spanien führen werde, so lautete der Bericht, der von London nach Antwerpen geschickt wurde.

Dort wie auch in andern flämischen Städten läutete man die Glocken, die berühmten flämischen Glockenspiele ertönten in fröhlichen Weisen, und Kanonendonner verkündete weithin das freudige Ereigniß. Da wurden im letzten Augenblicke die Verhandlungen abgebrochen. Elisabeth wollte sich die Sache weiter überlegen. Was vorgegangen, wußte Niemand. In seiner Correspondenz „à sa belle et divine maîtresse", wie er sie nennt, lüftet Anjou durch gewisse Bemerkungen ein wenig den Schleier, den wir lieber wieder über die Geheimnisse so schöner Seelen fallen ließen.

Genug, Marnix hatte sich wieder einmal getäuscht. Wilhelm war schweigend zu Hause geblieben. Anjou kam nach Antwerpen, wurde am 19. Februar 1582 durch den Oranier mit dem Herzogsmantel bekleidet und der calvinistischen Geistlichkeit vorgestellt, konnte aber bald wahrnehmen, daß er es Niemand recht machte und buchstäblich zwischen zwei Stühlen saß. Zum Ueberfluß litt er an Geldmangel; der „nervus rerum", die versprochenen Summen, blieben aus. Nun sollte ein Gewaltstreich ihn retten. Unter dem heuchlerischen Geschrei „vive la messe!" („Es lebe die Messe!") rückten seine Truppen im Januar 1583 in die Stadt Antwerpen ein, um sie zu plündern. Es entstand ein blutiger Straßenkampf, in welchem mehr als tausend Franzosen den Tod gefunden haben sollen. Das war die sogenannte „französische Furie", die weder Calvinisten noch Katholiken verschonte.

Als Marnix in solchen Greueln den Stern der geträumten Freiheit untergehen sah, als er um sich her die Stimmen sich mehren hörte, welche Frieden mit Spanien verlangten und dem Oranier das Bündniß mit dem würdelosen Anjou vorwarfen, als er Wilhelm's Ansehen sinken, sein Leben von feindlichen Kugeln bedroht sah, die, wie er selbst sagt, auch ihm galten, da machte er sich reisefertig und verschwand nach seinem Landsitze West-Souburg auf der Insel Walcheren.

Anjou verließ bald darauf die Niederlande. Er wurde öffentlich als Tyrann und Atheist gebrandmarkt. Bilderstürmer und Demokraten begannen nun wieder an verschiedenen Orten ihr sauberes Handwerk.

IV.

Marnix als Bürgermeister von Antwerpen.

Auch Wilhelm hatte aus Antwerpen entweichen müssen, obgleich sich die Stadt der Utrechter Union angeschlossen hatte. Er suchte nun auf andere Art seinen Einfluß wieder herzustellen, rief Marnix von Walcheren zurück und überredete ihn, das Bürgermeisteramt der Stadt zu übernehmen. Aldegonde that dies; nicht aus Ehrsucht noch aus Uebermuth, sondern aus reinstem Edelmuth, wie er selbst erklärte[63]).

Am 30. November 1583 trat Marnix sein neues Amt an, doch blieb seine Autorität in Antwerpen eine sehr zweifelhafte. Man konnte ihm nicht vergessen, daß er die Franzosen in das Land gerufen hatte. Dazu kam, daß er nicht über die städtischen Truppen verfügen durfte und nur ab und zu 50 Gulden aus der Stadtkasse für seine täglichen Ausgaben erhielt. Seine Stimme galt im Collegium der Schöffen nicht mehr als die eines Andern. Sowohl die Anführer der Besatzung als die Vorsitzenden der Gilden und Gewerbe wollten sich im Stadtrathe geltend machen und übten eifrig ihr Recht aus, ihre Meinung über alle irgend wichtige Fragen zu äußern. Der Bürgermeister konnte nicht einmal, so schreibt er selbst, das Schließen und Oeffnen der Stadtthore verordnen.

So war seine Lage nicht beneidenswerth, besonders wenn man bedenkt, wie sehr er auch von anderer Seite mit Enttäuschungen zu kämpfen hatte. Seine Bemühungen für die religiöse Umwälzung wurden nicht mehr geschätzt wie früher, die Schriften, welche er gegen die katholische Kirche[64]) herausgegeben hatte, nicht mehr gelesen. Seine in Reime gebrachten Psalmen wurden in den Kirchen nicht benutzt. Er mußte eine Veränderung in seine gegenwärtige Lage bringen, und versuchte sich nun auf dem Gebiete der Kriegführung. Ein geschickter Ausfall auf die Stadt Lier (in der Provinz Antwerpen) sollte seine Befähigung in's beste Licht setzen. Allein der Anschlag mißlang. Nun suchte er Antwerpen durch neue Bauten an einem Damm, dem kouwenstijnsche dijk, zu befestigen — Metzger und Kaufleute lehnten sich dagegen auf. Von keiner Seite kam der erwünschte Erfolg. Marnix

reiste darauf nach Delft, zur Taufe eines Sohnes Wilhelm's, des Prinzen Friedrich Heinrich. Das Festmahl wurde in dem zur prinzlichen Residenz umgewandelten Agatha-Kloster abgehalten. Dort schmiedeten die alten „Freunde" wohl neue Pläne zu Unterhandlungen mit Frankreich. Es war zu spät. Am 10. Juli 1584 traf Wilhelm in seiner Wohnung die tödtliche Kugel aus der Hand Balthasar Geeraert's.

Von dieser Zeit an beginnt für Marnix der Untergang seines Sternes. Er hatte seine Anhänglichkeit für notre France (unser Frankreich), wie er wiederholt sagte, weder verloren noch vergessen, und kehrte jetzt zu einem früher gefaßten Plane zurück. Er wußte, trotz des Widerstandes einiger feuerigen Patrioten, z. B. des Advocaten von Holland, Paul Buys, es bei den General-Staaten durchzusetzen, daß man wiederum Frankreichs, d. h. Heinrich's III. Hülfe anflehte. Man wollte diesmal sich ganz in die Arme Frankreichs werfen (avec grande et prompte instance) und bot Heinrich III. die Niederlande — Holland, Seeland und Utrecht einschließlich — zum erblichen Besitze an. Die Söhne Wilhelm's sollten auf irgend eine Art entschädigt werden Der wiederholt von uns angeführte Theodor Juste, gewohnt St. Aldegonde's Thaten mit dem Mantel der christlichen Liebe zu bedecken, muß hier selbst gestehen, daß Marnix über das reine Evangelium das Vaterland vergaß, und auszurufen schien: „Périsse la patrie" („Das Vaterland mag untergehen"), wenn nur die „Kirche Gottes" gerettet wird!

Am 13. Februar 1585 wurde die Souverainität über die Niederlande dem französischen König angeboten, der sie aber nicht annahm, sondern der Gesandtschaft wie im Spotte empfahl, ihre Schritte nach England zu lenken.

Unterdessen wurde Antwerpen durch den Herzog von Parma belagert. Im Monat Dezember 1584 hätten an hundert Boote Antwerpen noch mit Korn versehen können. Daran war jetzt nicht mehr zu denken. Die Zufuhr wurde ganz abgeschnitten. Parma ließ eine starke Brücke bauen. Der Versuch des berühmten Ingenieurs Gianibelli, sie durch eine Pulverladung zu sprengen, mißlang. Ein zweiter Rettungsversuch, nämlich den obengenannten Kouwenstyn'schen Damm zu durchbrechen, scheiterte durch einen Signal-Irrthum. Parma ließ den Damm wegen seiner Wichtigkeit jetzt noch stärker befestigen. Am 26. Mai 1585 versuchten die Belagerten zum zweiten Male, ihn zu besetzen. Allein in dem Augenblicke, als der Damm durch die Antwerpener und Seeländer eingenommen schien, hielt Marnix, der einen Theil der Truppen anführte, es für zeitgemäß, in die Stadt zurückzukehren.

Schon verkündeten dort die Glocken den glücklichen Ausgang des Unternehmens. Schon beglückwünschte man Marnix wegen seines Muthes,

denn nun hielt das Volk die Zufuhr wieder für möglich. Da erfuhr der aufsteigende Jubel den grausamen Rückschlag in der Kunde, die Spanier hätten den Damm wieder in ihre Gewalt bekommen.

Marnix suchte seine Abwesenheit von dem Kampfplatze zu motiviren. Es war umsonst, das Vertrauen war verloren.

Herantretende Geldnoth drohte den Sold der Vertheidiger zu kürzen. Die Gilden und die Vereine fremder Kaufleute griffen zu den Waffen. Die Nahrungsmittel nahmen bedenklich ab. Man schlug vor, alle Katholiken aus der Stadt zu vertreiben. Als aber Marnix von Uebergabe zu sprechen begann, da wollten die Calvinisten nichts davon wissen.

Der Herzog von Parma erfuhr durch seine Spione Marnix' kritische Lage und forderte ihn zu einer Unterredung auf. Marnix erklärte sich sofort dazu bereit und schrieb in seiner Antwort an den Herzog unter Anderm: er sei nie der Meinung gewesen, daß es einem Unterthan freistehe, die Waffen gegen seinen Landesherrn zu ergreifen, auch um des reinen Evangeliums willen nicht[65]). In einem weitern Briefe erklärte er, er sei bereit zu gehen, wohin der Herzog, den er für einen loyalen und aufrichtigen Mann halte, es wünsche.

Oeffentlich trat Marnix aber nicht mit diesen Aeußerungen hervor. Dem Präsidenten von Artois, Richardot, Parma's Stellvertreter, bot er an, nicht nur ein Bündniß zwischen Philipp und der Stadt Antwerpen, sondern auch einen Vertrag zu vermitteln, der für das ganze Land gültig wäre, denn er hielt es nicht für unmöglich, alle Provinzen, Holland und Seeland einschließlich[66]), wieder an den König zu bringen. Das gleiche schrieb er kurz nachher an den Herzog selbst.

Allein Richardot, sowie die Antwerpener Bevölkerung mißtrauten Marnix, der sich endlich gezwungen sah, dem Stadtrathe öffentlich mitzutheilen, wie rathsam er es erachte, mit Parma zu unterhandeln. Als der Rath dieser Meinung widersprach, schrieb der Bürgermeister wieder an Richardot, es möge Parma belieben, ein wenig Religionsfreiheit zu schenken, in diesem Falle würde er ihm wie ein treuer Diener die Hand küssen.

Am 6. Juli 1585 trat Marnix endlich, mit Genehmigung des Rathes, in mündliche Unterhandlung mit Parma, erreichte aber seinen Zweck nicht. Trotzdem er nachdrücklich Parma's Lob verkündete, zogen die Bürger es doch vor, auszuharren. Jedoch Anfang August begann die Stimmung unter den Belagerten zu schwanken. Endlich, am 7. desselben Monats, wurde die Uebergabe unterzeichnet. Am 2. August läuteten die Glocken zu Parma's Einzug. Die ausgeplünderte Kathedrale wurde den Katholiken zurückgegeben.

Marnix behauptete, die Hungersnoth habe die Uebergabe der Stadt erzwungen. Wir haben jedoch gesehen, daß bei den ersten Friedensunterhandlungen, zwei Monate vor der Uebergabe, Marnix ohne Noth dieselbe schon anbot. So dachten auch die Bürger, so später die General-Staaten, deren Mißbilligung groß war. Sie erlaubten ihm nicht, einen Fuß auf holländischen Boden zu setzen. Marnix nahm diese Strafe sehr kaltblütig auf, und schrieb später sogar darüber: „Die Staaten sind sehr zufrieden mit mir gewesen; nur wünschten sie, daß ich mich einige Zeit in der Entfernung halten solle (que je me tinsse quelque temps absent)".

Vielleicht war die Abneigung von Wilhelm's Sohn, dem Prinzen-Statthalter Moritz, gegen den Mann, der zur Entfernung seiner Mutter und zur Auflösung ihrer Ehe beigetragen hatte, nicht ohne Einfluß auf diese Strafe[67]). „Marnix von St. Aldegonde fühlte nun allzuwohl, daß für lange Zeit seine Rolle ausgespielt sei." So spricht selbst sein Lobredner Lacroix (Il considérait son rôle comme fini, son oeuvre ajournée pour longtemps). Von allen Seiten trafen ihn die schwersten Vorwürfe. Die Engländer, mit dem Grafen von Leicester zum Beistande der Niederländer von Elisabeth nach dem Festlande geschickt, stimmten in den allgemeinen Tadel ein, welcher Marnix traf. Niemand nahm an, daß Aldegonde vom Anfange der Unterhandlungen an durch Mangel an Lebensmitteln zur Uebergabe der Stadt gezwungen gewesen sei. Parma allein hielt seinen Helden in Ehren. Mit dem Herzog und mit Richardot blieb Marnix in stetem Briefwechsel. Er barg sich eine Zeit lang unter dem Schutze des spanischen Gouverneurs in Antwerpen, während seine Frau und Kinder auf seinem Gute in Seeland verweilten.

Dem spanischen König und Parma schien es, als sei nun der rechte Augenblick gekommen, um durch Marnix' Vermittlung die Insel, d. h. Seeland, zu bekommen.

Eine unlängst durch den bekannten Historiker Kervyn de Lettenhove aufgefundene, aus Spanien an den Herzog von Parma gerichtete Depesche vom 15. September 1585 lobt den Herzog wegen seiner Verhandlungen mit Aldegonde über die Auslieferung Seelands, und ermahnt ihn, Marnix gegenüber kein Geld zu sparen[68]).

Indessen reiste Marnix nach Walcheren ab, wo seine Frau Katharina van Eekeren tödtlich erkrankt war. Dort angekommen wurde er durch den Rath von Seeland verurtheilt, sein Haus in West-Souburg nicht zu verlassen, bis die General-Staaten einen Entschluß bezüglich seines Aufenthaltes gefaßt haben würden.

Die Staaten hatten also von der geplanten Auslieferung der „Insel" Nachricht erhalten und vereitelten Parma's und Marnix' Vorhaben.

Aldegonde's Gemahlin starb damals und er verehelichte sich zum dritten Male mit Johanna de Lannoy, Wittwe von Philippotte's Bruder Adrian de Bailleul oder van Belle.

Allmälig wurde er den General-Staaten gleichgültig. Er selbst bemühte sich, seine spanische Gesinnung zu vergessen, konnte aber vorläufig kein neues Staatsamt erhalten.

So lebte er einige Zeit, wie er es seiner Behauptung nach wünschte, in der Mitte der Seinigen, und ließ seiner wiedererwachenden calvinistischen Leidenschaft freien Lauf. Er schrieb einige Aufsätze woraus wir seine damalige Gesinnung ersehen und abschätzen können. Wir theilen hier einen Auszug aus einer kleinen Schrift mit, die den Titel: „Trouhertige Vermaning" („treuherzige Ermahnung") führt. Dieselbe bezweckte, den christlichen Gemeinden von Brabant, Flandern, Hennegau u. s. w., welche noch „unter dem Kreuze sitzen," d. h. welche noch unter den Katholiken wohnen, weise Verhaltungsmaßregeln zu ertheilen.

Indem er kurz den Fortgang des Calvinismus in den Niederlanden beschreibt, und sich über den Mangel an Ausdauer und Ueberzeugung bei den Calvinisten beklagt, ruft er aus:[69]) „Das heilige Evangelium und das Königreich Gottes haben sich schnell wie der Blitz über die Niederlande verbreitet, sind aber auch wie ein Blitz verschwunden."

Zur Charakteristik der katholischen Kirche übergehend behauptet er: „Die Päpste und Cardinäle sind meistens leibhaftige (vermenschende) Teufel oder thierische Mißgeburten und Monstra." Der Papst sei die babylonische H . . . , welcher man nicht zu Füßen fallen soll. Im Falle die Brüder (die Calvinisten) unter den Finsterlingen in drohenden Gefahren (sware peryckelen) leben, sollen sie Acht geben, daß sie sich „mit den babylonischen Gefäßen nicht beschmutzen," und „nichts Unreines berühren, damit sie weder den Namen noch das Zeichen der babylonischen H . . . , empfangen."

Etwas Galgenhumor schimmert durch den Satz, in welchem Marnix sagt, nur derjenige sei ein rechtes Kind Gottes, der allen Gütern entsagt. „Denn," so spricht der h. Lukas, „wer die Hand an den Pflug legt und umschaut, ist Gottes nicht würdig."

Bekanntlich befand sich Marnix, seiner Versicherung nach, öfters in großer Geldverlegenheit und hatte seiner Zeit selbst den Pflug in die Hand genommen. Der Satz entsprach also unwillkürlich seiner eigenen Zwangslage.

V.

Marnix' letzter Versuch, die Niederlande zu „befreien".

Dieses idyllische Leben war wirklich ein gezwungenes. Ein so thatendurstiger Geist, wie der des Marnix, konnte es unmöglich lange ertragen. Er sehnte sich nach geistiger Aufregung und fand diese bald. In jener Zeit fielen verschiedene Briefe, welche König Philipp an niederländische Edelleute geschrieben hatte, durch Unterschlagung mehr als durch Zufall in unrechte Hände, und wurden dem schriftgewandten Marnix zur Entzifferung übergeben. Dieser legte ihren Inhalt so aus, als ob Philipp nicht nur neue Maßregeln zur Unterwerfung der Niederlande ergreifen wolle, sondern auch feindselige Pläne gegen England und Heinrich von Navarra schmiede, welcher um jene Zeit die Nachfolge auf den Thron des h. Ludwig sich zu erstreiten suchte.

Auf Grund dieser Correspondenz unternahm Marnix wieder ein Mal eine Reise nach England. Ein gewisser Don Antonio von Portugal, Großprior der Malteser Commenthurei von Crato, ein Abkömmling König Emmanuel's des Großen, schien ihm nämlich damals die geeignete Person einen Krieg gegen Philipp zu unternehmen, um das Reich seiner Väter wieder zu erobern.

Diesen Gedanken hatte Marnix dem ehemaligen englischen Gesandten am Pariser Hofe und jetzigen Staats-Secretair Walsingham als sehr vortheilhaft für die englische Politik dargestellt, da ein portugiesischer Krieg König Philipp nothwendigerweise von andern, England feindlichen Plänen abhalten müsse [70]).

Man kam in Folge dieses Gedanken-Austausches zu dem Beschlusse, einige Kriegsschiffe auszurüsten, um Don Antonio in seinem Vorhaben zu unterstützen.

Elisabeth aber widersetzte sich energisch dem abenteuerlichen Plane. Als jedoch bald darauf, im Jahre 1588, die spanische Armada oder „unüberwindliche Flotte" an der englischen Küste von Stürmen zerstreut und zu Grunde gerichtet worden war, nahmen einige englische Edelleute und Glücksritter den Plan, Portugal für Don Antonio wieder zu erobern, abermals auf. Letzterer hatte bereits früher in einem eigenhändigen Schreiben an Marnix den Gegenstand besprochen.

Ist es da nicht mehr als wahrscheinlich, daß Marnix durch die Reise nach England bezweckte, den Vermittler für die dortigen Freiwilligen zu spielen, welche in der Stärke von 20,000 Mann als eine Art Frei-

beuter, ähnlich den Waſſergeuſen, dem Zuge ſich anſchließen wollten? Der Plan war jedoch mangelhaft angelegt und ſcheiterte kläglich in der Ausführung.

Noch ein Mal warf Marnix ſich als politiſcher Vermittler auf, und trat wieder in fremden Dienſt, aber mit noch geringerm Erfolge als früher. Dieſes Mal zogen ihn die neuen Dinge in Frankreich an.

In der Perſon Heinrich's von Navarra, welcher als Heinrich IV. den Thron beſtiegen hatte, glaubte er endlich den wahren „Gottesgeſandten" gefunden zu haben, den der Herr zum Schutze „ſeiner Kirchen" auserwählt habe (que Dieu a esleu [élu] pour protecteur d'icelle).

Schon im Anfang der Belagerung von Paris, im Jahre 1590, war Marnix zu dem Bourbonen gepilgert. „Es gefiel dem Könige," ſo ſchreibt er von dieſem ſchüchternen Verſuche, „mich in die Reihen ſeiner beſondern Diener (particuliers serviteurs, serviteurs domestiques) aufzunehmen und auf meinen Rath zu hören. Er befahl mir, dieweil ich in Niemandens Dienſt ſtand, mich als ſeinen Rathsmann zu betrachten." Heinrich ſchenkte dem neuen Rathsmanne auch 600 Kronen, „damit (ſo erzählt Marnix ſelbſt) dieſer ihn bei dem Prinzen Moritz von Oranien und den General-Staaten empfehlen möge."

Es iſt erlaubt, Zweifel in die Feſtigkeit des allzu locker geſchlungenen neuen Freundſchaftsbundes zu ſetzen, dem Marnix offenbar eine größere Wunderkraft zutraute, als Heinrich von Navarra, denn dieſer hat ſich über die Gefährlichkeit von Marnix' leidenſchaftlicher Politik, die leicht ſeine eigene Lage compromittiren konnte, wohl nie getäuſcht.

Aldegonde wohnte zu Paris während der Belagerung mit dem Hiſtoriker de Thou im nämlichen Hauſe. Dieſer, obgleich ein beſtimmter Parteigenoſſe Navarra's, der Hugenotten und Calviniſten, ſcheint über den Werth und das Streben ſeines Hausgenoſſen ganz andere Gedanken gehegt zu haben, als Marnix ſelbſt ſich geſtattete. De Thou betrachtete ihn durchaus nicht als einen Auserwählten, deſſen Handlungen von der göttlichen Vorſehung beſonders geleitet würden, und erklärte gelegentlich, der Herr von St. Aldegonde ſei zwar ein höflicher Mann, allein er habe ſehr ſchlecht gehandelt, indem er in ſeinem „Bienenkorb der römiſchen Kirche" die chriſtliche Religion verhöhnte und beſchimpfte[71]) (il a mis la religion en rablaiserie[72]) ce qui est très mal fait). Marnix' Miſſion bei Heinrich war auch bald zu Ende: der König ließ ihn ziehen.

Seine Rückkehr ſcheint dem calviniſtiſch geſtimmten Prinzen Moritz willkommen geweſen zu ſein. Dieſer beurtheilt ihn übrigens nach ſeinem richtigen Werth; ſo ſchreibt er z. B., wenn Marnix auch König Heinrich's Privatdiener ſei, ſo würde es ihm doch leicht werden, „zwei Herren zu

dienen“ (être particulierement au Roy et cependant qu'il s'obligeat a son [Moritzens] service).

Marnix lebte in solcher Selbsttäuschung über seinen eigenen Werth, daß er damals zuversichtlich hoffte, Heinrich würde ihn nach Frankreich zurückrufen. Er schrieb darüber an einen Freund, er würde „die gute Gelegenheit mit beiden Händen erfassen“. Die „gute Gelegenheit“ kam jedoch nie wieder.

Eine andere Gelegenheit, sich im Auslande auszuzeichnen, ging ebenfalls für ihn verloren. Johann Georg von Anhalt [73]), der Aelteste von 16 Geschwistern, deren Vater sein ganzes Vermögen verzehrt hatte, forderte Marnix auf, ihm bei der Ausbreitung des „reinen Evangeliums“ durch die Waffen behülflich zu sein.

Marnix griff auch hier mit beiden Händen zu, aber seine Bedürfnisse und Ansprüche überstiegen die Mittel des Johann Georg, und der erhabene Kreuzzug wurde von des Schicksals kalter Hand bereits vor seiner Entwicklung vernichtet.

Nun hatte Marnix wieder eine Frage von zarterer Beschaffenheit zu lösen. Er wurde zum zweiten Male Brautwerber. Johann Casimir von der Pfalz hatte, wie wir wissen, nach dem Tode seines Bruders Ludwig für dessen Sohn die Pfalz regiert und mit Hülfe des berüchtigten Genter Demokraten Johann van Hembyze auf's neue calvinisirt. Als sein Neffe Friedrich 17 Jahre alt war, verlobte man ihn mit der 16jährigen Luisa Juliana von Nassau, der ältesten Tochter Wilhelm's von Oranien und dessen dritter Gemahlin Charlotte von Montpensier.

Marnix sollte das Fräulein nach Dillenburg führen, um in althergebrachter Weise im Hause des Nassauers die Hochzeit zu feiern. Natürlich betrachtete er die Ehe als einen neuen Fortschritt für die „Kirchen Gottes“, denn Luisa war streng calvinistisch erzogen. Hembyze und Ryhove waren ja auch zu ihrer Taufe eingeladen gewesen [74]). Friedrich, der vierte seines Namens, wurde dann auch wirklich ein dankbarer Anhänger der Marnix'schen Kirche Gottes. Er blieb sein Leben lang ein Erzfeind des „römischen Antichrist und aller Teufel der sophistischen Greuel“, wie er selbst betheuert. Seine Zeitgenossen versichern, er sei ein Meister im Schwören und Fluchen und unübertroffen in allen Ausschweifungen gewesen. Er erlag, 35 Jahre alt, einem Schlaganfalle in Folge starken Trinkens, nachdem er kurz vorher Mitbegründer der protestantischen Union geworden war; man gab ihm den Ehrennamen des „Schwertes Gottes“. Das war Marnix' letzte große politische That.

Am Ende seines Lebens hatte er noch von dem Undank und der Mißgunst des Prinzen Moritz zu leiden, bevor er die Ruhe an

anderer Stelle (Repos ailleurs, wie sein Wahlspruch lautete) erst finden sollte.

Schon lange hatte er über Luther's Bibel-Uebersetzung geklagt. Er behauptete, keine Uebersetzung habe sich von dem Sinne des hebräischen Textes weiter entfernt, als diese, und aus einer so fehlerhaften deutschen habe man eine niederländische Uebersetzung angefertigt.

Marnix hatte bekanntlich in Genf Hebräisch gelernt, und später die Psalmen aus dieser Sprache übertragen. Auch sonst ist es nicht zu verwundern, daß er eine derartige literarische Thätigkeit sich wünschte. Nach allem, was ihm widerfahren, sehnte er sich nach Ruhe. Sein Leben war eine fast ununterbrochene Reihe von Enttäuschungen gewesen. Als Feldherr hatte er keinen Glanz erringen können; als bürgerlicher Beamter waren Schmach und Spott sein Lohn; als Diplomat machte er ein ganz klägliches Fiasco; oft war er seines Lebens nicht sicher. Als Brautwerber hatte er zwar einen verhältnißmäßig guten Erfolg; aber aus der Natur seiner Werbungen selbst erwuchs ihm das erste Mal, wie wir bereits sahen, die Abneigung der Kinder der verstoßenen Gemahlin Wilhelm's und der Haß des Herzogs von Montpensier, des Vaters der entführten Charlotte.

Im zweiten Falle bleibt es doch zweifelhaft, ob Luisa Juliana seiner Vermittlung eine unentwegte Dankbarkeit bewahrt habe.

Man begreift also, daß er sich nach einem wenig gefahrvollen andern Wirkungskreise sehnte. Es gelang ihm in der Bibelfrage die General-Staaten zu veranlassen, ihm und seinem Freunde Daten die Uebersetzung der Bibel anzuvertrauen. Der letztere hatte gleichfalls schon eine Uebersetzung der Psalmen verfaßt, die, obgleich hauptsächlich nach dem Französischen des Clement Marot bearbeitet, und in jeder Hinsicht geringer als die Bearbeitung des Marnix, fast überall bei dem calvinistischen Gottesdienst eingeführt war.

Natürlich dachte Marnix nicht ernstlich an eine Mitarbeiterschaft, die ihm nur die Furcht einflößen konnte, auf's neue überlistet zu werden. Er entledigte sich darum bald des unbequemen Daten's und ließ sich ausschließlich mit der Uebersetzung beauftragen, an welcher er in frühern Jahren schon gearbeitet hatte [75]).

Inzwischen war er nach Leiden gezogen und hatte sich in der Mitte der calvinistischen Gelehrten, froh seiner endlich gewonnenen Ruhe, niedergelassen. Aber, o Schrecken! kaum hatte er die Genesis fertig gebracht, da unterbrach der Prinz seine Arbeit und sendete ihn nach dem Fürstenthum Oranien, um die Rechte des Hauses von Nassau gegen die Uebergriffe des Verwalters Desdiguieres zu vertheidigen. Auch diese Mission blieb, wie die meisten frühern, erfolglos, und „von dort an," schreibt er selbst,

„ging ich unter" (ce voyage d'orange m'a mis soubs le pied et rendu inutile). Den Heimgekehrten lud Niemand ein, seine Uebersetzungen wieder aufzunehmen. Er konnte noch seine letzte Kraft einer großen Vertheidigungsschrift über die hauptsächlichsten Thaten seines Lebens widmen, welche durch den bittern Angriff eines Ungenannten veranlaßt war. Er nannte sie: „Response apologéticque de Philippe de Marnix, Seigneur de Mont-Sainct-Aldegonde à un libelle fameux qui a esté publié en son absence, sans nom de l'Autheur et de l'Imprimeur: par un certain libertin, s'attiltrant gentilhomme Allemand, et nommant sondit libelle Antidote ou Contrepoison, etc. auquel l'honneur des Ministres et du Ministere de la parolle de Dieu estoit prophanement vilipendé" („Apologetische Antwort von Philipp u. s. w. auf eine berüchtigte Schmähschrift, die in seiner Abwesenheit anonym und ohne Angabe des Druckers veröffentlicht wurde durch einen gewissen schamlosen Menschen, der sich den Titel eines deutschen Edelmannes gibt, und sein Pamphlet Antidotum oder Gegengift nennt u. s. w., in welchem die Ehre der Diener und des Dienstes des Wortes Gottes entweiht und beschimpft worden ist").

Die Schrift erschien im Jahre 1598 und war den „Herren General-Staaten der vereinigten Provinzen" dedicirt.

In dieser Selbstvertheidigung, welche, ähnlich einer gleichartigen Wilhelm's von Oranien, vielen Historikern (NB.!) als eine der zuverlässigsten Quellen zur Beurtheilung des Autors erschien, sucht Marnix, nach einer eingehenden Besprechung seiner Hauptthaten, nachzuweisen, wie die Verleumdung und die Angriffe auf seine Ehre ihn der Uebersetzung der Bibel enthöben.

Die gesinnungstüchtigen Verehrer und wehmüthig gestimmten Lobredner unseres Helden brechen hier vielfach ihre Lebensbeschreibung mit den Worten ab: „Bei der Uebersetzung fiel Marnix so zu sagen die Feder aus der Hand und sein sterbender Mund rief aus: Repos ailleurs!"

Dies ist sehr rührend, hindert aber kaltblütige Beurtheilung nicht, über das zerrissene Leben des fanatischen Mannes hinweg einen Blick auf seine Schriften zu werfen, die von Anfang bis zu Ende durch alle Epochen seines Lebens hindurch den Geist der exclusiven calvinistischen Intoleranz athmen. Diese Schriften sind theils religiöser, theils politischer Natur, und dienen dem doppelten Ziele, welches Marnix sich zur Lebensaufgabe machte: den Calvinismus in den Niederlanden einzubürgern und ihm alle andern Interessen dienstbar zu machen. Indem seine Lobredner aus patriotischen Bedenken diese Ziele ihres Helden, wie oben gesagt, nicht eingestehen wollen, gelang es ihnen, denselben als einen eiteln Glücksritter, seine Thaten als eine Kette von Widersprüchen darzustellen. Edgar Quinet allein, der leidenschaftliche Katholikenfeind, der in Marnix

einen Geistesverwandten zu sehen meint, beurtheilt sein Streben richtiger. Er sagt in seinem etwas überschwänglichen Stile: das Volk hatte (NB.!) entdeckt, daß seine Religion sein Feind sei, darum machte sich Marnix zum Lebenszwecke, „nicht allein das Papstthum zu widerlegen, sondern auch es zu entehren; nicht nur es zu entehren, sondern, wie ein altes germanisches Gesetz gegen Ehebruch vorschreibt[76]), es im Schlamme zu ersticken“ [77]).

Diesem Streben, den Calvinismus auf eine Sündfluth von Schlamm und Schmutz zu pflanzen, die er über Gottes Garten, die Kirche, ausgoß, blieb Marnix treu bis an seinen Lebensabend. Nur gestatteten die Umstände nicht immer, die Waffen zu zeigen. Darum versicherte er selbst, er habe „nur einen einzigen Zweck verfolgt: das Wohlergehen der Kirche Gottes“, d. h. Calvin's und Beza's, seines „Vaters in Christo“. Seine Zeitgenossen aber, so klagt er, verstanden ihn nicht. Daß Wilhelm von Oranien auf die Zerstörungspläne nicht einging, wissen wir. Allein die beiden Männer brauchten einander.

Als Marnix eines Tages verstimmt war über die geringe Zahl der Freunde des neuen Evangeliums, und sich bei Wilhelm über Herunterseßung seiner Person beklagte, antwortete ihm der kalte, skeptische Prinz mit spöttelnder Rücksichtsnahme auf seinen Fanatismus: „Hören Sie ein Mal, Sanct Aldegonde, für die Kirche Gottes wollen wir uns mit Füßen treten lassen“ [78]).

„Als ich dies vernahm,“ erzählt Marnix, „sagte ich zu Monsgr. dem Prinzen: »Nun Sie sich dazu entschlossen haben, dürfen Sie frei über mich verfügen, zu allem was ihnen beliebt«.“

Die Umstände zwangen Marnix zuweilen, in andere Bahnen einzulenken; seinen eigentlichen Zweck verlor er jedoch nie aus dem Auge. Man kann sagen, daß seine ganze politische Laufbahn von einer Spottschrift eröffnet und umfaßt wurde, welche auch in der deutschen Literatur durch Fischart's Ueberseßung, bez. Bearbeitung allenthalben bekannt geworden ist. Er gab dieselbe in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Breda heraus unter dem Titel: „Den Byencorf der heylighe roomsche kercke, dit is een clare ende grondelike wtlegginghe des Sendbriefs Meester Gentiani Hervet nu corts wtgegaen int Fransoys ende int Duytsch: Ghescreven aen de afghedwaelde van het Christen Gheloove“ („Der Bienenkorb der h. römischen Kirche, eine deutliche und gründliche Erklärung der Missive von Gentianus Hervet kürzlich in französischer und deutscher Sprache herausgegeben. Gerichtet an die Irrenden im christlichen Glauben“); und in Fischart's Ueberseßung: „Bienenkorb des hailigen roemischen immenschwarms, seiner hummelszellen oder himmelszellen, hurnausznëster, brëmengeschürm und wëspengedoesz, samt

läuterung der hailigen roemischen kirchen honigwaben, u. s. w. u. s. w., durch Jêsuwalt Pikhart". Nach seinem Tode erschien eine von ihm noch veranlaßte französische Bearbeitung des „Bienenkorbs" unter dem harmlosern Titel: „Tableau des différends de la religion" („Ein Bild der Religionsstreitigkeiten"), von welcher der Herausgeber bezeugt, Aldegonde habe durch dieses Buch bezweckt, den Unterschied zwischen der christlichen Kirche und Satans Synagoge (der röm.-kath. Kirche), zwischen Christus und dem Antichrist, zwischen Gott und dem Papste in's rechte Licht zu stellen.

Durch eine kurze Uebersicht des erstgenannten Werkes, das wahrscheinlich den meisten Lesern unbekannt [79]) ist, dürfte die von mir verfochtene Meinung vollauf bestätigt werden.

VI.

Marnix als Schriftsteller.

Der Byencorf (Bienenkorb), in der letzten Ausgabe ein Werk von 525 großen Octav-Seiten, erschien schon im Jahre 1569, als Marnix kaum 31 Jahre zählte. Es ist ein Erzeugniß bedeutender vielseitiger Geschichtskenntniß, und überrascht dadurch bei einem verhältnißmäßig jungen Manne damaliger Zeit. Zuerst erschien es ohne den Namen des Verfassers; erst später wurde Marnix als sein Autor bekannt. Im 16. und 17. Jahrhundert erschienen davon eine Reihe von Ausgaben; im 18. Jahrhundert nur noch zwei.

Der Verfasser verbirgt sich hinter dem Pseudonym „Isaac Rabonetus van Loven, Licentiat der päpstlichen Rechte". Das Werk ist spöttischer Weise dem neuen Bischofe van Son oder Sonnius von Herzogenbusch, „dem Vater aller neuen niederländischen Bischöfe", gewidmet. Der berühmte Sonnius trat bekanntlich nach Cardinal Granvella an die Spitze der Bewegung zur Umgestaltung der niederländischen Bisthümer. Dadurch gewann die kirchliche Neuordnung die ihr damals höchst nothwendige Unterstützung, und Sonnius hätte statt des Hohnes den Dank der Niederländer verdient durch den Widerstand, welchen er mit vielen seiner geistlichen Collegen gegen die durch den Herzog von Alba ausgeschriebene zehnprocentige Steuer (tiende penning) [80]) leistete. Wie der Titel, so ist das ganze Werk eine Parodie. Sogar die Bibeltexte, welche dutzendweise in dem Werke angeführt werden, erhalten durch Marnix' Feder eine ihrer natürlichen entgegengesetzte Bedeutung. Das Buch ist

reichlich mit Behauptungen ausgestattet, deren Falschheit Marnix zweifelsohne nicht einsehen wollte. Die Arbeit soll das Gegenstück der Schrift eines französischen katholischen Theologen Gentianus Hervet sein, der sich durch die Uebersetzung griechischer Schriftsteller und mehr noch durch Vorträge über kirchliche Disciplin auf dem Concil von Trient bedeutenden Ruhm erworben hatte. Als dieser Gelehrte General-Vicar des Bisthums Noyon wurde und Streitschriften gegen die französischen Hugenotten drucken ließ, trat Marnix zur Widerlegung gegen ihn auf. Er theilte sein Werk, nach dem Beispiele des Gegners, in sechs Hauptstücke ein. Das erste spricht von der Art und Weise, wie man die Ketzer behandeln soll, die „verbrannt werden müssen". Das zweite Stück erörtert die Kraft der heiligen Schrift, und versucht nachzuweisen, wie weit die katholische Lehre von dem Geiste der Bibel abweicht. Das dritte Hauptstück behandelt die Beichte und andere Sacramente und verspottet ihre Anzahl. Der vierte Theil beschäftigt sich mit der Verehrung und „Anbetung" der heiligen Bilder, der fünfte mit den guten Werken, deren angeblicher Werth verhöhnt wird; der sechste mit der „Heiligkeit des Papstes und der Pfaffen". Schließlich wird die Bedeutung des Titels „Bienenkorb" in beißend witziger Weise erklärt.

Wir wollen gern zugeben, daß mancher historische Fehler in dem Buche mehr der Unwissenheit als der Bosheit des jungen Verfassers zuzuschreiben ist, welcher in der Begeisterung für seinen Gegenstand Vieles kritiklos hinnahm, was seinem Systeme gute Dienste zu leisten schien. Legen wir also seine historischen Irrthümer nicht auf die Waagschale! Verargen wir es ihm nicht, daß er z. B. den Zweck des Bildersturmes unter Leo dem Isaurier[81]) ironisch als Ehrfurcht des Kaisers vor den Concilien bezeichnet. Es gehört ja schon ein größeres Maß historischer Kritik dazu, um einzusehen, daß der Bildersturm nicht nur gegen den Papst gerichtet, sondern durch die Angst vor den Saracenen, jenem ikonoklastischen Volke, veranlaßt war, dessen Fanatismus Leo mit Recht fürchtete, und durch eben diesen Bildersturm zu beschwichtigen suchte.

Wir wollen ihm, der ja nicht alles, was seine spöttische Feder schrieb, aus den ältesten und reinsten Quellen schöpfte, nicht einmal vorwerfen, daß er Mathilde von Canossa, die wackere Vertheidigerin der kirchlichen Freiheit, eine Courtisane Gregor's VII. nannte[82]). Traurig genug ist es ja, daß bis auf den heutigen Tag sich mancher Geschichtsbaumeister in gleicher Weise versündigte.

Immer weiter gehend in seinem Hasse, fügt Marnix den heiligen Namen Jesus und Maria gotteslästerliche Epitheta bei und nennt die heiligen Jungfrauen „einen Haufen Fräuleins". Natürlich bespöttelt er auch die plastische Kunst und redet dem Ikonoklasmus das Wort. Sogar

eine Darstellung verschiedener Abschnitte aus dem Leben des Gottessohnes läßt er nicht zu. „Unsere liebe Mutter (die katholische Kirche) — soll haben: einen Gott mit drei Köpfen, mit drei Gesichtern, einen Gott mit grauem Bart, einen mit gespreizten Fingern, einen andern mit Kleidung und Krone eines römischen Papstes, einen Gott der Barmherzigkeit[83]), einen an's Kreuz genagelten, einen auf einem Esel reitenden, einen auf einem Adler gen Himmel emporsteigenden, ein kleines, nacktes, lachendes Beguinen-Jesulein — ein anderes in der Krippe", u. s. w.

Welcher Greuel wäre Marnix wohl unser schöner Gebrauch, die Bilder geliebter oder verehrter Personen in unsern Gemächern und in öffentlichen Localen aufzuhängen! In welchen Ausdrücken tadelt er nicht Hervet, daß dieser vom „erschaffenen Gott" plötzlich auf die Abbildungen übergeht![84]) „So fällt er," sagt der Verfasser, (man verzeihe mir das Citat) „plötzlich vom Ochsen auf den Esel," und diesen Ausdruck gebraucht er mehr als ein Mal.

In gleich schmachvoller Weise verhöhnt er das Zeichen des h. Kreuzes sogar bei der Taufe. Er nennt es ein „Lisken Albedryf" (ein allzu rühriges Dienstmädchen, das allerlei Arbeit verrichten kann), einen „Roervink" (eigentlich Brandstifter, hier ein sehr bewegliches Thier). In seiner Gleichgültigkeit erscheinen ihm die Hymnen an das h. Kreuz lächerlich und den Schluß vieler Kirchengebete: „Durch Jesum Christum, unsern Herrn," befleckt er mit dem schändlichen Ausdrucke: „Die Butter (oder „das Gewürz", wie es Fischart bezeichnet), die alles verbessert." Die herrlichen Strophen: „Stabat Mater," „Intemerata," „Ave maris Stella," „Salve Regina" sind ihm nichts als „liebenswürdiges Geplauder" (liefelycke praetkens)[85]). Maria sei eben sehr ehrgeizig und „verleckert" auf dergleiche Ceremonien, sie wünsche als Himmelskönigin verehrt und angebetet zu werden.

Auch das Läuten des Angelus[86]) ist Marnix (wie Mephisto) ein Abscheu. Er hatte keine blasse Ahnung von dem kirchlichen Symbolismus. Auch die ascetischen Dichtungen waren ihm ein völlig unbekanntes Gebiet. Den tiefen und sinnigen Tauler nennt er einen „tollen Mönch" (delirus monachus)[87]).

Ein anderes Gebiet, auf welchem Marnix sich stets unbewandert zeigte, ist das des Gehorsams. Verstand er seinen Eltern gegenüber diese Tugend nur wenig, so begriff er noch viel weniger jenen Gehorsam, welcher jedem Christen gegen die Kirche obliegt. Er schildert diese Pflicht also: „Wenn die Kirche etwas vorschreibt, was der h. Schrift widerspricht, soll man der Bibel einen ehrenvollen Passe-port oder ein Begleitschreiben geben." „Wenn sie (der Papst und die Bischöfe) am hellen Mittag be-

haupten, es ſei finſtere Nacht, ſo ſollen wir dies unmittelbar annehmen, wie einen Glaubensartikel, und ſchnell zu Bett geben."

Nichts deſto weniger huldigt er unbewußt dem Gehorſam und der Einigkeit, welche in der h. Kirche herrſchen. Er vergleicht ſie mit einem Bienenkorb, wie der Titel des Buches es andeutet. Die Mitglieder der Kirche, Prieſter und Laien, ſind die Bienen. „Der Bienenkönig," ſagt er (der Papſt), „hat allerdings einen Stachel, benutzt ihn jedoch ſelten, weil die Bienen immer bereit ſind, ſeinen Wünſchen entgegenzukommen. Sie umſchwirren ſämmtlich den König und ſind ihm wunderlich gehorſam und zu Dienſt." „Wo er ſich niederläßt, da bildet ſich der Stapel des Honigs und die Wabe. Solche, die viele Meilen weit wohnen, finden dort ihre Zuflucht. Wem der König geneigt iſt, dem iſt der ganze Schwarm befreundet. Verliert man den König, ſo iſt alles leidend," u. ſ. w.

Dem Verfaſſer war es wohl unbekannt, daß der h. Bernhard Chriſtum ſelbſt „apis vere quae pascitur inter lilia" nennt, „die wahre Biene, welche ſich von den Lilien nährt". Er ahnte nicht, wie in der Revelatio der h. Brigitta von Schweden, aus dem 14. Jahrhundert, Chriſtus von ſich ſelbſt ſagt: „Ego dominus, Creator omnium, ego sum possessor et dominus apium istarum. Ego ex intima charitate et sanguine meo fundavi mihi alveolum apium, id est, sanctam ecclesiam." („Ich bin der Herr, aller Dinge Schöpfer, ich bin der Beſitzer und der Herr jener Bienen. Ich habe aus innigſter Liebe und aus meinem Blute mir einen Bienenkorb, d. i. eine h. Kirche gegründet.") Wo von Opfer und guten Werken die Rede iſt, leſen wir dieſen Satz (in Fiſchart's wörtlicher Ueberſetzung): „Sollte er nit billich die erbſunde ſamt der ganzen ſchuld quit ſchelten, ſô man in ſô êrlich bezâhlt mit wachs (als Beiſpiel wird die Oſterkerze beſpöttelt), Schmalz, ſchmêr und Spaichel? So gibt er's ja nicht umſonſt" [88]). Im Capitel über die Verehrung der Heiligen (eine Andacht, welche Marnix beſonders widerwärtig vorkommt und worüber er ſich wiederholt äußert) mißbraucht er die Worte Chriſti und ſagt: „Chriſtus wird beim Weltgericht zu denen, welche den Armen geholfen haben, ſagen: „Was îr aim von dieſen geringſten getân habt, das habt îr mîr getân! Ergo, ſo wir ainen auß den hailigen anbëten, und an gottes ſtatt verêren, das wird gott alſô aufnemen, als ob wîr in ſelbs hätten angebëtet."

Die ſieben hh. Sacramente ſind bekanntlich den Calviniſten ein Stein des Anſtoßes [89]). Polemik verſteht Marnix nicht im geringſten; einige Witze vertreten jede Discuſſion. Er ſagt ganz einfach: „Wie in den Niederlanden ſieben Biſchöfe regieren, ſo gibt es ſieben Hauptſünden und ſieben Sacramente. Die verſchiedenen Bedeutungen des Wortes Sacramentum willkürlich durcheinander werfend, verſichert er, es wären

eigentlich 77 Sacramente, und gibt bei Besprechung der Ohrenbeichte einige faule Witze und Anekdoten zum Besten, in denen er das Sacrament als einen Stachel zur Sinnlichkeit vorstellt. Seine Bemerkungen über die heiligste Handlung, das h. Meßopfer, sind geradezu ekelhaft. Weiterhin tadelt er die Kirche, daß sie den „h. Augustinus einen Ketzer" nennt; ihm selbst aber ist der Apostel Paulus „Mein Herr St. Paulus", die Kirche, „unsere Mutter die höllische Kirche," die Geistlichkeit „eingeschmierte Pfaffen" und der heilige Vater „Meinjunker der Papst".

Die ganze Reihe der Päpste theilt er in vier Gruppen von je acht Personen. Die erste Gruppe bilden „die Gotteslästerer und Spötter", die zweite die „Unkeuschen, Ehebrecher und sodomitischen Spitzbuben," die dritte „zugreifende Geizhälse und Bluthunde" und die vierte Gruppe „die Zauberer, Schwarzkünstler und Giftmischer". Natürlich müssen auch die heiligsten und gelehrtesten Häupter der Christenheit das Loos der übrigen theilen. Marnix und seine Gesellen allein waren „Propheten", Gottesgesandte, Auserwählte, „Schwerter Gottes".

Aus allen Abschnitten des Buches tritt uns ein bitterer, unversöhnlicher Haß entgegen, welcher Marnix selbst so weit fortreißt, sogar die den Calvinisten heiligen Gegenstände zu verspotten.

Herr Alphons Willems sagt in seiner Ausgabe des „Bienenkorb"[90]: „Marnix wagte jene Mißgeburt (Wanschepsel, die katholische Kirche) zu entblößen, und unter schallendem Gelächter (schaterlach) seiner Mitbürger zu vernichten (verbrijzelen, zerbröckeln)."

Der Jesuitenpater David zu Kortryk, welcher im Jahre 1599 einen „Christlichen Bienenkorb der römischen Kirche" herausgab, stellte unter anderm die Frage[91], warum die Calvinisten aus Marnix' Zeit die Katholiken so sehr hassen, und beantwortet sie selbst: „Sie machen es wie der Fuchs, der, nachdem er seinen Schwanz verloren, den übrigen Füchsen den Rath gibt, das häßliche Ding abhauen zu lassen". Pater David war der erste, welcher beobachtete, inwiefern Aldegonde's Gedanken mit denjenigen Heinrich d'Estienne's, des Verfassers jener berüchtigten Schmähschrift „Apologie für Herodotus", übereinstimmen. Es steht ziemlich fest, daß der Gent'sche Demokrat und Wütherich Dathenus, Aldegonde's Jugendfreund, sich an der Abfassung des Bienenkorbs betheiligte.

Schwer ist es, mit Gewißheit zu bestimmen, ob etwa noch andere Schriftsteller die Hand im Spiele gehabt. Das Buch „Tableau des differens de la religion" („Bild der Religions-Verschiedenheiten"), welches mancher oberflächliche Leser als eine Uebersetzung des Bienenkorbs betrachtet, scheint im Gegentheil ein französischer Text zu sein, nach welchem Marnix seinen Bienenkorb bearbeitet hat.

Merkwürdiger Weise erschien dieser im Jahre 1569, während das Modell — wie der Herausgeber behauptet — auf Marnix' ausdrücklichen Wunsch erst nach dessen Tode im Jahre 1599 in die Oeffentlichkeit trat.

Bereits die Einleitung des Tableau stempelt den französischen Text zum Urbilde des flämischen, was z. B. folgende Worte des Verfassers andeuten: „Vorliegendes Werk könnte mit Recht der katholische Bienenkorb der heiligen Mutter der römischen Kirche genannt werden“ [92]) („La Ruche Catholique des abeilles de Sainte Mere Eglise Romaine“).

Von dem Bestehen eines ältern Bienenkorbes finden wir nirgends eine Spur, aus dem einfachen Grunde, weil keiner vorhanden war. Ferner taucht am Ende des Tableau zum ersten Mal der Gedanke bei dem Verfasser auf, die Kirche selbst (und nicht nur das Werk) mit einem Bienenkorbe zu vergleichen.

Ist es demnach begründet, wenn verschiedene Biographen Marnix das Tableau erst nach dem Bienenkorbe bearbeiten lassen? Warum zeigte sich der Verfasser denn im erstern Werke noch unentschlossen, ob er sein Buch oder die Kirche selbst mit einem Bienenkorbe vergleichen sollte? Und warum spricht er nicht von seinem Bienenkorbe in dem Tableau?

Uebrigens erzählt er uns in diesem, was ihn eigentlich auf die Idee eines Bienenkorbes gebracht habe und höhnt die heilige Dreifaltigkeit und die Virginität [93]) Mariä, jedoch wagt er nicht, seine Aeußerungen in den Bienenkorb aufzunehmen; er fand darin eine Schmähung jeder christlichen Confession.

Die Widmung an den Bischof Sonnius, im Zusammenhang mit niederländischen Verhältnissen, kommt in dem französischen Texte nicht vor. Vergleicht man die beiden Werke noch gründlicher, so ergibt sich nicht nur die gleiche Bezeichnung mehrerer Capitel, sondern auch eine gemeinsame Gedankenfolge. Außerdem sind nur die besten Argumente des Tableau im Bienenkorbe verwendet.

Wie erklären wir uns nun die Sache am besten? — In Genf wurde durch einige tüchtige Gelehrte mit oder ohne Marnix' Beistand das umfangreiche Werk „Le tableau des differens de la religion“ zusammengetragen, in dem die Aussprüche der edelsten und gründlichsten Schriftsteller mit boshafter Willkür erläutert, verzerrt und verhöhnt wurden, zur Verherrlichung der „Kirche Gottes“. Marnix brachte das Manuscript im Jahre 1559 nach den Niederlanden, oder es wurde ihm zugeschickt. Kurz, er stellte aus diesem Material den flämischen, von Uebermuth, Spott und Witz übersprudelnden Lügenschatz zusammen, den er den „Bienenkorb der heiligen römischen Kirche“ benannte.

Sogar Marnix' Bewunderer bezweifeln, daß er in seinem bewegten Leben, fern von allen Bibliotheken, deren Gelehrsamkeit hier überall

durchscheint[94]), ein so ausführliches Werk wie das Tableau hätte schreiben können.

Sei dem, wie ihm wolle, so ist das Urtheil über den Bienenkorb nahezu einstimmig. Jeder ist gezwungen, die Correctheit und Klarheit des Ausdruckes bei dem Verfasser zu bewundern; doch wem würde es einfallen, ihn um seiner historischen Wahrheit willen zu preisen? Freunde und Feinde sind einig in der Beurtheilung seiner Absicht: es war die Beschimpfung der katholischen Kirche.

Der Literar-Historiker Lindemann sagt anläßlich der Uebersetzung Fischart's: „In diesem Werke überschreitet der Autor alle Grenzen des Erlaubten, bis zur Bosheit der Briefe der obscurorum virorum." Kein deutscher Literar-Historiker hat Fischart's Uebersetzung als ein Deutschlands würdiges oder interessantes Werk anempfohlen, obwohl man nicht leugnen wird, daß seine Bearbeitung der Gargantua nach Rabelais einen wichtigen Beitrag zur Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts liefert.

Keinerlei Achtung beweist man jedoch dem Manne, der sich in seiner dämonischen Schriftstellerei noch der Hexenprocesse annehmen konnte. So geht es auch mit Marnix. Die ganze Leidenschaft des Parteihasses, der heute Belgien durchwühlt, gehört dazu, um mit unschuldiger Miene, wie es unlängst noch geschah, Auszüge aus dem Bienenkorb, mit erklärenden Zusätzen abdrucken zu lassen, als handele es sich nur um Stilproben für das Volk.

Edgar Quinet ist, wie immer, aufrichtiger, er erblickt in dem merkwürdigen Buche, das er bis zu Ende gelesen, einen vollständigen Umsturz der katholischen Lehre. „Nur die öde Stätte mit ihren trostlosen Ruinen bezeugt, daß hier einst die alte Kirche gestanden. Der Wind heult durch das nackte Gemäuer; eine letzte Form des Heidenthums wird hier entblößt. Eine hier aufgebaute heidnische Götterfage wurde plötzlich vernichtet, den Ueberresten eines zweiten Dianen-Tempels gleich; und oberhalb dieser Trümmer (schwebt) das Gewissen des modernen Menschen," u. s. w.[95]) Welche Phrasen!

Es ist übrigens erwiesen, daß gleich nach dem Ausbruche des niederländischen Aufstandes unzählige Spottschriften, Possen und Pasquillen alle Lande überschwemmten, und Fischart vor allen andern, unter dem genannten Pseudonym, gegen Jesuiten und Franciscaner in's Feld zog[96]).

Nicht weniger merkwürdig sind des Herrn van Marnix' *gereimte Psalmen*, deren Bearbeitung nach dem hebräischen Urtexte für sich allein schon mehrere Jahre in Anspruch nahm.

Schon vor dem Anfange des 16. Jahrhunderts hatten viele gute christliche Dichter sich mit der Abfassung von geistlichen Liedern beschäftigt,

die den leichten, losen Volksgesang, den man am Ende des 15. Jahrhunderts cultivirte, verdrängen sollten[97]).

Wer die neuen, in Masse erschienenen niederländischen Lieder durchblättert und die Weisen beachtet, nach welchen sie gesungen werden (z. B. „Die kleine Müllerin", „Die abenteuerlichen Mädchen", „Hänselein", „Der Hirte und die Hirtin" u. s. w.), begreift gleich, wie viele Hunderte solcher Lieder verloren gingen und durch andere ersetzt wurden.

Unter diesen geistlichen Liedern finden wir auch eine Anzahl Psalmen-Uebersetzungen von verschiedenen Dichtern aus den Reihen der „Rhetoriker", deren Namen wir nicht näher bezeichnen wollen.

Im Anfange des 16. Jahrhunderts trugen diese gereimten Psalmen nur einen allgemein religiösen Charakter; doch als die Reformation weiter um sich griff, und die Calvinisten die lutherischen Prediger vertrieben und ersetzten, da wurde das alte Testament, und besonders der Psalmengesang als Mittel benutzt, um das Volk zur Begeisterung für die neue Lehre und zur Bekämpfung der katholischen Grundsätze aufzustacheln.

Jeder gereimte Psalm ward zu einem erneuerten Ausdruck des calvinistischen Lebens. Aldegonde's Uebersetzung steht, was poetischen Werth, Reinheit der Sprache u. s. w. anbelangt, weit höher als irgend eine andere aus jener Zeit. Ueberdies diente ihm der hebräische Urtext zum Muster, während, wie schon früher gesagt wurde, Dathenus eine mangelhafte Nachahmung aus dem Französischen des Clément Marot der Nachwelt hinterließ. Trotzdem bahnte sich diese einen Weg durch die reformirten Kirchen, während die Marnix'sche nicht gebraucht wurde. Es herrschte in dieser Frage wohl eine sehr alltägliche Kamaraderie vor, wobei wohl auch das Mißtrauen eine Rolle spielte, welches man wegen seines unzuverlässigen Betragens und seiner eigennützigen Handlungsweise gegen Marnix hegte.

Nach den neuesten Untersuchungen ist Marnix auch der Dichter des berühmten Volksliedes „Wilhelmus van Nassouwen", worin der Prinz selbstredend eingeführt wird und eine kleine Apologie seiner Handlungen gibt, seinen eigenen Muth, seine Frömmigkeit (à la Marnix) hervorhebt und vor allem die feierliche Versicherung gibt, daß er dem Könige von Hispanien stets treu gedient habe.

Dergleichen niederländische Volkslieder veröffentlichten Marnix und seine Freunde damals dutzendweise, um die Revolution immer mehr anzufachen, und, trotz der Versicherung der größten Treue, eine Absetzung Philipp's vorzubereiten.[98])

Aldegonde schrieb aber in der Volkssprache nur für das große Publicum. Die meisten seiner Schriften sind französisch und theilweise auch lateinisch abgefaßt. Beinahe ohne Ausnahme führte er seine

Correspondenz französisch, auch wenn er sich an die General-Staaten oder an den Prinzen von Oranien wendete.

Die Abhandlung über die Vortheile, alle Provinzen dem König von Frankreich zu übergeben, ist natürlich in französischer Sprache geschrieben: „Memoire pour faire voir qu'il convient d'offrir au Roy de France toutes les provinces."

Im Jahre 1589 bereicherte Marnix von Leiden aus die Welt mit einem Werkchen, dessen Titel bereits Inhalt und Richtung verkünden. „Trouwe vermaninge aende christelicke gemeynten van Brabant, Vlanderen, Henegou ende andere omliggende landen, beyde die noch onder't cruyce sitten ende die buyten 'slants geweken zijn; grootelicx dienende tot troost ende versterckinge in deze benaude tyden tegen alle aenvechtingen" u. s. w. „Treue Ermahnungen an die christlichen Gemeinden von Brabant, Flandern, Hennegau und aller umliegenden Länder, für diejenigen, welche noch unter dem Kreuze verharren, sowohl wie für solche, die aus dem Lande geflüchtet sind; größtentheils als Trost und Stärkung dienend in diesen drückenden Zeiten gegen alle Anfechtungen u. s. w."

Nach der Einnahme von Antwerpen zwang der Herzog von Parma einen großen Theil der wallonischen Gegenden wieder zur Unterwerfung. Viele calvinistische Familien hatten das Land verlassen, um in Holland oder Deutschland ihre Zelte aufzuschlagen. Es gab aber, wie Marnix versichert, eine Menge Leute, welche zu ihrer alten Religion und Heimath zurückkehrten. Zum Nutzen und Frommen derjenigen, welche unter dem Kreuze *ausharrten* in Erwartung der Dinge, die da kommen würden, schrieb er genanntes Werkchen, indem er sich zunächst über die „Kinder Gottes" beklagt.

Luther beklagte sich öfters über die Fürsten, deren Glaubenseifer trotz seiner Lehre nur spärliche Früchte getragen; in gleicher Weise bedauert auch Marnix die Gottlosigkeit der neuen „Kinder Gottes" und schreibt: „Wir können gar nicht leugnen, daß wir sehr heruntergekommen sind (verloopen), ja so sehr, daß man allerlei Ausschweifungen (dertele, ongebondene manieren) nicht allein als keine Sünde, sondern als Tugend betrachtet. Alle suchen um die Wette zu saufen, und nutzlosen Tand in Gastmahlen und Kleidung zur Schau zu tragen. Hurerei, Ehebruch und allerlei Unkeuschheit sowohl in Worten als in Thaten sind — fast unglaublich — so allgemein unter uns wie unter den Ungläubigen (Nichtcalvinisten nämlich). Ja, in Gesellschaft derjenigen, die sich als Christen hervorthun wollen, hört man gewöhnlich nichts anderes, als unfläthige Redensarten, welche (sit venia verbo), den stinkenden Pfuhlen der Unkeuschheit entsprossen, meistens mit dem größten Gelächter begrüßt werden."

„Die Obrigkeit läßt die greuliche Sünde zu, die Gläubigen machen sich des Ohrenblasens, der Heuchelei, des Hochmuthes schuldig u. s. w. Viele unter ihnen schreien nur Mordio gegen Pfaffen und Mönche, viel mehr um sich selbst mit geistlichen Gütern zu bereichern, als aus religiösem Eifer[99]). Ja, unbegreiflich ist der Hochmuth, sowie der blasse Neid, welcher unter uns wohnt. Jeder werfe einen Blick in das eigene Herz und gestehe, daß er noch himmelweit von der wirklichen, durch Paulus beschriebenen Liebe entfernt ist. Wir sollen uns demüthig beugen, unsere Sünden bekennen und des Herrn gerechten Zorn durch eine gründliche Bekehrung von uns abwenden."

An diese Arbeit schloß sich einige Jahre später eine Schrift an, gegen die sogen. Inspirirten (geestdrijvers), wozu Marnix auch die Wiedertäufer, oder lieber die Mennoniten oder Taufgesinnten (doopsgezinden, Teleiobaptistae) rechnete. Gegen diese hatte sich Calvin in Genf schon sehr kräftig erhoben, und rechnete ihnen besonders zur Schuld an, daß sie die Bibel nicht buchstäblich genug und zu sehr symbolisch erklärten, denn das Christenthum wurde, wie Kampschulte sagt, nach calvinistischer Auffassung, fast wie der Islam, „zu einer Religion des Buches". Alles Uebrige galt Calvin als „Vorwitz und neue Erfindung". So hatte er bereits vor seiner Verbannung mit Wiedertäufern in Genf zu schaffen gehabt, welche aus den Niederlanden zu dem Reformator gereist waren, um ihn öffentlich zu bekämpfen. Der Erfolg der beiden Herren — Hermann von Lüttich und André Benoit — war so groß, daß eine Menge Geistliche sich für ihre mystisch-phantastische Lehre erklärte und jenen Predigern bei Todesstrafe verboten wurde, das Genfer Gebiet wieder zu betreten[100]). Die Niederlande waren die Heimath dieser Reformatoren, die Münsterschen Wiedertäufer nur ein Auswuchs derselben. Allein, eine große Anzahl Familien (worunter z. B. die Eltern des Dichters Vondel aus Antwerpen) wurden von der katholischen Regierung des Landes verwiesen und Marnix reizte Wilhelm von Oranien seinerseits auf, die Feinde Calvin's öffentlich anzugreifen. Noch im Jahre 1577 gerieth Marnix über Oraniens Toleranz in Verzweiflung, welcher dieselben in keiner Stadt des Bürgerrechtes berauben wollte, „denn," klagte Marnix, „jene Menschen sprengen alle Fesseln der menschlichen[101]) Gesellschaft". „Eine große Verwirrung könnte," wie er behauptet, „jene Secte (der »Wiedertäufer« und »Enthusiasten«) in die Ecclesia bringen."

Im Jahre 1595 gab er ein Werk gegen alle Wiedertäufer heraus, genannt: „Ondersoeckinge ende grondelyke Wederlegginge der geestdryvische leere aengaende het geschreven woord Godes in het Oude en Nieuwe Testament vervatet; mitsgaders oock van de beproevinge der Leeren aen den richtsnoer desselven," auf deutsch: „Untersuchung

und gründliche Widerlegung der Lehre der Inspirirten in Betreff des geschriebenen Gotteswortes im Alten und Neuen Testament zusammengefaßt, sowie eine Untersuchung dieser Lehre ihrem Grundsatze gemäß." Man hat Marnix seinerzeit beschuldigt, nach dem Beispiel seines Lehrmeisters alle Nichtcalvinisten zum Tode verurtheilen zu wollen. Er erklärt diese Anklage für falsch. Der meist aufrichtige calvinistische Herausgeber der „Ondersoeckinge" aber, der gelehrte Herr van Toorenenbergen (v. d. m.) räumt die Anklage von vornherein als begründet ein, entschuldigt sie jedoch mit den Worten: „Es war eine Maxime des Staatsrechtes (des calvinistischen Staatsrechtes vielleicht?) im 16. Jahrhundert, daß die Obrigkeit das Schwert nicht[102]) vergeblich führte, wo es sich um eine Widerlegung von gotteslästerlichen und vor allem der gesellschaftlichen Ordnung gefährlichen Lehren handelte (?)." Marnix sagt deutlich, trotz seiner anderweitigen Versicherungen des Gegentheiles, daß die Obrigkeit das Schwert führen soll zur Vertilgung und Ausrottung jener Ketzer, die Karl V. in seinen Placaten erwähnt. Denn diese Ketzer, meint er, haben den Tod verdient. „Aber wir," fährt er weiter fort, „wir Söhne des Propheten, sind keine Ketzer, sondern die andern (die Wiedertäufer). Wären wir solche Ketzer, so würden wir hundert Mal nach einander den Tod verdienen." („Nous aurions mérité non pas une seule mort, ains (mais) cent, s'il estait possible de les souffrir l'une après l'autre"[103]). Man lasse keine Freiheit des Gottesdienstes zu[104]); „wenn es Jedem freistände, irgend einer beliebigen Religion anzuhängen, so würde ohne Zweifel der feste Grund gelegt sein zu öffentlicher Gottlosigkeit und spottender Verachtung jeder Religion, welche in unserer Zeit mehr und mehr die Ueberhand nehmen"[105]). Darum preist Marnix auf's höchste die General-Staaten, welche „alle Nichtcalvinisten bekämpfen, die aufrichtig gesunde Lehre des Evangeliums[106]) befürworten und alle falschen Unterweisungen, Ketzereien und Irrthümer zu verhüten suchen".

Schriftsteller von allen politischen Farben haben denn auch nicht nachgelassen, trotz ihres Eifers und ihrer Begeisterung für den großen „Freiheitshelden", demselben bis zuletzt „Intoleranz, Herrschsucht, bittere Feindschaft gegen die Wiedertäufer u. s. w."[107]) aufzubürden, und nicht minder warfen ihm schon die Protestanten vor, er wolle eine calvinistische Inquisition einführen, nachdem er jahrelang gegen die katholische gekämpft habe.

Einzelne eingefleischte Calvinisten unserer Zeit vertheidigen Marnix gegen diese Beschuldigung und zeigen sich dadurch als Enthusiasten, gerade wie sie Marnix selbst in den Wiedertäufern bekämpfte.

Der genannte Herr van Toorenenbergen will die Ursache des schlechten Empfanges, welchen man den „Untersuchungen u. s. w." bereitete,

darin finden [108]), daß Marnix dieſelben den General-Staaten widmete. Der Verfaſſer wünſchte, daß die hohe Obrigkeit des Landes ihre Macht gebrauchen möge, um das mordgierige Gift (het boos en moortdadich fenyn) derjenigen auszurotten, welche der h. Schrift keine Autorität zuerkannten; doch Marnix „konnte die verſchiedenen Anhänger der Spättaufe (Teleiobaptistae) nicht gut von den Wiedertäufern unterſcheiden". Ja, er wollte, ſagte er, nur „diejenigen zum Tode verurtheilen laſſen, über welche ſeine eigenen Widerſacher die gleiche Strafe verhängt hätten!" [109])

Aldegonde's Partei habe die religiöſe Freiheit niemals verlangt im Sinne einer unbeſchränkten Freiheit der Preſſe und des Predigens. „Wenn er von der Verfolgung und dem Untergange Andersgeſinnter ſpricht, meint er nur, daß die General-Staaten die Verbreitung freigeiſtiger Schriften in ihren Ländern durch irgend ein Placat verbieten [110]) müßten." Solche Ausrede ſchreitet allerdings auf kurzen Beinen. Aber Marnix und ſeine Parteigenoſſen irrten ſich gewaltig in der Beurtheilung derjenigen, welche in dem Kampfe gegen die Lehre der katholiſchen Kirche nicht den gleichen Weg einſchlugen, wie ſie ſelbſt; ſo wurde z. B. der würtembergiſche Theologe Sebaſtian Franck zuerſt von Luther und den Seinigen hochgeprieſen, wie auch Franck ſelbſt Luther hochachtete. Zu gleicher Zeit fingen Marnix und Beza an, über dieſe Finſterniß Franck's zu klagen [111]), und nach ſeinem Tode brachen ſie ſämmtlich den Stab über ihn. Luther ſagte, er ſei ein „Enthuſiaſt", dem das Wort der h. Schrift nur Symbol iſt, nach Marnix ein „Geiſterer (geestdryver), dem nichts gefällt als Geiſt, Geiſt, Geiſt"; während ſpätere Biographen ihn einen Edelſtein vom reinſten Waſſer nennen [112]). Niemand bekämpfte ihn aber bei ſeinen Lebzeiten mit den Waffen der Wiſſenſchaft, und die Falſchheit des Marnix'ſchen Urtheils über dieſen, zwar im Dunkeln irrenden, aber aufrichtig ſuchenden und hochſittlichen Mann iſt deutlicher geworden je eingehender und genauer ſein Leben, bald in Deutſchland durch Haaſe, bald in den Niederlanden durch Chr. Sepp unterſucht und erklärt wurde.

Eine Geſinnung, wie er ſie in der „Unterſuchung" zu vertreten ſchien, wird unſerm Helden mit der größten Einfalt auch da zugeſchrieben, wo er die Bilderſtürmer in Schutz nimmt.

Aldegonde gab nämlich ſchon im Jahre 1566, alſo im Jahre des allgemeinen Bilderſturmes ſelbſt, den Urhebern dieſes Vandalismus eine Ermuthigung unter dem Titel: „Van de beelden afgheworpen in de Nederlanden in Augustus 1566" („Ueber die in den Niederlanden im Jahre 1566 heruntergeworfenen Bilder") [113]). Dieſe, im Jahre 1571 zuerſt gedruckte Schrift hatte den unleugbaren Zweck, den Bilderſturm gegen den Angriff eines Lutheraners zu vertheidigen. Dies wird

Marnix wie ein Ehrentitel angerechnet, denn jene Wütheriche waren in seinen Augen „dieselben Leute, welche wegen des Namens Christi Jesu beinahe 50 Jahre lang unausgesetzt verfolgt wurden"; „man soll auf diese Eiferer auch nicht von oben herabschauen, wie auf einen tollen Haufen, und sie nicht mit dem Schimpfnamen »Bilderstürmer« brandmarken." „Die Bewegung sei ein Werk der göttlichen Vorsehung; die Hand des Menschen nur ihr Instrument;" . . . „der Geist Gottes lasse sich aber kein Maß und Ziel vorschreiben", und nicht ohne tiefe Rührung, sagt von Toorenenbergen, liest man bei Marnix die diesbezüglichen Seiten.

Der liebe Gott habe also den Gedanken der Entfernung heiliger Bilder in ihren Busen gelegt, und es sei nicht zu beweisen, behauptet der Verfasser, daß hier ein durch menschlichen Geist ausgedachter Plan vorgelegen habe. — Also plötzliche unüberlegte göttliche Begeisterung!

Hätte der liebe Gott nicht ebenso gut den menschlichen Geist in der Ausarbeitung eines geregelten Planes zum Kirchensturm leiten können? Oder war schließlich die Begeisterung nicht so ganz göttlich?

Nehmen wir nun unsern Faden wieder auf. Der „Untersuchung" folgte eine Gegenschrift, deren Verfasser unbekannt geblieben ist: „Antidote ou contrepoison contre les conseils sanguinaires et envenimez u. s. w. de Philippe de Marnix" („Gegengift zu den blutdürstigen und giftigen Rathschlägen u. s. w. von Ph. d. M."). Der Verfasser, ein Zeitgenosse Aldegonde's, wirft letzterm in dieser Schrift nicht nur seine Freigebigkeit in Todesurtheilen, sondern noch eine ganze Reihe wenig lobenswerther Handlungen vor, welche wir bereits früher als Zeichen eines nicht ausschließlich nach der Ehre Gottes und des Vaterlandes strebenden Geistes kennen gelernt haben. Seine Unterhandlungen mit Frankreich, seine wiederholten Versuche einen Theil der Niederlande, wenn nicht das ganze Land, an Spanien zu überliefern und Frieden zu schließen, trotz der allgemeinen Abneigung seiner Parteigenossen und des Oraniers, liefern dazu gar merkwürdige Beispiele.

Darauf veröffentlichte Marnix die Replik von entsprechender Ausdehnung (Replique ou Response apologeticque), welche wir wiederholt citirt haben. Zu seinem Unglück ist aber schon längst bewiesen worden, daß die Hauptpunkte der gegen ihn gerichteten Anklage, die wir behandelt haben, in seiner Apologie ganz und gar nicht widerlegt sind [114]).

Marnix sagt in seiner „Antwort", er habe die Katholiken ihrer Freiheit niemals berauben, und die Geistlichen sogar im Besitze ihrer Güter lassen wollen. Er hat aber als einzigen Beweis für diese Behauptung den schwachen Versuch, die Volksmänner in Gent zur Ruhe zu bringen, welche mit Dathenus die calvinistische Werbefahne aufpflanzten.

Die Absicht dieses Versuches ist jedoch zu durchsichtig gewesen, um eine nachträgliche Täuschung zuzulassen. Man hatte damals das größte Interesse, der Sache ein Mäntelchen umzuhängen, und zu verhüten, daß durch die Raubluft Hembyze's, Daten's und ihres freibeuterischen Anhanges der Calvinismus zu Grunde gehe. Wir wissen, daß Marnix den Ikonoklasmus durchaus gut hieß, wenn er in aller Stille und ohne große Aufwiegelung des Volkes improvisirt wurde.

Ferner verordnet Artikel 21 der Pacification die Sicherheit des Kirchengutes. Es würde von nun an „mit Erlaubniß der Staaten denjenigen gehörige Nahrung (redelicke alimentatie) gegeben werden, deren Güter confiscirt (gealieneerd) worden waren". Allein, welchen Werth dieses eitle Versprechen hatte, ist oben in's Licht gestellt worden.

Hiermit glauben wir das Leben Marnix' von St. Aldegonde und die Uebersicht seiner Werke abschließen zu dürfen. Am 15. December 1598 verschied er zu Leiden, im Alter von 68 Jahren. Er hinterließ aus zwei Ehen drei Töchter und einen Sohn, der als Hauptmann in der holländischen Armee diente; eine vierte Tochter war ihm durch den Tod entrissen worden. Seine dritte Ehe mit Juliana de Lannoy blieb kinderlos.

Ein Abkömmling des Herrn Ph. van Marnix von St. Aldegonde lebt noch in Belgien; jedoch theilt er keineswegs die politisch-religiösen Ansichten seines Ahnherrn.

Marnix' Wahlspruch lautete: „Repos ailleurs" („Ruhe anderswo"). Auf der Erde hat er diese Ruhe allerdings nicht gesucht, sein Leben war ein unausgesetzter, selbstgewählter Kampf.

Fassen wir nun noch ein kurzes Urtheil über ihn zusammen.

Marnix war ein leidenschaftlicher Vorkämpfer der calvinistischen Grundsätze. Daraus läßt sich sein ganzes Denken und Handeln erklären. Sein besseres Thun sowohl wie seine Fehler sind der natürliche Ausdruck seiner innersten hartnäckigen Ueberzeugung.

Er hatte sich, wie er selbst sagt, freiwillig von dem Einflusse der katholischen Lehren in Löwen losgemacht, sich ebenso freiwillig nach Genf gewendet, um das wahre Licht der „Kirche Gottes" auf sich wirken zu lassen.

Dieses Bewußtsein schmeichelte seiner stark ausgeprägten Eitelkeit, und verwandelte unbewußt seine Abneigung gegen die katholische Kirche in fanatischen Haß. Durch die Strenge des consequenten calvinistischen Systems war er bei seiner Rückkehr in die Niederlande Oranien weit überlegen da, wo es sich um Festigkeit im Streben nach dem Ziele handelte. Dieser war Marnix wiederum voraus in der Schlauheit, im weitern Blicke, in der diplomatischen Begabung, aber seine gänzliche

Gleichgültigkeit gegen jede Religion befähigte ihn kaum dazu, seine Parteigenossen mit sich fortzureißen, bis zur Leidenschaft zu begeistern; er brachte es höchstens dazu, ihnen einige verschwommene Freiheitsgedanken einzuhauchen. Wilhelm war sich dessen auch wohl bewußt, und erblickte in Marnix das oft unbequeme und unsympathische Werkzeug zur Verwirklichung seiner Herrscherpläne.

Seinerseits erkannte Marnix mit Schmerz in Folge von Niederlagen, daß auch er ohne Wilhelm nicht zum Ziele kommen könne. Diese Ziele haben wir kennen gelernt. Es ging ihm nicht um die Unabhängigkeit und selbständige Verwaltung der Niederlande; diese sollten eher einen Theil eines großen calvinistischen Reiches der von ihm geträumten „Kirche Gottes" werden. Dafür waren ihm alle Mittel, alle nationalen und fremden Einflüsse recht, und selbst den Begriff des Vaterlandes brachte er seinen Religionsträumen unbedenklich zum Opfer.

Aber dieser fanatische Träumer war kein Löwenherz; er pflegte mit ängstlicher Sorge den sehr realistischen Gedanken, wie er „den Galgen" vermeiden möge: „tromper l'échafaud", sagt Quinet.

Eines großen diplomatischen Talentes konnte er sich nicht rühmen. Der Oranier pflegte ihn in kritischen Momenten, in welchen ihm seine Gegenwart unbequem werden konnte, an verschiedene Höfe zu senden. Diesen Mißbrauch der Freundschaft hat Marnix nie begriffen.

Sowohl auf dem Reichstage als an dem englischen und französischen Hofe spielte er als Gesandter eine traurige Figur und suchte sich durch Selbsterhebung aus der peinlichen Situation zu retten. In Privatsachen beweist er größere Geschicklichkeit. Seine Wanderungen als postillon d'amour waren ja wirkliche Erfolge; nur stand ihm hier sein Meister im Pfälzer Jerusalem zur Seite, dem er thatsächlich den herrlichsten Theil seines Ruhmes verdankte.

Als Privatmann scheint er ein geregeltes Leben geführt und viel auf Mäßigkeit gehalten zu haben.

Im Grunde war Marnix in seiner Lehre kein Revolutionair. Es war daher keine Heuchelei, als er im Wilhelmusliede seinem Helden, dem Prinzen von Oranien, die Worte in den Mund legte: „Den König von Hispanien habe ich allzeit geehrt".

Marnix wünschte nicht um jeden Preis eine Revolution, er wollte nur die „Kirche Gottes" ausbreiten, und mußte zögernd anerkennen, daß dies ohne Revolution nicht möglich sei. Hieraus erkläre man seine Neigung für Spanien. Er beschuldigte sogar Viele der Majestätsbeleidigung, welche durch Hülfe, Rath oder Ermuthigung den Magistrat beleidigten oder anfeindeten, und diejenigen, welche bei einer solchen Majestätsbeleidigung mitgewirkt hatten. „Was wollen wir von denjenigen sagen,"

so ruft er aus, „welche ohne übernatürliche Inspiration Empörung und Aufruhr gegen den Magistrat predigen.“ Man sieht, er suchte eine Entschuldigung gegen die Vorwürfe, welche sein Gewissen ihm wegen seiner Theilnahme am Aufstande machen mußte, und er verfiel auf die gewöhnliche Ausrede der Revolutionaire und protestantischen Reformatoren, daß „der Geist ihn getrieben“. Das war bequem, bleibt aber ein Denkstein seines bösen Gewissens.

Oranien kannte nicht dieses Schwanken; er wußte nichts von einer Beunruhigung, blieb sich immer gleich in seiner kalten Diplomatie, klar und zielbewußt auf allen Umwegen. Er machte überhaupt nur eine Schwenkung, eine Concession in seinem Leben, und das war, als er den Calvinismus in sein Programm zuließ. Während Marnix in weltlichen Dingen nur eitel war, war Wilhelm herrschsüchtig und legte große Selbstbeherrschung und Opferwilligkeit in die Ausführung seiner Pläne. Aber Marnix war, wie schon gesagt, ein Träumer. Er hatte ein höheres Ziel, seine „Kirche Gottes“, im Auge, für die sich der Jüngling schon begeisterte und welcher der Mann die Ruhe und Thatkraft seines Lebens widmete. Dennoch fehlte unserm Helden der wahre Opfergeist, sein persönliches Ich stand ihm höher als seine „Kirche Gottes“. So wurde er des Kampfes nimmer froh; so fehlte seiner Kampfweise die sittliche Höhe.

Unter erdichteten Namen, mit allen Mitteln der Geschichtsfälschung, den Waffen galligen Hohnes und persönlicher Beleidigung seine Gegner anzufallen, war seine Art. Mehr als einmal sprach er sich aus gegen die Toleranz und erklärte: Jedermann seiner Ueberzeugung gemäß leben zu lassen, komme der „abscheulichen Narrheit“ (sottise détestable) gleich, einen Giftmischer zu schonen[115]). Dennoch wußte die calvinistische Nachwelt, aller bessern Ueberzeugung zum Hohne, uns Marnix als einen Helden wahrer christlicher Toleranz und politischer Freiheit zu interpretiren.

Diesem Helden der calvinistischen Fabel will man heute in Brüssel ein Standbild errichten. Im 17. Jahrhundert warben sein Ruhm und seine Schriften der calvinistischen Lehre viele Anhänger. In La Rochelle verfaßten die französischen Hugenotten folgende, nie zur Verwendung gelangte Grabschrift:

„Ici gisent les os du grand Sainte-Aldegonde
Son esprit est au Ciel, son los par tout le monde.“

(„Hier ruhen die Gebeine des großen St. Aldegonde; sein Geist ist im Himmel, sein Lob ist über die Welt verbreitet.“)

Marnix war, nach dem Zeugnisse eines Zeitgenossen, ein Mann „von unermüdlicher Thatkraft, mit außerordentlichem Gedächtniß, merk-

würdig in jeder Hinſicht (un man van grooten bedryve, besogne, memorie, ja singulier in alles). Seine Thatkraft hat einen mehr als adäquaten Ausdruck gefunden in ſeinem ruheloſen Leben.

Mit dem Wunſche und der Loſung: „Repos ailleurs“ iſt ſein Leib in die Ruhe des Grabes geſunken, ſeine Seele hinübergegangen in Gottes Gericht.

Anmerkungen.

[1]) Kampſchulte, Joh. Calvin. S. 498.

[2]) Galiffe, Notices généal. III, 268, und Quelques pages d'histoire exacte, p. 23. Schneemann, Stimmen aus M. Laach 1876, S. 460 ff.

[3]) Kampſchulte a. a. O. S. 482.

[4]) Kampſchulte a. a. O. S. 430.

[5]) Hier muß ein auf ſpaniſche Art eingerichteter Gerichtshof verſtanden werden. Die kirchliche Inquiſition beſtand ſchon ſeit 20 Jahren.

[6]) Schiller hat in der Ueberſetzung dieſes Actenſtückes das Verſprechen der Edelleute, die katholiſche Religion beſchützen zu wollen, ausgelaſſen.

[7]) Max de Wignacourt, Discours, a. 1593, p. 11, bei Th. Juste, Vie de Marnix, p. 9.

[8]) Groen van Prinsterer, Archives de la maison d'Orange, II, 444.

[9]) Der Brief iſt aufgefunden und herausgegeben von Herrn Kervyn de Lettenhove, Bulletins de l'académie r. de Belgique, 3. Série, tome II, 1881, p. 157.

[10]) Oeuvres de Ph. de Marnix de Ste. Ald. Correspondance et Mélanges, Édit. Lacroix, p. 228.

[11]) W. J. F. Nuyens, Gesch. der Ned. Beroerten I, 22.

[12]) Vita Junii, Gerdes, Scrinium antiquarium I, 2; bei Holzwarth, Der Abfall d. Nied. I, 241; Note S. 449, 1. — La Charge de semmer les billets par tout se donnera aux ministres d'Anvers, lesquels Monsr. de Ste. Aldegonde avertira de la résolution. Groen van Prinsterer, Archives de la maison d'Orange, II, 61 ss.

[13]) van Toorenenbergen, Phil. v. Marnix godsd. en kerk. geschriften I, XV. (Het sermoen) Van de beelden afgheworpen, enz. Leuven, 1567.

[14]) Man vergl. Nuyens und v. Bloten, zwei Schriftſteller entgegengeſetzter Principien.

[15]) Vergl. Hoffmann v. Fallersleben, Horae Belgicae, II, 100. J. F. Willems, Oude vlaamsche liederen, 1848, S. 73 ff. — Kleyn Paradiiske, A. 1619, S. 35 u. 37. Vergl. Reifferſcheid, Spottlied auf die Kölner Geiſtlichkeit, aus einer Hdſchr. zu Lauſanne, in der R. Pick'ſchen Monatsſchrift für rhein.-weſtph. Geſchichtsf. u. Alterth.-K. 1875, S. 365 ff.

[16]) Kluckhohn, Wie iſt Kurfürſt Friedrich u. ſ. w. Münch. hiſt. Jahrbuch. 1866, S. 435 ff.

[17]) Kluckhohn a. a. O. 489, 497.

[18]) W. Menzel, Geſch. der D. III, 158.

[19]) Response apologéticque; Oeuvres de M. Corresp. u. ſ. w. p. 433 ss.

[20]) Goethals, Lectures u. ſ. w. III, 84.

[21]) Diegerick, Notice sur Daten, 1862, p. 5 ss. Vergl Kluckhohn a. a. O. S. 487.

[22]) Goethals, Lectures, III, 81 ss. Vergl. Oeuvres de M. Édit. Quinet-Lacroix (Tableau) IV, 285 u. 332.

[23]) Bulletins de l'académie de Belgique, 3 Série, tome III, 1882, p. 219 ss.

[24]) Men zal moegen leenen de gereede penningen van de incomen van de kerken, cloesteren, alsmede het goudt ende zilver van kerken, cloesteren, enz. hebbende meer tot chiragie (Zierde) dan tot noodicheyt . . Abgedruckt bei Bakhuizen v. d. Brink, Studiën en schetsen, 1863, I, 531 ff.

[25]) Correspond. Édit. Lacroix, p. 94 ss.

[26]) S. z. B. Piotr Skarga J Jego Wiek, auctor. Rychcickiego, 1868, I, 117.

[27]) Solignac, Hist. de Pologne, bei Lelewel, I, 134. Vergl. auch Topin im Correspondant, 1868, D. 73, p. 551, nach de Noailles.

[28]) Epistolae selectae, p. 587 ss.

[29]) Gachard, Corresp. de Guill. le taciturne, III, 75 ss.

[30]) Kervyn de Lettenhove, l. c. Bulletins de l'ac. 1881, p. 172.

[31]) Kervyn, Bull. de l'ac. 2. Série, tome XXXIV, 1872, p. 42, Note. Déclaration de la reine Elisabeth: „Our subjects will have no trafique with them until such tyme as they be reduced to the obedience of their natural lord and prince."

[32]) Kervyn, l. c. tome XXXIV, 1872. Brief von Cheſter an Burleigh, 1575, S. 543, Note 1.

[33]) P. V. Bets, De Pacificatie van Gent, 1876, p. 102 ss.

[34]) Corresp. Édit. Lacroix, p. 200.

[35]) Vergl. Groen van Prinsterer, Archives de la maison d'Orange, V, 532 ss. „Le prince d'Orange soupçonnait à tort la sincérité de Don Juan" geſteht Juste, p. 35.

[36]) Oeuvres, Édit. Quinet-Lacroix IV, Notice historique, p. 296: „Personne ne voulait le croire".

[37]) Juste, 44.

[38]) Juste, 47.

[39]) Groen van Prinsterer, Arch. de la maison d'Orange, VI, p. 118.

[40]) Juste, 67. Zu Antwerpen z. B. erhielten die Calviniſten fünf katholiſche Kirchen und ſpäter noch die große St. Jakobs-Kirche nebſt dem größeren Theile der Kathedrale. Die Lutheraner bekamen ebenfalls zwei Kirchen.

[41]) Büſching, Begebenheiten des Ritters Hans u. ſ. w., III, 55. Hiſt.-pol. Bl. 1876, S. 443.

[42]) Correspond. p. 254.

[43]) Juste, 75.

[44]) Handſchrift. i. Haag. Vergl. Juste, 76.

[45]) Correspond. p. 227.

[46]) Blaupot ten Cate, Geschiedenis der Doopsgezinden in Holland, I, 176 ff. Vergl. II, 216.

[47]) Oeuvres, IV, 307.

[48]) Correspond. 272 ss. und Groen van Prinsterer, Archives, VII, 279.

[49]) Correspond. 317 u. 200.

[50]) Kervyn de Volkaersbeke en J. Diegerick, Documents inédits concernant les troubles des Pays-Bas, II, 179. Vergl. van Vloten, Ueberſetzung von Quinet, Vie de Marnix, p. 183, einen Brief an den Empfänger Muys.

[51]) Groen, Arch. d. l. m d'Orange, VII, 229.

[52]) Correspond., XLIII, 295. Der Herausgeber des Briefwechsels, Lacroix, irrt sich bedeutend in der Mittheilung des Inhalts dieses Briefes. Vergl. P. Alberdingk Thijm, De vrooljke historie van Marnix, S. 142, N. 60. — Weiter Oeuvres de Marnix, IV, 310.

[53]) Den Wortlaut des Bündnisses findet man: Bull. de l'acad. des lettres, 40. Jahrg., 2. Serie, B. XXXII, 1871, S. 357, durch Kervyn de Lettenhove zu Hatfield entdeckt.

[54]) Groen, Archives d. l. m. d'Orange, VII, 405, 407, 492 ss. Correspond. 289 ss. Kervyn de Lettenhove, Bullet. de la Commission d'histoire, B. XIV, Nr. 3, 3. Série, Analyse de documents, p. 244 ss.

[55]) Kervyn, Bulletin d. l. c. Nr. V.

[56]) L. c. Nr. VI.

[57]) L. c. Nr. XXII.

[58]) L. c. Nr. XXV.

[59]) L. c. Nr. XLVII.

[60]) L. c. Nr. LIII.

[61]) Correspond. Nr. XLVI, p. 307.

[62]) Correspond., p. 318.

[63]) Brief récit de l'estat de la ville d'Anvers u. s. w. Oeuvres (Ecrits politiques), p. 244 ss.

[64]) Seit 1577 wurde sein Hauptwerk De Byencorf (Der Bienenkorb) in 20 Jahren erst wieder gedruckt.

[65]) „Je ne fus oncques (nie) d'advis, que aucun subjet particulier il fut loisible (erlaubt) de prendre les armes contre ses superieurs." Oeuvres (Ecr. pol.), p. 298.

[66]) Juste, p. 154, N. 1 aus einer Handschrift zu Simancas.

[67]) So meint Herr Bernouf, Bulletin du bibliophile, Paris, 1881, S. 440.

[68]) Durch die Güte des Herrn Kervyn de Lettenhove (der ein größeres Werk über das sechszehnte Jahrhundert vorbereitet) habe ich eine bestätigte Abschrift der Depesche in dieser Form erhalten: „No me parece mal lo platica que habiadas comenzado a tratar con Aldegonde para ganarle y obligarle a procurar la reduccion de las islas (Seeland) que a tener dello (darle?) serà bien empleado lo que combendra (comvendria?) ofrecelle para darselo despues de hecho el efecto."

[69]) Corresp. 327.

[70]) Corresp. 311, 333.

[71]) Bayle, Dict. s. v. St. Aldegonde.

[72]) A la Rabelais, d. h. sowie dieser Schriftsteller Religion u. Sitten Hohn sprach.

[73]) Groen v. P., t. a. p. 2. Série I, 158. Correspond. de M., 340 ss. 347.

[74]) Allard, S. J., Charlotte Flandrina v. Nassau u. s. w. (Studiën op godsd. wetens. en lett. gebied, 1869), S. 8.

[75]) Vergl. Bilderdyk, Vaderlandsche Geschiedenis, X, 303.

[76]) Tacitus, Germania, c. 12: „corpore infames".

[77]) Quinet, Oeuvres de M., Tableau des differens de la religion, I, VII ss.

[78]) Correspond. 411.

[79]) Vergl. Histor.-polit. Blätter, 1877, S. 880.

[80]) Vergl. Bakhuizen van den Brink, Studiën en schetsen, 1863, I, 465.

[81]) Fischart, Ausgabe S. Gallen, 1847, S. 19 ff.

[82]) Oeuvres, Ausg. Alph. Willems, Byencorf u. ſ. w., I, 122; bei Fiſchart l. c. S. 239.

[83]) Byencorf, I, 39.

[84]) Van Toorenenbergen, Ph. van Marnix' Godsdienstige en kerkelijke geschriften, I; Van de beelden afgheworpen, S. 13. Vergl. Byencorf, 4. Stück, 3. Capitel, Bd. II, S. 37 ff. Fiſchart 347.

[85]) Byencorf, I, 209; Fi. 209. Byencorf, II, 51 vlg., Fi. 350, 361.

[86]) Byencorf, II, 108; Fi. 413.

[87]) Correspond., p. 115.

[88]) Ausgabe von 1847, S. 203.

[89]) Byencorf, II, 13.

[90]) Bd. I. S. IX.

[91]) S. 130.

[92]) Tableau, I, 15, Édit. Quinet, Oeuvres de Marnix, I.

[93]) Tableau, IV, 201. Byencorf, II, 170.

[94]) Tableau, IV, 330, Notice historique, chap. IX.

[95]) „Pour quiconque l'aura lu jusqu'au bout, le dogme catholique aura disparu de fond en comble. Il restera l'emplacement d'une vieille Église rasée, abandonnée aux sifflements et aux ricanements des vents, une dernière forme du paganisme mis à nu, une mythologie restaurée et soudain renversée, les débris épars d'une autre Diane d'Éphèse, et par-dessus ces ruines payennes, la conscience de l'homme moderne qui cherche, examine et se fraie hardiment, à travers l'Évangile, son retour à Dieu et à la liberté.“ Tableau I, VIII.

[96]) S. z. B. Gervinus, Geſch. d. d. Lit. III, 138. Ueber Fiſchart ſ. weiter die Beilage.

[97]) Vergl. Kampſchulte a. a. O. 288.

[98]) Man vergl. v. Vloten, Nederlandsche geschiedzangen, Amsterdam, 1864.

[99]) Van Toorenenbergen, I, 537 ff.

[100]) Kampſchulte, 295.

[101]) In dem „Briefe gegen den Tanz“. Correspond. 227.

[102]) Van Toorenenbergen, II, Voorbericht, XII, ſ.

[103]) Response apologéticque, Édit. Lacroix 477.

[104]) Ondersoekinge, v. Toorenenb. II, Voorreden der ondersoekinge, S. VI.

[105]) L. c. S. VI.

[106]) L. c. S. VII.

[107]) Gesch. der doopsgezinden in Holland, I, 175; II, 216.

[108]) Van Toorenenbergen, II, Voorbericht, XI.

[109]) L. c. II, XII.

[110]) L. c. II, XII, S. XX ſagt jedoch der Verfaſſer, Marnix ſei nicht ſo gegen gewaltſame Beſtrafung der Anti-Calviniſten geweſen wie Wilhelm I. Das iſt wenigſtens ein aufrichtiger Widerſpruch!

[111]) Th. Beza, Epp. Genf 1575, S. 61.

[112]) Biſchof, Seb. Franck, S. 291.

[113]) Van Toorenenbergen, l. c. I, Voorbericht VII ff.

[114]) Bayle, Dict. in v. Ste. Aldegonde.

[115]) Response apologéticque, S. 404.

Beilage zu Seite 48.

Baron Ernouf hat in dem Techener'schen Bulletin du Bibliophile (Sept.-Dec. 1881; Jan.-Febr. 1882) eine kleine Abhandlung über Fischart's „Bienenkorb" geschrieben, mit einigen kurzen, neuen bibliographischen Notizen. Er vergleicht die verschiedenen Ausgaben und gibt dem französischen Leser eine kurze Beschreibung von Fischart's Buch.

Der Aufsatz ist jedoch nicht frei von Unrichtigkeiten, welche dem Verfasser in den Annales du bibliophile belge, 1882, S. 110, von Herrn J. Petit, Geheimschreiber der Brüsseler königlichen Bibliothek, nachgewiesen worden sind.

Herr Ernouf hat nämlich einige Eigennamen verkehrt interpretirt; auch scheint ihm das Verhältniß zwischen dem deutschen und dem niederländischen „Bienenkorb" gänzlich unbekannt zu sein.

Herr Petit macht dazu die Bemerkung, daß vielleicht nicht Fischart, sondern Marnix selbst der deutsche Uebersetzer seines „Bienenkorbs" sei, was auch J. S. Harkenroht behauptet, der Verfasser der „Oostfriesche Oorsprongkelijkheden" („Ostfriesische Originale"), 2. Ausgabe, Groningen, 1731, 2. Bd., S. 799. (Die erste Ausgabe wird datirt von 1714.)

Harkenroht meint, Marnix habe diese, bereits 1582 veröffentlichte Arbeit verfaßt in den drei bis vier Jahren, die er in der Nähe von Emden und Norden, in dem kleinen Orte Luitsburg oder Luttesburg verlebte, wahrscheinlich auf dem Landgute „Nußhof", des Edelmannes Unika Manninga, eines calvinistischen Eiferers. Der Verfasser citirt zur Begründung seiner Meinung: „Ruckert, Grundlicher warhafftiger Bericht vom Anfang und Fortgang der Reformierten Gemein Jesu Christi in der Stadt Norden in Ostfrieslandt, u. s. w., 1674, S. 144".

Diese Ansicht erscheint mir irrig und zwar aus mehrern Gründen.

Zuerst kann man sich kaum denken, daß Aldegonde in jenen stark bewegten Jahren, gerade in dem Augenblicke, wo er mit aller Kraft sich an dem Aufstand betheiligte und seine ganze Persönlichkeit so zu sagen durch die Gründung und Organisation von calvinistischen Versammlungen und Consistorien zu Emden und Wesel in Anspruch genommen war, Muße gefunden habe zu solcher ruhigen und langwierigen Arbeit.

Marnix hat aber auch nie, weder durch Schrift noch Wort, so viel bekannt ist, gezeigt, daß er der deutschen Sprache mächtig wäre, noch viel weniger, daß er sie mit großer Gewandtheit zu behandeln wüßte, wie dies im Werke Pickhardt's der Fall ist.

Wir haben uns der Mühe unterzogen, mehrere Capitel des Originals mit dem deutschen Texte zu vergleichen, und sind aus innern Gründen überzeugt, daß die Uebersetzung in Deutschland von einem deutschen Verfasser hergestellt ist, der nach unserer Vermuthung in Südwest-Deutschland ansässig war.

Die Wahrscheinlichkeit, daß Marnix der Uebersetzer nicht ist, wird noch erhöht durch den Umstand, daß Fischart den Pseudonym „Pickhardt" auch als Verfasser des „Jesuitenhütlein" angenommen hat.

Folgende Beispiele mögen unsere Meinung erhärten.

Ausgabe von St. Gallen 1847:

S. X. schreibt Pickhardt „Gaesen" oder „Goesen" statt „Geusen", wohl nach dem niederländischen Laut (ö oder ä) (fr. les gueux).

S. 20 überſetzt P. Marnix' Worte: „Lutheriaenscher ende Hugenootscher leere“ mit „evangelischer lêr“.

S. 21 überſetzt P. das Marnix'ſche „sloot als een bus“ („es ſchloß wie eine Büchſe“), ein niederländiſches Sprichwort, mit: (Die lêre reimet sich auf der evangelischen lêr) wie ein gloklein an einer toenig faarlins halse („Schweinchen mit der Schelle am Halſe“).

S. 22. P.: „man hat's inen (ihnen) wol eingetränkt“, für „verleerd“ („abgelernt“).

S. 23. P.: widerstân, für Marnix' „wederspreken“ („widerſprechen“). Hier ſind von P. die Worte eingeſchoben: „was fretten (abmühen) sie sich lang“.

S. 24 werden Begebenheiten von ſpecifiſch deutſchem Intereſſe erwähnt.

S. 39 werden die Worte: „die feig zu bieten“ (ein zu derbes Sprichwort) eingeſchoben.

S. 56 treffen wir ähnliche kleine Einſchaltungen, deren Umſtändlichkeit eine Wiedergabe unmöglich macht.

S. 92. Der Ausdruck: „ein Schilt auszhenken“.

S. 94 ſind folgende echt deutſche Worte eingeſchaltet worden: „Färet hübschlich îr gesellen!“

S. 95. Wieder der Ausdruck: „Was fretten sie sich lang“.

S. 136 ſchreibt P.: „Ain verdrüszlich irrstainlein,“ für „fastidieus scrupule“ (langweiliger Scrupel).

S. 137 nennt P. den „grossen Gott zu Schaffhausen“.

S. 143 und 285 beſpricht P. mehrere deutſche Orte, welche im Urtexte nicht erwähnt werden.

S. 185 ſchaltet P. die Worte ein: „(Der Teufel iſt) wie eine gespannte Feuerbüchs“, und gebraucht andere noch weniger erbauliche Redensarten, um die h. Wandlung zu beſchimpfen.

S. 188 ſchreibt P.: „Mit der Schrift (wird) herumgewiſcht, wie ain Sau mit aim chorrock,“ eine Wendung, um welche Marnix ihn gewiß beneidet hätte.

S. 191 überſetzt P.: „Alle Kost und Speis sammt dem Gebrâten in die Asche geworfen.“ Hier hat der Ueberſetzer den niederländiſchen Satz: „Spit (veru) met alle het gebraden“ (d. h. „der Spieß mit dem Braten“) gar nicht verſtanden.

S. 195 werden die niederländiſchen Namen von Wallfahrtsorten durch deutſche erſetzt.

S. 249 wird der Satz: „Also muss man auf römisch die deutschen Esel reiten“ gebraucht.

S. 280 findet man den Ausdruck: „Hänslein Jedermann“, der ſich in einem niederländiſchen Hirn kaum bilden konnte. U. ſ. w.

Dieſe Beiſpiele dürften genügen zum Beweiſe, daß nur ein Deutſcher, ja ein Südweſtdeutſcher, und ſogar einer, welcher der niederländiſchen Sprache nicht ganz mächtig war, die Ueberſetzung hergeſtellt hat.

Inhalt.

Seite.

Einleitung 1

Erstes Capitel.

Marnix „unter dem Kreuze der Verfolgung“ 3

Zweites Capitel.

Marnix im Dienste des Herrn von „Jerusalem“ 13

Drittes Capitel.

Marnix als reisender Diplomat und Brautwerber 17

Viertes Capitel.

Marnix als Bürgermeister von Antwerpen 31

Fünftes Capitel.

Marnix' letzter Versuch, die Niederlande zu „befreien“ 36

Sechstes Capitel.

Marnix als Schriftsteller. Schluß 42

Anmerkungen 58

Beilage zu Seite 48 62

Jahresbericht

der

Görres-Gesellschaft

für das Jahr 1882.

Jahresbericht

der

Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft

im katholischen Deutschland

für das Jahr 1882.

Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse

auf Grund des §. 32 des Vereins-Statuts.

Köln, 1883.

Druck und Commissions-Verlag von J. P. Bachem.

2533

Jahresbericht der Görres-Gesellschaft

für 1882.

Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse
auf Grund des §. 32 des Vereins-Statuts.

Die statutenmäßige General-Versammlung der Görres-Gesellschaft wurde in dem abgelaufenen Jahre in der alten Bischofsstadt Paderborn am 17. und 18. August abgehalten. Bereits auf den 16. August aber war der Gesammt-Vorstand einberufen worden, da die Anzahl der demselben zur Berathung und Beschlußfassung vorzulegenden Gegenstände diesmal eine ungewöhnliche große war. Eine erste Sitzung fand an dem genannten Tage Vormittags 9 Uhr statt, eine zweite des Abends 6 Uhr, eine dritte des andern Vormittags 10 Uhr. Erschienen waren von den Mitgliedern des Vorstandes außer dem Vorsitzenden des Verwaltungs-Ausschusses, Prof. Freiherr von Hertling, und dem General-Secretair, Oberbürgermeister a. D. Kaufmann, die Herren: Redacteur Dr. Cardauns (Köln), Domcapitular Dr. Haffner (Mainz), Regierungsrath a. D. Dr. Freiherr von Heeremann (Münster), Privatdocent Dr. Hüffer (Münster), Präses Dr. Hülskamp (Münster), Domcapitular Dr. Komp (Fulda), Geistl. Rath Dr. Münzenberger (Frankfurt a. M.), Professor Dr. Scheeben (Köln). Ein Theil der Sitzungen wurde durch die Vorberathung der bevorstehenden Generalversammlung und die Besprechung der auf derselben zu stellenden Anträge ausgefüllt.

Bereits am 7. Mai hatten zwei Mitglieder des Verwaltungs-Ausschusses, die Herren Oberbürgermeister a. D. Kaufmann und Professor Dr. Simar, Veranlassung genommen, sich in einem gedruckten Circulare an den Gesammt-Vorstand zu wenden. Sie hatten in demselben die

Frage angeregt, ob durch die im Frühjahr erfolgte Uebersiedelung des Vorsitzenden von Bonn nach München eine Aenderung in der Geschäftsführung nöthig gemacht scheine, und zugleich darauf hingewiesen, daß eine anderweitige Lösung der Personenfrage möglicherweise Veränderungen in der Organisation des geschäftsführenden Ausschusses nach sich ziehen müsse. Sie hatten endlich daran erinnert, daß nach §. 10 des Statuts bei Gelegenheit der im Jahre 1882 abzuhaltenden General-Versammlung die Neuwahl des Verwaltungs-Ausschusses und der Sections-Vorstände stattzufinden habe, und bemerkt, daß es sich kaum empfehlen dürfe, diese Neuwahl vorzunehmen, ehe über das Bedürfniß einer eventuellen Aenderung in der Organisation entschieden sei. Da nun diese letztere Entscheidung sich nicht anders als an der Hand der Erfahrung werde treffen lassen, so erscheine es angemessen, den Termin der Neuwahl mit Zustimmung der General-Versammlung bis zum Jahre 1883 hinauszuschieben. Nunmehr war dem Vorstande ein in diesem Sinne formulirter Antrag vorgelegt worden. Derselbe wurde ohne Debatte genehmigt.

Ein besonders wichtiger Punkt der Tagesordnung betraf das historische Jahrbuch. Von Herrn Dr. Georg Hüffer, welcher von Anfang an die Redaction geführt hatte, und dem in erster Linie das rasche Aufblühen des Unternehmens zugeschrieben werden mußte, war im Laufe des Sommers ein motivirtes Schreiben an den Vorsitzenden des Verwaltungs-Ausschusses gerichtet worden, welches das Ansuchen enthielt, ihn mit dem 1. Januar 1883 seiner Verpflichtung zu entheben. Dieser Schritt hatte selbstverständlich das lebhafteste Bedauern seitens des Vorstandes der historischen Section und der Mitglieder des Verwaltungs-Ausschusses hervorgerufen, denen davon sofort Kenntniß gegeben worden war. Anderseits ließ sich das Gewicht der Gründe nicht verkennen, welche Herrn Hüffer zu seinem Entschlusse bestimmt hatten, und konnte daher auch der Gesammtvorstand nicht anders, als demselben seine Genehmigung ertheilen. Er that dies indessen nicht, ohne zugleich den Vorsitzenden zu beauftragen, dem mehrgenannten Herrn Namens des Vorstandes in einem besondern Schreiben den Dank für seine dem Jahrbuche zugewandte aufopfernde Thätigkeit auszusprechen.

Herr Hüffer hatte selbst bereits in seinem Entlassungsgesuche die Frage des Nachfolgers erörtert und darauf bezügliche Vorschläge gemacht. Im Anschlusse an dieselben hatte der Verwaltungs-Ausschuß geglaubt, sich auf eine bestimmte Persönlichkeit einigen zu sollen, welche von urtheilsfähiger Seite als vorzüglich befähigt bezeichnet worden war. Die eingehenden, durch zwei Sitzungen fortgesetzten Berathungen des Gesammt-Vorstandes ließen es indessen sehr fraglich erscheinen, ob sowohl die Mittel als auch die Organisation der Gesellschaft es erlauben würden,

dem in's Auge gefaßten Gelehrten hinreichenden Ersatz für das Aufgeben einer staatlichen Stellung zu bieten. Ein Abschluß der Angelegenheit wurde nicht erreicht und der Verwaltungs-Ausschuß mit der Fortführung derselben betraut.

Dagegen fand ein anderer, auf das zweite große, noch in der Vorbereitung begriffene Unternehmen der Gesellschaft, die Herausgabe eines Staatslexicons, bezüglicher Vorschlag eine glückliche Erledigung. Die Einstellung eines zweiten Redacteurs gibt begründete Aussicht auf rascheres und gedeihliches Fortschreiten des wichtigen Werkes.

Außerdem lag eine stattliche Reihe von Gesuchen um Unterstützung wissenschaftlicher Unternehmungen vor. Dieselben waren fast ausnahmslos wohl begründet, zu seinem Leidwesen sah sich der Vorstand trotzdem, mit Rücksicht auf die stark in Anspruch genommenen Mittel der Gesellschaft, nicht in der Lage, sie sämmtlich zu bewilligen.

Die General-Versammlung selbst wurde am 17., Morgens 9 Uhr, durch ein feierliches Hochamt im Dome eröffnet, welches der hochw. Hr. Bischof Dr. Drobe unter Assistenz des Hrn. Weihbischofs Dr. Freusberg pontificirte. Kurz nach 11 Uhr begann im Rathhause, dessen schöne Räume in zuvorkommendster Weise zur Verfügung gestellt waren, die geschäftliche Sitzung, an welcher die beiden HH. Bischöfe theilnahmen. Der Vorsitzende des Verwaltungs-Ausschusses, Professor v. Hertling, übernahm, da ein Mitglied des Ehren-Präsidiums nicht anwesend war, den Vorsitz und ersuchte den hochw. Hrn. Bischof Dr. Drobe, der Versammlung den bischöflichen Segen zu ertheilen. Derselbe erfüllte diese Bitte nach einer herzlichen Ansprache voll freundlicher Anerkennung der Gesellschaft, welche im Streben nach der Wahrheit auch der wahren Freiheit diene, und ihre höchste Aufgabe in der Aussöhnung des Glaubens und des Wissens erblicke.

Hr. Bürgermeister Franckenberg widmete den Anwesenden im Namen der Stadt Paderborn herzliche Worte der Begrüßung. Freudig sei die Wahl Paderborns als Ort der General-Versammlung von der Bürgerschaft begrüßt worden, und er selbst habe gern seinen Urlaub unterbrochen, um als Vertreter und Bürger der Stadt wie als Katholik die Begrüßung der Gäste zu übernehmen. Der tief religiöse Sinn des katholischen Westfalen trete in Paderborn überall auch äußerlich zu Tage, und in einer Zeit, wo die christliche Welt so entschieden vor die Wahl zwischen Glauben und Unglauben gestellt werde, begrüße er als Vertreter Paderborns mit doppelter Freude — nicht als Fremde und Gäste, sondern als liebe Freunde — eine Gesellschaft, welche bei jener Entscheidung eine wichtige Stellung einnehme.

Nachdem der Vorsitzende dem Hrn. Franckenberg den verbindlichen Dank der Gesellschaft ausgesprochen hatte, erstattete der General-Secretair Hr. Ober-Bürgermeister a. D. Kaufmann den Finanzbericht.

Am 31. December 1881 zählte die Gesellschaft 2274 Mitglieder resp. Theilnehmer. Bis zum ersten August d. Jahres traten bei 75 Mitglieder und 18 Theilnehmer. Dagegen verlor die Gesellschaft durch Tod und andere Ursachen 97 Mitglieder und 28 Theilnehmer, so daß sie am letztgenannten Tage nur 2232 Mitglieder und Theilnehmer zählte, also einen kleinen Rückgang zu bedauern hatte. Neu beigetreten sind u. A. die hochwürdigsten Herren Bischof Dr. Drobe, Weihbischof Dr. Freusberg und Abt Basilius Oberholzer von Maria-Einsiedeln; ferner der katholische Studenten-Verein Ottonia in München, das katholische Casino in Kassel und die Landcapitels-Lese-Gesellschaft Riedingen in Würtemberg. Die Gesellschaft begann das Vereinsjahr 1881 mit einem Vermögensbestande von 32,738 M. 56 Pfg. Die Einnahmen betrugen 1881 28,189 M. 54 Pfg., die Ausgaben 25,801 M. 54 Pfg.; es blieb ein Kassenbestand von 2387 M. 80 Pfg., und konnte unter Zurechnung der Zinsen der Depositen und des Coursgewinnes an Werthpapieren im Betrage von 236 M. 55 Pfg. ein Vermögensbestand von 35,362 M. 91 Pfg. in das Rechnungsjahr 1882 übertragen werden. Auf Stipendien und Schriftsteller-Honorare entfielen 7767 M. 6 Pfg., auf die Redaction des historischen Jahrbuches 1725 M., auf die Redaction des Staats-Lexicons 2400 M., auf Druck und Versendungs-Kosten 11,359 M. 63 Pfg., auf Entschädigung für Reisekosten zur General-Versammlung 224 M. 80 Pfg., auf Porto-Auslagen 477 M. 55 Pfg., auf Bureaukosten, Redactions-Bibliothek des historischen Jahrbuches, Gehalt des Hülfssecretairs und sonstige Verwaltungskosten 1847 M 50 Pfg., in Summa 25,801 M. 54 Pfg. Dieser anscheinend günstige Vermögensstand wird als nicht ausreichend angesehen werden müssen, wenn man ihn den immer steigenden Anforderungen gegenüberstellt. Diesen wird nur theilweise entsprochen werden können, wenn dabei das historische Jahrbuch weiter gefördert, und die Herausgabe des Staats-Lexicons ihrem Ziele näher gebracht werden soll. Es erscheint dann eine Abnahme des angesammelten und in Werthpapieren angelegten Vereinsvermögens wahrscheinlich, wenn es nicht gelingt, die Zahl der Mitglieder überhaupt, und ganz besonders die der Ehrenmitglieder bedeutend zu erhöhen, da vorzugsweise die ansehnlichen Beiträge der letztern die Ansammlung eines Reservefonds möglich gemacht haben.

Entsprechend dem Antrage der Revisoren wurde dem Hrn. General-Secretair Decharge ertheilt. Als Revisoren wieder- resp. neugewählt wurden die Herren Buchhändler Henry (Bonn), Kaufmann Hoffmann (Bonn) und Rentner W. Scheben (Köln).

Es folgte der Bericht des Vorsitzenden des Verwaltungs-Ausschusses Professor v. Hertling. Derselbe lautete wie folgt.

Die laufenden Geschäfte der Gesellschaft wurden in der bisherigen Weise vom Verwaltungs-Ausschuß besorgt; nur mußte seit Ostern dieses Jahres in Folge der Berufung des Vorsitzenden nach München manches, was bisher mündlich verhandelt worden war, auf schriftlichem Wege zur Erledigung gebracht werden. Ein abschließendes Urtheil darüber, ob dies auch in der Folge ohne Schaden für die Wirksamkeit der Gesellschaft sich werde durchführen lassen, glaubt der Verwaltungs-Ausschuß für jetzt noch nicht abgeben zu können; er ist vielmehr der Meinung, daß hierfür nur die Erfahrung eines längern Zeitabschnittes entscheidend sein könne.

Als erste Vereinsschrift für 1882 erschien: Der Spiritismus, von Dr. C. Gutberlet; als zweite: Berthold von Regensburg, von C. Unkel; eine dritte ist in Vorbereitung

und wird voraussichtlich in November zur Ausgabe gelangen. Das historische Jahrbuch ist in regelmäßiger Folge, den Bestimmungen des Programmes entsprechend, weitergeführt worden, und hat in seiner innern Entwickelung guten Fortschritt genommen, was sich durch das Anschwellen der Hefte auch nach Außen hin documentirt. Die neuerdings beigegebene Zeitschriftenschau hat — so weit bekannt — allerseits beifällige Aufnahme gefunden. Die Zahl der Abonnenten beträgt gemäß der Aufstellung vom 6. Juli 842. Die Arbeiten für das Staats-Lexicon sind fortgesetzt worden.

Hr. Dr. Bardenhewer hat seine Aufgabe zum Abschlusse gebracht. Das Werk ist unter dem Titel: Die pseudo-aristotelische Schrift über das reine Gute, bekannt unter dem Namen liber de causis erschienen. Hr. Dr. A. Schill hofft die Geschichte des Jansenismus bis 1. April 1884 vollenden zu können. Herr Dr. C. Krieg hat seine Untersuchung über die Urheberschaft der dem Boethius zugeschriebenen theologischen Schriften energisch gefördert, so daß dem Abschlusse in nicht allzu langer Frist entgegengesehen werden kann. Ueber seine Forschungen in römischen Archiven und Bibliotheken berichtet Hr. Dr. Galland: . . . (Statt des hier gegebenen kurzen Auszuges folgt weiter unten der ausführliche Bericht in den Verhandlungen der historischen Section.) . . . Hr. Dr. A. Kaufmann, welcher auch in dem abgelaufenen Jahre die Arbeiten über Thomas Cantipratanus fortgesetzt hat, macht in dem eingesandten Berichte aufmerksam darauf, daß nach einer ihm aus Belgien zugekommenen Privatmittheilung die französischen Dominicaner mit der Vorbereitung einer neuen Ausgabe von Echard und Quetif's Scriptores ordinis Praedicatorum beschäftigt sind, von welcher der Druck angeblich bereits begonnen habe. Mit Rücksicht auf die den Herausgebern ohne Zweifel zu Gebote stehenden reichern Quellen und Hülfsmittel, wo es sich um die Biographie eines Ordensgenossen handelt, glaubt der Verfasser vor dem Erscheinen der neuen Auflage mit seiner Arbeit nicht hervortreten zu können. Hr. Pfarrer Woker hat die auf die Geschichte der katholischen Kirche in Norddeutschland nach der Reformation bezüglichen Studien in dem Umfange fortgesetzt, in welchem ihm die Erfüllung der Pflichten seines Amtes dies gestattete, und zu diesem Ende die Archive in Bremen, Hannover, Hildesheim und Osnabrück mit glücklichem Erfolge durchforscht. Das zur Ergänzung einer bisher vernachlässigten Seite der diplomatischen Wissenschaft bestimmte Werk des Hrn Dr. v. Buchwald über Bischofs- und Fürsten-Urkunden des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, zu dessen Drucklegung seitens der Gesellschaft eine Beisteuer bewilligt worden war, ist vor kurzem erschienen. Weiteres ist in Vorbereitung begriffen Zum ersten Male ist der Verwaltungs-Ausschuß in der Lage, nicht darüber Klage führen zu müssen, daß die von der Gesellschaft gebotene Hülfe zu wenig von Seiten derjenigen angerufen worden, denen dieselbe stiftungsmäßig zugedacht ist. Handelt es sich vielmehr bereits umgekehrt darum, zu erwägen, ob und in wie weit den laut gewordenen, den Zwecken der Görres-Gesellschaft entsprechenden Anforderungen aus den vorhandenen Mitteln Genüge geschehen könne, so wird dieser Bericht zwar nur mit der einen, aber um so dringendern Bitte an alle Freunde der katholischen Wissenschaft schließen müssen, den Vorstand durch reichlich gespendete Beiträge in den Stand zu setzen, dem vorgezeichneten Ziele immer allseitiger und nachhaltiger nachzustreben.

Hr. Bisthumsverweser Dr. Moufang (Mainz) sprach hierauf dem Vorstande den Dank für seine Thätigkeit aus und entwickelte zugleich in lebhafter, von allgemeinem Beifall begleiteter Rede die Wichtigkeit der von der Görres-Gesellschaft verfolgten Ziele.

Sodann wurde der bereits erwähnte Antrag des Vorstandes in nachstehender Form zur Discussion gestellt:

„Die General-Versammlung wolle beschließen, die durch §. 10 der Statuten vorgeschriebene Wahl der Mitglieder des Verwaltungs-Ausschusses und der Sections-Vorstände in diesem Jahre auszusetzen und die gegenwärtigen Mitglieder des Verwaltungs-Ausschusses und der Sections-Vorstände bis zur General-Versammlung des nächsten Jahres mit der Fortführung der Geschäfte zu betrauen."

Der Antrag wurde durch das Vorstandsmitglied Hrn. Domcapitular Dr. Haffner begründet und gelangte hierauf, ohne daß ein Widerspruch laut geworden wäre, zur Annahme.

Ein weiterer, von Hrn. Dr. Hülskamp eingebrachter und von dem Gesammt-Vorstande unterstützter Antrag ging dahin:

in §. 2 der Statuten unter den Aufgaben der Gesellschaft auch „Unterstützung anderweitiger wissenschaftlicher Bestrebungen" einzuschalten.

In seiner Begründung betonte der Antragsteller insbesondere die Nothwendigkeit der Unterstützung katholischer Privat-Docenten. Bisher sei dies laut §. 2 der Statuten nur möglich gewesen, wenn der Stipendiat sich zu einer ganz bestimmten wissenschaftlichen Leistung verpflichtete, eine Beschränkung, von welcher in einzelnen Fällen abzusehen sich sehr empfehle. Der Antrag wurde ohne Debatte mit der zu Statuten-Aenderungen erforderlichen Mehrheit von zwei Dritteln angenommen, und damit zugleich, wie seitens des Vorsitzenden, ohne Widerspruch zu finden, constatirt wurde, die in §. 12 sich ergebende redactionelle Aenderung..

Letzter Gegenstand der Tagesordnung war der von Hrn. Subregens Dr. Pingsmann (Köln) nach vorheriger Anmeldung beim Vorstande gestellte Antrag:

„die General-Versammlung wolle beschließen, durch eine öffentliche Kundgebung ihre Theilnahme an der Feier des dritten Centenariums d. h. Theresia (15. October) zu bezeugen, und zwar durch eine Adresse an den hochw. Bischof von Salamanca, Mons. Narciso Izquierdo, als den Oberhirten des Sprengels, in welchem die h. Theresia ihre letzte Ruhestätte gefunden (Alba de Tormes)".

Die Begründung schilderte die h. Theresia als eine Heilige von ganz universaler Bedeutung, als Reformatorin des Klosterlebens, als große Gelehrte und klassische Schriftstellerin, der es an wissenschaftlichen Titeln für die vorgeschlagene Huldigung wahrlich nicht fehle. In Spanien werde das Centenarium unter großartiger Betheiligung auch der officiellen Kreise ohne jeden Unterschied der Parteien gefeiert; auch in andern Ländern würden Kundgebungen vorbereitet, und die Gesellschaft würde

gewiß in Görres' Geiste handeln, wenn sie dafür sorge, daß an dem Feste der „mystischen Lehrerin" Deutschland nicht unvertreten bleibe. Auch dieser Antrag gelangte zur Annahme, mit seiner Ausführung wurde der Verwaltungs-Ausschuß betraut. Hierauf schloß der Präsident die Sitzung mit einigen geschäftlichen Mittheilungen.

In den ersten Nachmittagsstunden besichtigten zahlreiche Theilnehmer der General-Versammlung unter freundlicher Führung des Hrn. Domcapitulars Klein, Diöcesanbaumeister Güldenpfennig und Dr. Enck die Hauptsehenswürdigkeiten der Stadt. Um 3 Uhr begann die Sitzung der philosophischen Section, welche nahezu vollständig durch einen Vortrag des Hrn. Domcapitulars Dr. Haffner ausgefüllt wurde.

Redner erinnert an die von verschiedenen Naturforschern der neuesten Zeit, insbesondere von Virchow und Dubois-Reymond, gegebenen Aeußerungen über die Grenzen der mechanischen Natur-Erklärung, und begrüßte dieselben als Zeichen der Ernüchterung. Auch referirte er über die Aufnahme, welche diese Aeußerungen, insbesondere die von dem letztern veröffentlichten Vorträge über die Grenzen des Natur-Erkennens und die sieben Welträthsel bei andern Naturforschern, Häckel u. s. w., gefunden haben. Indem er die von Dubois-Reymond als Pyrrhonismus in neuem Gewande bezeichnete Selbstbeschränkung der Naturwissenschaft einer eingehenden Kritik unterzog, gab er sein Urtheil dahin ab, daß es eben so verfehlt sei, wenn die Naturforschung die psychologischen und metaphysischen Probleme als unlösbare Räthsel abweise, wie es unberechtigt sei, wenn sie dieselben durch mechanische Natur-Erklärung zu lösen beanspruche. Die mechanische Natur-Erklärung, so wurde ausgeführt, sei, wenn auch in gewissen Grenzen berechtigt, doch nur ein Fragment, welches in der höheren Naturphilosophie seine Ergänzung suchen und in dem Bekenntniß Gottes seinen Abschluß finden müsse. (Der Vortrag ist unter dem Titel „Das Ignoramus der neuesten Naturforschung" bei Foesser Nachfolger, Frankfurt a. M. 1883, als Nr. 6 der zeitgemäßen Broschüren sowie in Separat-Abdruck erschienen.)

Unmittelbar daran schloß sich die Sitzung der historischen Section. Hr. Dr. Cardauns verband mit der Begrüßung der an dem uralten Sitze christlichen Glaubens, christlichen Lebens und christlicher Wissenschaft tagenden Versammlung den Dank für seine auf der vorigjährigen General-Versammlung erfolgte Wahl zum Vorsitzenden. Sodann ersuchte er den Redacteur des historischen Jahrbuchs, Hrn. Dr. G. Hüffer, den üblichen Jahresbericht zu erstatten.

In Ausführung und Ergänzung der in dem allgemeinen Jahresberichte der Gesellschaft gegebenen Nachweise über das Historische Jahrbuch constatirte der Vortragende einen

Abonnentenstand (zu Mitte August) von 849, welche Zahl sich vertheilte auf 628 Gesellschafts-, 158 Buchhandel-Abonnenten, 45 Tausch- und 18 Freiexemplare. Die gegen das Vorjahr (Gesammtsumme 915) eingetretene Reduction der Abonnentenziffer trifft ausschließlich auf die Abonnenten aus der Görres-Gesellschaft. Zu möglichster Verbreitung des Jahrbuches und um dessen Bekanntwerden in ferner stehenden Kreisen thunlichst zu fördern, wurden zu Mitte December 800 Circulare — enthaltend den Inhalt der beiden ersten Jahrgänge, das Programm, die Abonnementsbedingungen und einen Hinweis auf die neue Zeitschriftenschau — versandt an alle hervorragenden Bibliotheken, Archive und Klöster, an alle Universitäts-Professoren und Docenten der Geschichte und verwandter Disciplinen in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz. Die einzelnen in einer Auflage von 1200 Exemplaren gedruckten Hefte des Jahrbuches sind zu theilweise recht späten Terminen versandt, ein Uebelstand, der bisher nicht zu beheben war und wesentlich in der großen Stärke dieser Hefte seinen Grund hatte. Mehrseitigen Beifall hat die mit Januar 1882 begonnene Zeitschriftenschau gefunden. An Beiträgen liefen ein seit der vorjährigen General-Versammlung: 55, bei denen sich 15 befanden, welche aus irgend einem Grunde zur Veröffentlichung ungeeignet erschienen. Unter den Verfassern der im Jahrgang 1882 zum Abdruck gelangenden Aufsätze und Recensionen wiegen die Laien vor den Priestern um einiges vor; der Abstammung nach sind 13 Norddeutsche, 10 Süddeutsche, 8 Oesterreicher. Die Gesammtzahl der seitherigen activen Mitarbeiter stieg von 40 auf 53, von denen bisher einige 20 mit mehrmaligen Beiträgen figuriren. Der gegenwärtige Stand der Arbeiten und die weitern Aussichten sind gleichmäßig als sehr günstig zu bezeichnen. Das Octoberheft mit manchfachem Inhalt ist in Vorbereitung; die eingelieferten oder fest zugesagten Beiträge belaufen sich auf 13 Aufsätze und 15 theilweise recht umfangreiche und eindringende kritische Recensionen. Die schon seit Beginn dieses Jahres eingetretene Stofffülle welche das Festwurzeln des Jahrbuches in erfreulichster Weise bekundet, hatte ein Anschwellen der Hefte zu dem programmmäßigen Maximum von 12 Bogen und demgemäß eine Ueberschreitung der Gesammtstärke des Jahrganges (40 Bogen) zur Folge. Trotzdem hierdurch die Kosten eine nicht unbeträchtliche Steigerung erfuhren, auch für die Zukunft eine Abnahme des Angebotes an tüchtigen Arbeiten nicht so leicht zu besorgen steht, dürfte an eine Erhöhung des seitherigen Abonnementspreises ohne Schaden für das Unternehmen nicht wohl zu denken sein. Zum Schluß eröffnete der Vortragende einen Blick in den langsamen aber sichtlichen Fortgang der katholischen Geschichtswissenschaft, sowie der verwandten Wissenszweige in Deutschland, und forderte zu stets wirksamerer Arbeit im Dienste dieser hohen Aufgabe wie zu nachhaltiger Unterstützung der darauf gerichteten Bestrebungen auf.

Nach einigen zu thatkräftiger Förderung des Jahrbuches anregenden Bemerkungen des Herrn Bisthumsverwesers Dr. Moufang aus Mainz erhielt das Wort Herr Dr. Galland zu einer resumirenden Berichterstattung über seine archivalischen Forschungen in Rom.

Die in den römischen Archiven und Bibliotheken von November 1879 bis Juli 1882 von mir betriebenen Studien bezweckten die Auffindung ungedruckter Materialien zur neuern Kirchengeschichte, an erster Stelle zu einer Darstellung der Beziehungen zwischen Rom und Brandenburg-Preußen seit der Reformation bis zu Anfang dieses Jahrhunderts.

Für das 16. Jahrhundert war wegen der damals noch geringen Bedeutung Brandenburgs auch nur geringe Ausbeute zu hoffen, zumal viele einschlägige Nachrichten bereits von Raynald, Pallavicini und dem französischen Bearbeiter der handschriftlichen (in der Bibl. Ottob. aufbewahrten) vita Cardinalis Commendoni, sodann von Lämmer, Dittrich, Pastor u. A. bekannt gegeben waren. Die Durchsicht der in dem nur schwer zugänglichen

Archiv des Cardinals-Collegiums aufbewahrten acta consistoriala, d. h. amtlicher Protokolle über alle in den Consistorien und Congregationen des hl. Collegs verhandelten Gegenstände, lieferte nur einige Nachrichten von Belang über Albrecht von Brandenburg und andere die Säcularisation von Kirchengütern betreibende Mitglieder desselben Hauses. Wegen der sonstigen Reichhaltigkeit aber dieser amtlichen und zuverlässigen Acten, die von Lämmer (Annal. Rom. p. 84), der sie nur in mangelhaften Copien gesehen, als „sehr werthvolle kirchengeschichtliche Quellen" bezeichnet werden und von Raynald und Pallavicini nur spärlich benutzt sind, copirte ich alle zur Geschichte des sog. Reformationszeitalters (1517—1555) dienlichen Mittheilungen. Im Uebrigen excerpirte ich einige auf Brandenburg bezügliche Relationen der Vatic. Bibliothek, u. a. eine „de captivitate Landgravii", welche über die Intercession des Brandenburgers für letzteren beim Kaiser längere Mittheilung macht, ein paar andere über die politischen und religiösen Verhältnisse Pommerns und die Anwartschaft Brandenburgs auf dieses Land, ferner die Berichte des Prager Nuntius Malaspina betreffs der Beziehungen des Abtes von Neuzelle zu Brandenburg, sowie zwei längere Relationen über den damaligen Stand der Dinge in Deutschland: die eine aus dem Jahre 1588, die andere gegen Ende des 16. Jahrhunderts vom Cardinal von Piacenza verfaßt, mit trefflichen Daten über die Säcularisation und Protestantisirung der mit der Zeit an Brandenburg gefallenen Bisthümer. — Neben diesen mehr zufälligen und Gelegenheits-Berichten erschließt sich mit den in den siebenziger Jahren des genannten Jahrhunderts beginnenden, größtentheils im vaticanischen Geheimarchiv aufbewahrten Kölner Nuntiaturberichten und den correspondirenden Instructionen der Curie eine fast stetig fließende reichhaltige Quelle. Gleich der erste Band bringt instructive Visitationsberichte des Bonner Canonicus Trivio aus den nachher mit Brandenburg vereinten Territorien und bezügliche Briefe vom Cardinal von Como, Alexander Farnese, Madruzzo, Morone, Malaspina u. A. Der Inhalt der drei folgenden bis 1600 reichenden Bände bezieht sich vornehmlich auf die Coalitionsbestrebungen der protestantischen Fürsten und Frankreichs, in denen auch Brandenburg eine Rolle spielt. Im Jahre 1590 taucht dann die kirchlich und politisch gleich wichtige jülich-clevesche Successionsfrage auf, welche mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch auch für Rom und seine Nuntien einen Hauptgegenstand der Sorge und den Anlaß zu vielen diplomatischen Maßnahmen und einer umfangreichen Correspondenz gegeben hat.

Die genannten und folgenden Bände der Acten der Kölner Nuntiatur liefern im Nähern sehr detaillirte Berichte über die Verhältnisse am Hofe des Herzogs von Cleve, über die Aspirationen Brandenburg's, die Occupation der cleve'schen Lande (1609), den Vergleich von Xanten (1614), den Uebertritt des Kurfürsten von Brandenburg zum Calvinismus u. a. Für den jülich-cleveschen Erbfolgekrieg und den Anfang des damit zusammenstoßenden dreißigjährigen Krieges lieferten statt der hier mangelnden Kölner Nuntiaturberichte eine Reihe von Instructionen und Relationen der vaticanischen Bibliothek aus den Jahren 1610, 21, 22 und 24 guten Ersatz. Von den seit 1625 wieder vorhandenen Nuntiaturberichten und parallel laufenden Instructionen des Staatssecretärs sind von besonderm Interesse die Mittheilungen des Nuntius Pierluigi Carafa über den 1629 abgeschlossenen Vertrag zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg, über den auch von Tilly richtig charakterisirten brandenburgischen Minister Grafen Adam von Schwarzenberg und dessen Bestrebungen, über die Fortschritte der Gegenreformation, namentlich im Bisthum Halberstadt, die Gewaltthätigkeiten des Administrators von Magdeburg aus dem brandenburgischen Hause gegen Capitel, Klerus und Klöster der Erzdiöcese, die geplante Heirath des Pfalzgrafen mit einer brandenburgischen Prinzessin, die convertiren sollte, sowie über die durch Gustav Adolph's Siege sehr bedrohlich gewordene Lage der Katholiken in Deutschland. Eine außerordentlich reiche Ausbeute für die einschlägigen Ereignisse der vierziger und beginnenden fünfziger Jahre gewährte der in der Privatbibiothek des Fürsten Chigi

aufbewahrte schriftliche Nachlaß des zunächst für die Kölner Nuntiatur und dann auch für die in Münster stattfindenden Friedensverhandlungen (1642—48) bevollmächtigten päpstlichen Gesandten Fabio Chigi, nachherigen Papstes Alexander's VII., dessen geistreiche, von scharfer Beobachtungsgabe zeugenden Briefe und Depeschen genauesten Bericht erstatten über die unter der kräftigen Regierung des großen Kurfürsten stetig wachsende Bedeutung Brandenburg's, über dessen Pläne und politische Schachzüge, über das Vorgehen des brandenburgischen Gesandten in Osnabrück, über die Verbindung mit den Holländern und Schweden, über den Plan einer Heirath mit der Königin von Schweden, über den jeweiligen Stand der Frage des Verzichtes auf Pommern und der dafür beanspruchten Entschädigung durch katholische Bisthümer, über das Vorgehen der brandenburgischen Regentschaft in Cleve, worüber die an Fabio Chigi gerichteten und in der Bibl. Chigiana befindlichen Briefe des Xantener Propstes Johannes Düsseldorf informirten, sowie über den Streit des Kurfürsten mit dem Pfalzgrafen, der selbst den Nuntius hiervon in Kenntniß setzte Indem dieser in des Brandenburgers wachsender Macht das künftige Bollwerk des Protestantismus erkannte, bekämpfte er eifrigst dessen Ansprüche bezüglich der Erzbisthümer und Bisthümer Magdeburg, Halberstadt, Hildesheim, Minden und Osnabrück, sowie die Forderung, auf dauernden Verzicht seitens der Katholiken bezüglich der schon von Brandenburg occupirten Bisthümer Havelberg, Brandenburg und Lebus. Uebrigens habe ich hier, wie bei den acta consistorialia, auch die sonstigen auf die Friedensverhandlungen bezüglichen Nachrichten von Belang copirt. — In den Kölner Nuntiaturberichten der Folgezeit tritt wieder die jülich-cleve'sche Frage in den Vordergrund, bis im Jahre 1666 ein endgültiges Abkommen getroffen wird, worüber zugleich der Pfalzgraf persönlich an den Papst und den Cardinal-Staatssecretär berichtet. Ueber fernere Berührungspunkte zwischen Rom und Brandenburg gegen Ende der achtziger Jahre unterrichtet namentlich die in der Bibl. Corsiniana befindliche umfangreiche Correspondenz des Nuntius Tanara. Für die neunziger Jahre fand ich auch in den im vaticanischen Archiv bewahrten Acten der Nuntiaturen von Wien, Paris und namentlich Brüssel mancherlei Interessantes. Die Durchsicht der genannten und anderer Akten, namentlich die Correspondenz des Nuntius von Madrid mit Rom während desselben Zeitraums lieferte mir zugleich das hauptsächliche Material für eine Darstellung der Politik des hl. Stuhles in der spanischen Erbfolgefrage und der Geschichte der katholischen Kirche in England, Schottland und Irland unter Wilhelm III. von Oranien.

Am reichhaltigsten und ergiebigsten flossen mir die Quellen für das 18. Jahrhundert. Aus der Durchsicht von etwa 50 Bänden des vaticanischen Archivs und einer Reihe anderer in der Bibl. Vaticana und der Corsiniana über die Ereignisse der zwei ersten Decennien dieses Jahrhunderts gewann ich das wesentliche Material für eine Geschichte des Pontificats Clemens XI. (1700—1721), namentlich für zwei wichtige Fragen desselben: des Papstes Stellung zum spanischen Erbfolgekriege und zu Deutschland, vornehmlich zu Pfalz-Neuburg, Hannover, Sachsen und vor allem zu Brandenburg-Preußen. Gleich in den Anfang dieses Pontificats fällt der bekannte Streit wegen der Krönung des Kurfürsten Friedrich III. zum König von Preußen; das vatic. Archiv bewahrt ein ganzes Volumen bezüglicher Documente unter dem Titel: Prussia, Scritture concernenti la riprovazione del titolo Regio usurpato dal Marchese di Brandeburgo. Weiteres Material lieferten trotz Theiner und Lehmann zahlreiche unedirte Briefe des durch seine ausgebreitete politische Wirksamkeit neben Possevin stehenden Jesuitenpaters Moriz Vota mit interessanten Mittheilungen über seinen Aufenthalt am Berliner Hofe, seine Disputationen mit den protestantischen Hoftheologen und über das Katholisiren des Königs und der Königin. Jene Briefe befinden sich in der Bibliothek des Fürsten Barberini und in den Archiven der Propaganda und des Vaticans. An letzterer Stelle fand ich auch die umfassende, sehr reichhaltige

Correspondenz des kurpfälzischen Ministers Stefani, spätern Bischofs von Spiga, welche eine Art Fortsetzung der Vota'schen Berichte bildet. Daneben sind aus den Kölner Nuntiaturberichten die Schlußrelationen der Monsignore Bussi und Alessandro Borgia zu nennen. — Zu dem bisher Genannten lieferte von etwa 1630 ab das Archiv der Propaganda belangreiche Ergänzungen. Und da mit Beginn des 18. Jahrhunderts alle auch an die Staatssecretarien gesandten Schreiben bezüglich Preußens als Missionslandes von dieser an die Congregation der Propaganda zur Einsicht gegeben wurden, so glaubte ich für meine Sammlung der Prussica aus der Folgezeit bis zum 19. Jahrhundert auf die Durchforschung des genannten Archivs mich beschränken zu dürfen. Ebendort gewann ich auch das hinreichende Material für eine Geschichte der nordischen Missionen im 18. Jahrhundert, sowie interessante Mittheilungen über Gründung, Einrichtung und erste Wirksamkeit der Propaganda, welche durch weitere in der vaticanischen und andern Bibliotheken Rom's aufgefundene Schriftstücke die nöthige Ergänzung finden. Endlich lieferte mir der im Museum Borgianum der Propaganda aufbewahrte literarische Nachlaß des Cardinals Stephan Borgia reichhaltige Nachrichten über das Leben und Wirken dieses um Kirche und Wissenschaft hochverdienten Mannes, namentlich auch zahlreiche Briefe von deutschen und dänischen Gelehrten und Alterthumsforschern, wie Herder, Heeren, Eckhel, Tychsen, Zoega, Münter, Adler, Birch u. A.

Ich glaube, meinen Bericht mit der Bemerkung schließen zu müssen, daß die Beschaffung eines so umfangreichen Materials mir wesentlich dadurch erleichtert worden ist, daß ich vielfach über die gewöhnliche Studienzeit hinaus und auch in den Ferien habe arbeiten und zugleich der Hülfe geschickter Abschreiber mich habe bedienen können.

Alsdann referirte Herr Pieper desgleichen über seine römischen Forschungen.

Die vor drei Jahren begonnenen und bis jetzt fortgeführten Studien des Referenten in römischen Archiven und Bibliotheken richteten sich auf die Erforschung von Nachrichten über die nordischen Missionen des 17. Jahrhunderts und namentlich auf die Sammlung bisher unbenutzten Materials für eine Darstellung der Politik Urban's VIII., seiner Stellung zu den europäischen Mächten im dreißigjährigen Kriege.

Für erstgenannten Gegenstand ist Hauptquelle das Archiv der s. congregatio de propaganda fide, welche, im Jahre 1622 von Gregor XV. errichtet, der Centralpunkt für die Missionen der ganzen Welt wurde. Es ist eine wahre Freude, auf diesem Archiv zu arbeiten und die Bemühungen des apostolischen Stuhles für die Verbreitung des Glaubens zu verfolgen. Dazu kömmt, daß die Benutzung der Codices durch die größte Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit der auf dem Archiv beschäftigten Herren sehr angenehm gemacht wird und dasselbe das ganze Jahr hindurch Tag für Tag geöffnet ist. Das Archiv gehört zu den reichsten der ewigen Stadt. Um den Gesichtspunkt zu erhalten, nach welchem diese in ihrer Art einzige Sammlung geordnet ist, genügt es, einen Blick in den Geschäftsgang der Congregation zu werfen. Derselbe ist so eingerichtet, daß die aus den Missionen eingelaufenen Briefe und Berichte von einem der Cardinäle in der Congregationssitzung mitgetheilt werden, worauf dann Beschluß gefaßt und dieser den Missionären oder Missionsobern zugestellt wird.

Aus diesem Geschäftsgang ergeben sich drei große Serien, von denen die erste die Scrittture riferite, die zweite die Atti della s. congregazione und die dritte die Lettere della s. congregazione umfaßt.

Für das 17. Jahrhundert habe ich sämmtliche Bände dieser drei Klassen — die erste mag für diese Zeit 180, die zweite und dritte je 75 Bände enthalten — durchgearbeitet und daraus mit Hülfe eines Copisten ein reiches Material für die Geschichte der nordischen Missionen entnommen.

So fanden sich in den Briefen der Missionäre Jansenius, Stricerius und Becker wichtige Ergänzungen zu dem gründlichen Werke von L. Drewes, „Geschichte der katholischen Gemeinden zu Hamburg und Altona".

Wir erfahren von den Bemühungen zur Errichtung von Missionen in Dänemark, Schweden und Norwegen; eine Reihe Briefe des Bischofs Wilhelm von Osnabrück unterrichtet über die Durchführung des Restitutionsedictes im nordwestlichen Deutschland; andere berichten über die Wechselfälle der Missionen während des dreißigjährigen Krieges.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurde durch die Einrichtung des apostolischen Vicariats, welches anfangs in Hannover seinen Sitz hatte, eine geordnetere Verbindung der nordischen Mission mit der Propaganda-Congregation geschaffen. Außer den authentischen Nachrichten über Gründung, Umfang, Facultäten desselben bewahrt das Archiv eingehende Relationen der apostolischen Vicare über die ihnen unterstellten Missionen.

Nächst dem Propaganda-Archiv versprach das Geheimarchiv des Vaticans auch für diesen Zweck, in den Berichten der Nuntien nämlich, reiche Beiträge. Denn diese, als die Vertreter des apostolischen Stuhles, waren die natürlichen Mittelglieder zwischen Congregation und Mission und auch hierzu mit Zutheilung bestimmter Gebiete von der Congregation berufen. Der größte Theil der nordischen Missionen unterstand der Kölner Nuntiatur, deren Bände 1—82 und 133—145 ich durchgesehen und excerpirt habe; mehrmals war auch auf die Berichte der Nuntien in Wien, Polen, Brüssel und Paris zu recurriren.

Die zweite Arbeit hat die Stellung Urban's VIII. zu den europäischen Mächten im dreißigjährigen Kriege zum Gegenstande. Bekannt ist die bisherige Auffassung über die politische Stellung des Papstes, wie sie von Ranke zuerst aufgebracht und auch in katholische Werke übernommen ist. Am schärfsten hat diese Ansicht ausgeprägt Gregorovius in seiner Schrift: „Urban VIII. im Widerspruch zu Spanien und dem Kaiser." „Die beiden Häuser Habsburg," so schreibt er, „welche längere Zeit eine mißtrauische, fast feindliche Spannung getrennt hielt, Spanien und Oesterreich, hatten sich fest aneinander geschlossen und sie standen jetzt als die furchtbarste Macht Europa's da. Sie zu brechen hat Urban VIII. versucht und das konnte er nur, indem er Frankreich begünstigte und in Italien wieder Stellung nehmen ließ, endlich, indem er die Schweden und Protestanten zu siegen nicht hinderte." (S. 7.)

Als die Nachricht vom Tode des Schwedenkönigs nach Rom kam, zeigte der Papst, so sagt Gregorovius, offen seinen Verdruß (Seite 80). Beiden, Ranke wie Gregorovius, standen reiche römische Quellen zu Gebote, wenngleich ihnen das Vaticanische Geheimarchiv verschlossen blieb. Aber dieser Abgang konnte durch die Vita di Urbano VIII. vom Canonicus Andrea Nicoletti fast vollständig ersetzt werden, da in dem umfangreichen Werke — 9 Bände Folio, jeder 1400 bis 1500 Seiten enthaltend — die Berichte der Nuntien gewöhnlich in extenso mitgetheilt sind. Ranke, der deshalb das Werk sehr hoch schätzt, verdankt demselben seine Berichte der Nuntien. Gregorovius hat es verschmäht, diese reiche Quelle auszubeuten (die wenigen Citate sind meistens untergeordneter Natur) und sich vielmehr nach anderm Material umgesehen, das besser seinem Zwecke entsprach. So benutzt er namentlich die Vitae summorum pontificum et S. R. E. cardinalium suo aevo defunctorum von Theodor Ameyden, einem, um ihn mit einem modernen Ausdruck zu charakterisiren, antikirchlich gesinnten Zeitungsschreiber; ferner Berichte von modenesischen Residenten, deren Nachrichten schon in Folge ihrer Stellung sehr secundärer Natur sind. Als meine Aufgabe habe ich es nun betrachtet, auf die authentischen Quellen zurückzugehen. Nicoletti's vita di Urbano VIII. war zunächst aus dem oben angedeuteten Grunde ein willkommenes Hülfsmittel und mit Hülfe eines guten Copisten gelang es mir, die wichtigen Capitel vollständig demselben zu entnehmen und damit eine bedeutende Vorarbeit für die Benutzung des vaticanischen Geheimarchivs zu gewinnen, denn dieses, zu dem ich durch die Güte Sr. Eminenz des Cardinals Hergenröther Zutritt erhielt, war jedenfalls als Haupt-

fundort zu betrachten. In den Bänden der Nuntiatura di Germania, di Francia, di Spagna ist die in damaliger Zeit meistens chiffrirte Correspondenz zwischen der Curie und ihren Vertretern an den Höfen niedergelegt. Für die Zeit Urbans VIII. habe ich dieselbe vollständig benutzt und aus der Nunziatura di Germania die Bände 24 bis 32 und 115 bis 141; aus der Nunziatura di Francia die Bände 60 bis 91 und der Nunziatura di Spagna 64 bis 88 durchgesehen und aus denselben die einschlägigen Briefe oder Deschiffren von Rom an die Nuntien und umgekehrt theils excerpirt, theils copirt, theils mit den bei Nicoletti mitgetheilten, verglichen. Im letzteren Falle war zuweilen ein Mangel an Genauigkeit und Vollständigkeit zu constatiren; im Ganzen jedoch fand sich die Ansicht Ranke's von dem Werthe der Vita vollkommen bestätigt.

Hinzuzunehmen waren noch aus dem Vatic. Geheimarchiv die Bände 1 bis 13 der Nunziatura per le paci, die reiche Belege für die Bemühungen des Papstes bieten, den wegen der Mantuaner Erbfolge entstandenen Krieg beizulegen, und aus Band 14 dieser Nunziatura und Band 15 ff. der Nunziatura di Colonia die Correspondenz des Cardinals Ginetti, der 1636 nach Köln geschickt wurde, um den Frieden zwischen Frankreich, Deutschland und Spanien zu vermitteln.

Bezüglich der andern Handschriften-Sammlungen Rom's soll nur Einiges erwähnt werden. In einem Codex der Bibl. Barberina finden sich die originalen Protokolle des päpstlichen Secretär's über die vom Card. Pazman in Rom gepflogenen Verhandlungen worüber Gregorovius so ausführlich berichtet hat; in zwei andern Bänden die Correspondenz mit dem baierischen Kurfürsten. Diese und die Bibliothek der Fürsten Chigi und Corsini boten mehrere wichtige Instructionen an Nuntien, so an Pallotto (1628), Grimaldi (1632), Ginetti (1636), Mattei (1639) und Relationen, darunter solche über die Verhandlungen in Köln (1636—1643.)

Benutzt wurden dann noch außer der Bibl. Vaticana die Privatbibliotheken der Fürsten Altieri, Boncompagni und Borghese, sowie die Angelica, Casanatensis und Vallicelliana.

Da die oben angeführte Schrift von Gregorovius vieles dem Staatsarchiv in Modena entnommen, so besuchte ich, um den Werth dieser Quellen zu prüfen und neues Material zu sammeln, im Herbst 1880 die Staatsarchive von Modena, Parma, Turin, Florenz und Neapel, deren Zugänglichkeit nicht genug gerühmt werden kann. War auch die Ausbeute nicht mit der römischen an Werth zu vergleichen, da die Berichte der Residenten kleiner Höfe meistens nur von untergeordneter Bedeutung sind, so wurden doch manche Notizen gefunden und auch die Quellen der von Gregorovius benutzten Gewährsmänner festgestellt.

Das Ergebniß dieser kurz vorgeführten Arbeiten war für mich recht befriedigend, nicht allein, daß das Material umfangreich, die Quellen unanfechtbar sind, sondern auch die Resultate waren erfreulich.

Wir sehen Urban VIII. immer seiner Stellung als Padre commune und Friedensfürst treu bleiben. Die Ränke und Niedertracht der Politik Richelieu's hat er freilich nie vollkommen durchschaut.

Redner schloß mit einer Vergleichung der Ergebnisse seiner Forschungen mit der Darstellung bei Gregorovius.

An vierter Stelle verbreitete sich Herr Dr. v. Buchwald aus Preetz (Holstein) in einem auf urkundliches Material gestützten Vortrage über Frauenbildung des 15. Jahrhunderts.

Anknüpfend an die in seinem Werke „Bischofs- und Fürsten-Urkunden, Beiträge zur Urkundenlehre" (Rostock, W. Werker. 1882) ausgeführte Bestrebung, durch schärferes Ein-

bringen in die Urkunden und Briefe gründlichere Kenntniß des mittelalterlichen Lebens zu gewinnen, wählte er Correspondenzen aus dem XV. Jahrhundert zur Illustration dieses Gedankens. Die Briefe der Kurfürstin Anna von Brandenburg an ihren Gemahl Albrecht, welchen Papst Pius II. mit Recht den „deutschen Achilles", den „Stern der deutschen Nation" nannte, zeigen, wie die Bildung jener kirchlichen Schule die Briefe abfassen lehrte, sich umwandelte in echt deutsche weibliche Herzensbildung. Anna von Brandenburg, eine der reizvollsten Erscheinungen aus der Frauenwelt des Mittelalters, weiß jeder Lebenslage mit der Brieffeder gerecht zu werden. Hier schildert sie (1475) ihr „Sehnen und Verlangen" nach dem Gatten, da berichtet sie über ihre Mutter-, dort über ihre Fürstenpflichten; einmal sendet sie einen Feldzugsplan in's Lager, ein anderes Mal einen Gänsebraten, der leider etwas Hautgout bekam. Dann plaudert sie mit unwiderstehlichem Humor von der eiteln Königin von Dänemark vor dem Spiegel (1475) und gesteht treuherzig: „Wann ich seh doch wohl, daß kein Alter für kein Thorheit hilft, das prüf ich an ihr und an mir wohl, wenn wir uns so hübsch dünken, daß wir die Runzeln um die Augen nit sehen." In allen Variationen aber drängt sich bald ernst, bald scherzend das Grundthema in die Zeilen, die Liebe zu dem Heldengatten und das innige Vertrauen, Gott und die h. Jungfrau würden ihren Albrecht vor Leid behüten In gleicher Frömmigkeit und Liebe hat sie ihre Töchter und Stieftöchter erzogen, wie deren Briefe an Albrecht beweisen, so daß sich das Bild zu einem Muster innigen Familienlebens gestaltet.

Der vorgeschrittenen Zeit wegen kürzte Dr. v. B. seinen Vortrag beträchtlich und kam nicht dazu, darauf hinzuweisen, daß diese muntern Briefchen Geschichtsquellen ersten Ranges sind. Durch sie erst wird der Charakter Albrechts in das rechte Licht gesetzt. Obwohl nun die Wurzeln der heutigen Machtstellung des Hauses Hohenzollern alle auf Albrecht Achilles zurücklaufen, ruhen diese Briefe halbvergessen in den Haus- und Staatsarchiven und sind nur theilweise in Editionen bekannt, welche der Würde der Wissenschaft Hohn sprechen.

In den gelegentlichen kurzen Bemerkungen zu den einzelnen Vorträgen gab der Vorsitzende namentlich seiner Befriedigung darüber Ausdruck, daß die Unterstützung der Gesellschaft unter wesentlicher Beihülfe ihres Protectors, des hochwürdigen Herrn Cardinal Hergenröther, eine mehrjährige ausgiebige Ausbeutung der gewaltigen Römischen Archivschätze ermöglicht habe. Erst nach 8 Uhr konnte die Sitzung geschlossen werden.

Die Sitzung der Section für Rechts- und Social-Wissenschaft begann am 18. Vormittags 9 Uhr. Nach einigen einleitenden Worten des Vorsitzenden, Regierungsraths a. D. Dr. Freiherr von Heeremann, referirte Hr. Professor von Hertling kurz über den Stand der Vorarbeiten für das Staatslexicon. Hierauf erhielt Hr. Gramich (Würzburg) das Wort zu einem Referate über die neuesten katholischen Bestrebungen auf dem Gebiete der Socialwissenschaft.

Der Vortragende ging von der Bemerkung aus, die Signatur der socialwissenschaftlichen Literatur der Gegenwart sei darin zu finden, daß einerseits die gesichert geglaubten Grundprincipien der modernen Nationalökonomie von allen Seiten angefochten würden, anderseits das Bemühen, die geschichtlichen Grundlagen der heutigen Wirthschaftszustände zu erforschen, besonders hervortrete.

Auf katholischer Seite übt vor allem F. Hitze (Capital u. Arbeit. Paderb. 1881) eine strenge Kritik an der gepriesenen Freiheit der Arbeit, des Capitals, der Production, und fordert eine auf den Grund gehende Reform, als deren Kern er corporative Organisation der Erwerbsstände bezeichnet. H. gibt gleichsam eine Summe der Reformgedanken, wie sie die Bewegung des letzten Jahrzehnts geboren hat, sein Werk ist für den christlichen Socialpolitiker höchst beachtenswerth. — Eine Geschichte der socialen Entwickelung des christlichen Abendlandes zu geben und daraus Lehren für die Gegenwart zu schöpfen, hat sich J. Albertus (Die Socialpolitik der Kirche. Regensburg 1881) zur Aufgabe gesetzt, bleibt aber weit hinter derselben zurück. Die geschichtliche Darstellung geht zu wenig in die Tiefe, und die aufgestellten Grundsätze sind nirgends in praktisch verwerthbare Gedanken umgesetzt. Noch umfassender ist die Aufgabe, welche G. Ratzinger (Die Volkswirthschaft Freib. 1881) zu lösen unternommen hat; er will alle Probleme in geschichtlicher Betrachtung und zugleich im Hinblick auf die Forderungen der Gegenwart erörtern. R. hebt hervor — wie schon vor ihm Linsenmann —, daß das Gesetz der Wirthschaftlichkeit, wie es neuerdings namentlich Schäffle formulirt hat, mit dem Grundprincip der christlichen Moral, der Forderung der Entsagung übereinstimme. Um die geschichtliche Grundlage zu gewinnen, entwirft R. ein glänzendes Bild des Erwerbslebens im Mittelalter, unterläßt aber, anzuführen, wie mühsam doch die damalige wirthschaftliche Ordung unter vielfachen socialen Kämpfen sich behauptete. In seinen praktischen Vorschlägen ist R. nicht immer glücklich, so muß sein Vorschlag, den landwirthschaftlichen Credit durch Ausgabe von Bodenscheinen zu heben, wohl als undurchführbar bezeichnet werden. Sein Verdienst liegt in der warmen Darstellung christlicher Principien, welche das Gebiet der Wirthschaft zu beherrschen berechtigten Anspruch erheben und niemals vor angeblichen wirthschaftlichen Naturgesetzen zurückweichen können. —

Redner schließt an diese kritische Uebersicht einige Bemerkungen über das Verhältniß des Staates zur Volkswirthschaft an, welche Frage beherrschend für alle socialwissenschaftlichen Untersuchungen geworden ist. Er stellt als Aufgabe des Staates eine doppelte fest: Aufrechthalten der Rechtsordnung und Fürsorge für die Wohlfahrt des Einzelnen — tutela reipuplicae et communes civium utilitates (Encyklica v. 29. Juni 1881). Dadurch widerlegt sich die von Albertus vertretene Anschauung, dem Staate stehe nur eine negative Thätigkeit zu. Vielmehr ist festzuhalten, daß die Volksgemeinschaft, welche im Staate ihre nothwendige äußere Organisation findet, eine sittliche Gemeinschaft ist und als solche Verpflichtungen der Gemeinschaft gegen jeden Einzelnen und umgekehrt begründet. In wieweit hat nun über die Erfüllung dieser Verpflichtungen die Obrigkeit zu wachen? Die Volksgemeinschaft ist einerseits freie Gemeinschaft, die Gesellschaft; als solche begründet sie lediglich freie sittliche Pflichten, welche zu erfüllen die Kirche lehrt und mahnt. Anderseits ist die Volksgemeinschaft Zwangsgemeinschaft, der Staat; als solche begründet sie Rechtspflichten, deren Erfüllung erzwingbar ist. Der Kreis dieser letztern Pflichten ist aber lange Zeit für das wirthschaftliche Gebiet zu enge gezogen worden. Hier einzugreifen, unter dem Gesichtspunkte der socialen Gerechtigkeit jeden Act der Gesetzgebung, welcher die wirthschaftliche Lage der Bevölkerung beeinflußt, — und welcher wichtige Staatsact thut dies nicht? — sorgsam zu prüfen und darnach zu gestalten, ist die schwierige Aufgabe der Obrigkeit. Zum Schlusse bemerkt Redner noch — gegenüber dem abfälligen Urtheile Ratzinger's —, daß neben dem Festhalten der christlichen Grundsätze gründliche Kenntniß der neuern Nationalökonomie für den Fortbau christlicher Socialwissenschaft unerläßlich sei.

An den Vortrag schloß sich eine lebhafte Discussion, an welcher sich die Herren Dr. Schmitz (Düsseldorf), Hitze (M.-Gladbach), Windthorst, Moufang, v. Hertling und der Vorsitzende betheiligten.

Um 11 Uhr begann sodann die Allgemeine wissenschaftliche Sitzung. Nachdem zunächst in herkömmlicher Weise die Vorsitzenden der drei Sectionen kurzen Bericht über die Verhandlungen derselben erstattet hatten, hielt Herr Dr. Georg Hüffer einen längern Vortrag über die Entwickelung der karolingischen Monarchie zum Kaiserthum. Derselbe ist im Anhange vollständig mitgetheilt.

Hierauf berichtete Herr Domcapitular Dr. Haffner über das Ergebniß des bei Gelegenheit der General-Versammlung in Fulda i. J. 1880 beschlossenen Preisausschreibens. Der Redner führte im Wesentlichen Folgendes aus: „Die gestellte Preisfrage,

eine bündige Entwickelung der Lehre des h. Thomas von Aquin über die Erkennbarkeit Gottes,

zielte nicht dahin, wissenschaftliche oder populäre Arbeiten zu veranlassen, deren Veröffentlichung durch die Gesellschaft zu geschehen hätte (§§. 29 und 30 der Statuten), sondern nur, weitere Studien im Gebiete der thomistischen Philosophie anzuregen. Drei Bearbeitungen sind beim General-Secretariate eingelaufen und zwei Fachgelehrten zur Beurtheilung übergeben worden. Die von denselben erstatteten Gutachten liegen der vom Vorstande getroffenen Entscheidung zu Grunde.

1. Die Arbeit mit dem Motto: Fides praesupponit cognitionem naturalem sicut gratia naturam — bekundet ein richtiges Verständniß des Gegenstandes der Untersuchung und der in derselben zu unterscheidenden Fragen. Der gestellten Aufgabe entspricht sie jedoch nicht, da sie die Lehre des h. Thomas über die Erkennbarkeit Gottes weder aus dessen Schriften in hinreichendem Maße ermittelt, noch in ihrem innern Zusammenhang genügend erfaßt. Die Darstellung ist im Allgemeinen gut, wenngleich einzelne Unbeholfenheiten zu bemerken sind. Da die Arbeit mehr als eine Skizze, denn als eingehende Untersuchung der Frage sich darstellt, so kann ihr ein Preis nicht zuerkannt werden, jedoch wird das Geschick und der Fleiß des Verfassers lobend anerkannt."

Die Eröffnung des versiegelten Couverts ergab als Verfasser Herrn Dr. theol. Brockhoff, Kaplan in Roth-Schönburg, K. Sachsen.

2. „Die Arbeit mit dem Motto: Fere totius philosophiae consideratio ad Dei cognitionem ordinatur — stellt die Lehre des h. Thomas mit sorgfältiger Umschau über die einschlägigen Schriften, sowie die später erwachsene Literatur zusammen. Auch führt sie die Erklärung und Begründung der einzelnen Sätze, wie die Widerlegung der entgegenstehenden Ansichten mit Gewandtheit und selbständigem Urtheile aus. Eine einheitliche Entwicklung der Lehre des h. Thomas mit Bezugnahme auf deren

Voraussetzungen und spätere Ausbildung wird jedoch nicht gegeben und kann somit auch diese Arbeit als vollständige Lösung der Aufgabe nicht erachtet werden. Ueberdies ist die Form der Darstellung vielfach hart und lückenhaft. In Anerkennung des von dem Verfasser bekundeten Talentes zu wissenschaftlichen Arbeiten und seines ernsten Strebens wird demselben der zweite Preis zuerkannt."

Als Verfasser ergab sich Herr Heinrich Joseph Hillenbrand, Stadtkaplan in Fulda.

3. „Die Arbeit mit dem Motto: Deshalb werden auch die verschiedenen Naturwissenschaften . . . durch die Wiederbelebung der alten Philosophie . . . unterstützt werden — ist nach Ziel und Inhalt ungleich umfassender als die beiden vorgenannten. Sie stellt die Lehre des h. Thomas mit eingehender Heranziehung der einschlägigen Schriften dar, verfährt jedoch in Erklärung derselben zuweilen mit einer allzugroßen Freiheit, welche dem Wortlaut Gewalt anthut. Letzteres zeigt sich in gleicher Weise in der Erklärung und Verwendung einzelner Stellen der h. Schrift. Der Verfasser ist bestrebt, die Ergebnisse der neuesten Naturforschung mit den metaphysischen Lehren des h. Thomas in Harmonie zu bringen und insbesondere in den Grundsätzen der mechanischen Naturerklärung ein Fundament für den aristotelisch-thomistischen Gottesbeweis aus der Bewegung zu gewinnen. Wenn auch eine solche Tendenz nicht in jeder Weise als unzulässig erscheint, so muß es doch als ein Fehler der Methode bezeichnet werden, wenn der Verfasser gewisse Hypothesen einzelner Naturforscher, deren Richtigkeit zu prüfen er nicht in der Lage ist, als gesicherte Ergebnisse der Wissenschaft aufnimmt, um dieselben sodann mit Aussprüchen des h. Thomas in Parallele zu setzen, denen nur eine sehr gewagte Deutung einen damit übereinstimmenden Sinn unterlegen kann. Wiederholt sind in die Abhandlung Meditationen eingefügt, welche theilweise schön und tief gedacht, theilweise etwas überspannt, jedenfalls in diesem Umfange innerhalb einer wissenschaftlichen Arbeit nicht am Platze sind. Die Anordnung und Gliederung der Untersuchung ist im Einzelnen gut, doch würde es zur Vermeidung von Wiederholungen besser gewesen sein, der Behandlung der verschiedenen Gottesbeweise eine allgemeine Erörterung voranzuschicken. Auch ist eine Zusammenfassung des Ganzen am Schlusse zu vermissen. — Abgesehen von diesen Mängeln zeichnet sich die Arbeit durch Belesenheit, Scharfsinn und Form-Schönheit so vortheilhaft aus, daß sie des ersten Preises würdig erscheint."

Als Verfasser ergab sich Herr Ceslaus Maria Schneider, Pfarr-Vicar in Malmedy.

In seinem Schlußwort gab der Vorsitzende seiner Befriedigung über den Verlauf der Versammlung Ausdruck, sowie dem Wunsche, daß dieselbe das Interesse für die Gesellschaft und für die großen Aufgaben der katholischen Wissenschaft, welcher sie zu ihrem wenn auch kleinen Theile zu dienen berufen ist, in weitere Kreise tragen werde. Hierauf ertheilte der hochw. Herr Weihbischof Dr. Freusberg, welcher sich in überaus warmen und herzlichen Worten über die Ziele und Leistungen der Gesellschaft aussprach, der Versammlung den bischöflichen Segen.

Um 2 Uhr vereinigten sich die Theilnehmer zu einem Mittagessen im festlich geschmückten Saale des Bürgervereins. Der erste Toast auf Se. Heiligkeit Papst Leo, den Gönner christlicher Wissenschaft, brachte Hr. Weihbischof Dr. Freusberg aus. Prof. v. Hertling widmete sein Glas den beiden Kirchenfürsten, welche der Versammlung vom ersten bis zum letzten Augenblick beigewohnt und dieselbe mit ihrem Segen eröffnet und geschlossen hätten. Das Hoch des ersten Beigeordneten, Hrn. Hesse, galt der Görres-Gesellschaft. Dann erhob sich Herr Staatsminister a. D. Windthorst zu einer jener actuellen Tischreden, deren Eindruck sich auch mittels stenographischer Aufzeichnung nicht festhalten und wiedergeben läßt: Universitäts-Erinnerungen des Redners, Resumé über die Verhandlungen der drei Sectionen, Streiflichter auf die gegenwärtigen akademischen Zustände, ein Hinweis auf die unbedingte Nothwendigkeit, daß katholische Gelehrte an unsern Hochschulen Posto fassen, auf die Bedeutung, welche die Görres-Gesellschaft gerade in dieser Hinsicht besitze, eine handgreifliche Anspielung auf den Nervus rerum, dann ein kühner Uebergang, und die Gläser klangen auf das Wohl der gastlichen katholischen Paderstadt und ihrer Bewohner.

Im Anschlusse hieran möge dem Local-Comité, welches durch seine Bemühungen wesentlich zu dem günstigen Verlaufe der Versammlung beigetragen hat, auch an dieser Stelle nochmals der Dank des Vorstandes ausgedrückt sein.

Die in der geschäftlichen Sitzung beschlossene Zustimmungs-Adresse zur dritten Centenariumsfeier der h. Theresia wurde von Hrn. Subregens Pingsmann in lateinischer Sprache abgefaßt und, mit den Unterschriften von drei Mitgliedern des Verwaltungs-Ausschusses versehen, rechtzeitig abgesandt. Ein vom 4. November datirtes lateinisches Antwortschreiben enthält den Dank des hochw. Herrn Bischofs von Salamanca, beigelegt war in drei Exemplaren der Abdruck zweier Festreden, welche am 23. Oct. in Alba de Tormes gehalten wurden.

Als seine wichtigste Aufgabe mußte es der Verwaltungs-Ausschuß sodann ansehen, die Angelegenheit der Redaction des historischen Jahrbuchs zu einem glücklichen Ende zu führen. Die Verhandlungen ergaben, daß die Aussicht aufgegeben werden mußte, die von Herrn Dr Hüffer an erster Stelle in Vorschlag gebrachte Persönlichkeit zu gewinnen. Dies würde noch mehr zu bedauern sein, wenn es nicht gelungen wäre, von anderer Seite her Ersatz zu schaffen. Hiernach wird die Redaction mit Januar 1883 auf Herrn Dr. Victor Gramich übergehen. Den Lesern des Jahrbuchs ist derselbe bereits durch mehrere für dasselbe gelieferte bedeutsame Beiträge bekannt. Der Wechsel der Redaction machte es nöthig, auch den Verlagsort zu ändern. Vom nächsten Jahrgange an hat die Buchhandlung von Herder & Cie. in München den Commissionsverlag, die Weiß'sche Druckerei daselbst den Druck übernommen.

Der Verwaltungs-Ausschuß glaubt sich der begründeten Hoffnung hingeben zu dürfen, daß das historische Jahrbuch auch unter solchergestalt veränderten Verhältnissen in gleicher Weise wie bisher die ihm gestellte Aufgabe zu allgemeiner Befriedigung lösen werde.

Von den im Laufe dieses Jahres herausgegebenen Vereinsschriften haben die beiden ersten bereits in dem auf der General-Versammlung erstatteten Berichte Erwähnung gefunden. Als dritte kam zu Anfang December zur Versendung: Philipp von Marnix, Herr von Sanct-Aldegonde. Ein Lebensbild aus der Zeit des Abfalls der Niederlande von Dr. P. P. M. Alberdingk-Thijm, ord. Professor der Universität Löwen.

Der Mitgliederbestand weist im abgelaufenen Jahre die folgenden Veränderungen auf. Dasselbe begann mit der Zahl von 14 Ehrenmitgliedern, 15 Mitgliedern auf Lebenszeit, 1423 Mitgliedern und 611 Theilnehmern. Neu hinzugetreten sind ein Ehrenmitglied, drei Mitglieder auf Lebenszeit, 166 Mitglieder und 72 Theilnehmer; dagegen ausgeschieden durch den Tod oder durch andere Ursachen: zwei Ehrenmitglieder, 98 Mitglieder und 48 Theilnehmer. Mithin ergibt sich ein Zuwachs von drei Mitgliedern auf Lebenszeit, 68 Mitgliedern und 24 Theilnehmern.

Zu besonderer Freude mußte dem Verwaltungs-Ausschusse die alsbald nach der General-Versammlung eingelaufene Nachricht gereichen, daß der hochw. Herr Fürstbischof von Breslau, Robert Herzog beabsichtige, die Gesellschaft in gleich hochherziger Weise zu unterstützen, wie dies seitens seines Herrn Vorgängers geschehen ist.

Die Vermögenslage der Gesellschaft ergibt folgendes Bild. Laut revidirter Rechnung wurde ein Vermögensbestand von M. 35362,91 aus dem Rechnungsjahre 1881 am 1. Januar 1882 in das neue Rechnungsjahr übertragen. Die Einnahmen während desselben beliefen sich auf M. 31406,13, die Ausgaben auf M. 25280,37. Hiernach bleibt ein Kassenbestand von M. 6125,76, und kann demgemäß das Rechnungsjahr 1883 mit einem Vermögensbestande von M. 41488,67 begonnen werden.

Die Gesammtsumme der Einnahme umfaßt an größern Zuwendungen Einzelner M. 2029,81, an Beiträgen der Mitglieder zusammen M. 19211,93 (darunter M. 4166,26 durch die Post erhobene rückständige Beiträge aus den Jahren 1878—1881), an Beiträgen der Theilnehmer zusammen M. 2261,95 (darunter rückständige aus 1879—1881 M. 533,42), Erlös aus dem „historischen Jahrbuche" M. 5946,02, aus dem Verkaufe der Vereinsschriften M. 614,87, aus Zinsen von Werthpapieren M. 1006,50, Zinsen von Depositen M. 335,05.

Aus der Gesammtsumme der Ausgabe entfallen auf Stipendien und Schriftsteller-Honorare (ausschließl. der für das historische Jahrbuch) M. 6836,11, auf die Redaction des histor. Jahrbuchs M. 2100, Honorare der Mitarbeiter M. 2248,76, Druck- und Versendungskosten und sonstige Ausgaben für das histor. Jahrbuch M. 5124,04; auf die Redaction des Staatslexicons M. 2000, Druck- und Versendungskosten der Vereinsgaben, Gehalt des Hülfssecretairs und sonstige Verwaltungskosten M. 6004,99, Porti M. 566,47, Coursverlust am 31. December 1881 M. 400.

Den an erster Stelle aufgeführten Einnahmeposten bildet zum größern Theile ein Geschenk von M. 1000, welches der Gesellschaft im Andenken an einen verdienten Gelehrten, den kürzlich verstorbenen Herrn Constantin von Schätzler, gemacht wurde. Ihrer Bestimmung gemäß wird die Summe unter dem Namen Constantin von Schätzler-Stiftung gesondert verwaltet und die Zinsen zur Unterstützung katholischer Gelehrter verwendet werden. Der Verwaltungs-Ausschuß hegt den Wunsch und die Hoffnung, daß das schöne Beispiel Nachahmung finden und die pietätvoll gespendete Gabe den Grundstein zu einer umfassenden Stiftung im Rahmen der Görres-Gesellschaft bilden möge.

Die Entwickelung der karolingischen Königsherrschaft zum Kaiserthum.

Vortrag, gehalten von Herrn Dr. Georg Hüffer auf der VII. General-Versammlung der Görres-Gesellschaft zu Paderborn am 18. August 1882.

Die letzten Gesänge des Purgatorio, in welchen der unsterbliche Florentiner voll tiefer Allegorie das irdische Paradies schildert, aus dem er dann zu immer höheren Sphären des himmlischen Paradieses emporschwebt, stellen die streitende Kirche unter dem Bilde eines Triumphwagens dar. Beatrice, die Verkörperung der reinen kirchlichen Lehre, thront auf diesem carro trionfale, von sieben Jungfrauen als Sinnbildern der göttlichen wie der Cardinal-Tugenden umgeben. Ein mystischer Greif — der Gottmensch Jesus Christus — zieht den Wagen an der Deichsel, dem Symbol des Papstthums, das der Kirche die Richtung gibt, zu einem mächtigen, aber entlaubten und dürren Baume. Die Deichsel, aus dem Holz des Baumes geschnitzt, wird durch den Greifen mit dem Stamme verknüpft und, o Wunder! alsbald entsprießt dessen Krone frühlingsfrisches, in wunderbaren Farben prangendes Laub. Dieser Baum aber, der durch die Berührung mit Papstthum und Kirche so zauberhaft neues Leben empfängt, bedeutet „Rom, das Haupt der Welt, welches die Zügel des Erdballs lenkt," und insbesondere das Kaiserthum, in dem alle Macht und Herrlichkeit der alten Roma ihren vollendeten Ausdruck fanden. — In diesem plastischen Bilde hat Dante den Grundgedanken der Kaiseridee des Mittelalters niedergelegt, das Fortleben des altrömischen, weltbeherrschenden Imperiums in dem christlich-germanischen Kaiserthum, welches aus der innigen Beziehung zu dem stammverwandten Papstthum und der Kirche frischen Saft, verjüngtes Leben, tieferen Gehalt schöpft. Und so ist es ja überhaupt mit der Divina Commedia; wir dürfen dieselbe recht eigentlich betrachten als den gewaltigen poetischen Inbegriff und Ausdruck der Ideen, Lehren und Strömungen, welche das geistige Leben jener jugendfrischen, an schroffen Gegensätzen so fruchtbaren

Zeit erfüllten, bewegten und erschütterten, zugleich aber auch als das Testament, welches den ganzen reichen Schatz des schwindenden Mittelalters in köstlicher Schale der kommenden Epoche gleichsam als Nachlaß darbot. „Sein gewaltiger Geist," sagt Hettinger von Dante, „umspannt Himmel und Erde, Vergangenheit und Zukunft, Staat und Kirche, Kaiserthum und Papstthum, Glauben und Wissen, Philosophie und Theologie, Freiheit und Gnade, Ethik und Politik, Himmel und Erde, Engel und Menschen, Geist und Natur."

Allerdings ist Dante keineswegs in allen Punkten der genaue, daß ich so sage objective Ausdeuter seiner Zeit, und wie konnte er dies sein? Er war ja mitten hineingestellt in den wogenden Kampf der Parteiung, mit glühender Seele selbst Partei ergreifend für das, was er als recht und wahr erkannte und nun voll kühner Fantasie, voll fantastischer Kühnheit mit den idealsten Zügen umkleidete. Das gilt von dem Staatsmann Dante, gilt, bei allem Schönen und Treffenden im Einzelnen, ganz besonders von seiner Gesammtauffassung des Kaiserthums, die den Angelpunkt seiner religiös-politischen Anschauung bildete. Hier stand der Dichter unter dem Bann des tiefen Elendes der kaiserlosen Zeit in Italien; der Anblick dieses Elendes preßte seiner hochgemuthen Seele jene herrliche Apostrophe an sein Heimathland im sechsten Gesange des Purgatorio aus, die da beginnt:

Ahi serva Italia, di dolore ostello,
Nave senza nocchiero in gran tempesta,
Non donna di provincie ma bordello!

Weh' dir, Italien, Sklavin, Haus des Jammers,
Schiff ohne Steuermann in grausem Sturme,
Nicht Herrin der Provinzen mehr, nein, Metze!

Vornehmlich unter dem Druck dieses Gedankens wirkte sich bei Dante die Idee des Kaiserthums, als obersten Hortes des Rechtes und der Freiheit, zu ihren äußersten Consequenzen einer nahezu schrankenlosen Allgewalt des Kaisers auf Erden aus, eine Verirrung, welcher die extremen Lehren der damaligen Legisten ebenso sehr entgegen kamen, als ihr die nach der Gegenseite stark übertreibenden Aufstellungen vieler Canonisten und Dogmatiker über die potestas ecclesiae directa in temporalia scharf widersprachen. Dante's nebelhafte Anschauung von Wesen und Macht des Kaiserthums kommt freilich in der göttlichen Comödie weniger zum Ausdruck, ist dann jedoch in seiner vielgenannten Schrift De monarchia ausführlich philosophisch begründet, oder besser in schulgerechter Spitzfindigkeit zum förmlichen System durchgebildet. Wie dem aber auch sei, zweifellos hat der Genius des großen Florentiners in seinem Hauptwerke dem

Kaiserthum die glänzendste Apotheose bereitet, die ihm je zu Theil geworden, und zwar zu einer Zeit, da dessen Weltstellung mit dem Sturz der Staufer längst unwiederbringlich dahin geschwunden war.

Ein inneres Band, eine gewisse Gedankenharmonie verknüpft diesen Schwanengesang kaiserlicher Größe mit der Wiege des mittelalterlichen Imperiums, mit der Monarchie Karl's des Großen und den in ihr herrschenden Grundgedanken. Dante selbst hat allerdings diese Ideenverwandtschaft anscheinend nicht empfunden, wenigstens wird der machtvollste aller Kaiser, unter dem doch gerade der dürre Baum des Kaiserthums durch die Berührung mit Kirche und Papstthum neu und zauberhaft erblühte, in der göttlichen Comödie nur nebenbei einige Male genannt. Indessen dieser auffällige Umstand erklärt sich — abgesehen von der scharf ausgeprägten Begeisterung des Dichters für das klassische Römerthum, dessen späterer Renaissance sein gewaltiger Einfluß wesentlich vorgearbeitet hat — aus der mangelnden Vertrautheit der mittelalterlichen Welt mit der wahren Geschichte ihrer eigenen Vorzeit. Gewiß fehlte es dem Mittelalter, das den höchsten Wissenschaften mit so großem Erfolge zugewandt war, nicht an dem jeder Zeit eigenen natürlichen Triebe zur Geschichtschreibung, zur Verzeichnung der Thaten von Mit- und Vorwelt: zahllose Annalen und Historien, flores temporum und martinianische Chroniken sind dess' Zeuge. Aber eine gleichsam vom Zweifel an der Ueberlieferung ausgehende, zu den authentischen Quellen vordringende, alles erreichbare Material zusammentragende, vergleichende und prüfende, ausscheidende und combinirende, den Einzelvorgang im Lichte der Gesammtentwickelung erfassende, mit einem Worte eine kritisch-wissenschaftliche Behandlung der Geschichte lag dem gesammten Denken und Wesen des Mittelalters ungemein fern. Sein Grundzug auf diesem Gebiete ist gläubiges Hinnehmen des von den Vätern überkommenen, durch Tradition vererbten und fortgesponnenen Wissensschatzes. Eine Art kindlicher Naivetät waltet vor, die der eindringenden Prüfung und Sonderung von Geschichte und Sage regelmäßig sich überhoben glaubt, die im festen und freudigen Besitze der Wahrheit auf religiösem Boden, auch auf dem weiten Felde der thatsächlichen Vorgänge und Zustände dem Gedanken an ein ängstliches Suchen nach dem geschichtlich Wahren kaum in sich Raum gibt, sondern die echte Ueberlieferung von Generation zu Generation mit buntem Sagengeflecht mehr und mehr umranken, ja überwuchern läßt. Fällt doch beispielsweise gerade in das Danteische Zeitalter die allgemeinste Verbreitung jener tollen Mär von Johannes Anglicus, der Päpstin Johanna, deren Pontificat in die Mitte des neunten Jahrhunderts, also in karolingische Zeit, verlegt wurde und dem späten Mittelalter als ein wahres Kreuz dogmatischer wie canonistischer Würdigung erschien. Kein Zweifel, daß uns späte Nachkommen die

Forſcherarbeit von Jahrhunderten zumal in der Kenntniß des hiſtoriſchen Materials außerordentlich viel weiter geführt hat; auch jene frühe karolingiſche Periode iſt uns nunmehr aus dem anziehenden aber trügeriſchen Helldunkel der Legende wieder in ein weit klareres Licht gerückt. Wir vermögen gleichſam den Geiſt des großen Karl und ſeiner Paladine — nicht der ſagenhaften, ſondern ſeiner wahren Mitſtreiter in Kirche und Reich — heraufzubeſchwören, daß ſie uns Kunde geben von den Zuſtänden und Entwicklungen jener längſt verklungenen großen Zeit und zu uns reden über die höchſten Ideen und Ziele der fränkiſchen Königs-Herrſchaft, die das chriſtlich-germaniſche Kaiſerthum zeitigen und in dieſem Kaiſerthume gipfeln.

Gens Francorum inclyta, auctore Deo condita, fortis in arma, firma in pacis foedere . . . corpore nobilis, forma egregia, audax, velox et aspera, ad catholica fide conversa et immunis ab haerese: mit dieſem ſtolzen Eingang des älteſten Prologes zur Lex Salica hat gewiſſermaßen das Frankenvolk ſelbſt beim Eintritt in die chriſtliche Gemeinſchaft ein feierliches Zeugniß von ſeinem Weſen abgelegt und wie mit Seherblick die Eigenſchaften bezeichnet, welche es zur Löſung ſeiner künftigen hohen Aufgabe unter den abendländiſchen Nationen vorbeſtimmten. Freilich, erſt mußte der überaus trübe, den ſchändlichſten Bodenſatz von Grauſamkeit und Sittenfäulniß ausſondernde Amalgamirungs-Proceß der Germanen und Romanen des neuen Reiches im Weſentlichen vollendet ſein, erſt mußte das arnulfingiſch-karolingiſche Heldengeſchlecht die Zügel der Regierung mit ſtraffer Fauſt ergreifen, ehe die Franken ſich gleich Chriſtophorus ungetheilt in den Dienſt des höchſten Herrn ſtellen konnten. Karl Martell und ſein Volk empfingen die Bluttaufe ihrer providentiellen Miſſion als Vormacht der Chriſtenheit im Kampfe gegen die ſpaniſchen Araber bei Tours und Poitiers. Dem Sohne des Hammers, dem weitſchauenden, kraftvollen und hochherzigen Pipin war es vorbehalten, auf dem vom Vater gelegten Grunde das ſtarke, perſönliche, germaniſche und chriſtliche Königthum ſeines Geſchlechtes aufzubauen.

Ein chriſtliches, um nicht zu ſagen ein kirchliches Königthum. Denn das Eigenartige des Thronwechſels, der dem Frankenvolke die Karolinger an Stelle des ſchaalen Salzes der Merowinger gab, liegt in dem doppelten Umſtande begründet, daß die Thronfrage als eine eminente Rechts- und Gewiſſensfrage der Entſcheidung des Papſtes unterbreitet wurde, und daß dann der Spruch des Zacharias, welcher das ſachliche Recht Pipin's auch zum formellen erhob, in der altteſtamentlichen Salbung des neuen Königs und ſeiner Söhne Karl und Karlmann durch die Hand des Papſtes Stephan die feierlichſte Bekräftigung empfing. Dieſe Salbung zu St. Denis verknüpfte ſich aber innig mit einem anderen

Vorgange von höchster Tragweite. Schutzflehend für die Gerechtsame des h. Petrus und die Unabhängigkeit des römischen Mittelitaliens von der Bedrückung des Langobardenvolkes war damals Stephan im Frankenreiche erschienen. Jetzt, in St. Denis, setzte er das Siegel auf seine Bitten, indem er der Salbung Pipin's und der Königssöhne ihre Ernennung zu Patriciern, zu besonderen Schirmherren der Römer folgen ließ. So war die engste Verbindung mit Papstthum und Kirche, die peculiaris custodia S. Petri, das schwere und verantwortungsvolle aber glorreiche Angebinde, welches der Nachfolger Petri selbst dem jungen Herrscherhause darbrachte: Ideo vos Dominus per humilitatem meam . . unxit in reges, ut per vos sancta sua exaltetur ecclesia et princeps apostolorum suam recipiat justitiam. Getreulich ist dann Pipin, wie seiner Aufgabe als christlicher Fürst überhaupt, so vor allem seiner Ehrenpflicht gegen den h. Stuhl nachgekommen; die Kämpfe, welche er pro amore beati Petri mit den stammverwandten Langobarden bestand, haben den Kirchenstaat neu begründet, wenn man will, geschaffen.

Karl, Pipin's ältester Sohn, den schon die Mitwelt als „den Großen" feierte, war eine den Vater weit überragende, großartig angelegte Herrschernatur, eine ungemein gewaltige Persönlichkeit, nicht ohne Fehler, ja nicht ohne schwere sittliche Gebrechen, doch aber in dem ganzen Grunde seines edlen Wesens von hohen Ideen getragen, weitgesteckten Zielen nachstrebend, klarsten Blickes für die Mittel zu ihrer Verwirklichung, zäher Ausdauer in ihrer Erreichung. Als Reformator der Kirche und Vorkämpfer des Glaubens, als Neuschaffer der geistigen wie materiellen Cultur seiner Völker, als Organisator auf den mannigfaltigsten Gebieten des Staatslebens hat Karl nicht nur der eigenen Zeitgeschichte die Präge seines Geistes aufgedrückt, sondern auch der Weiterentwicklung des gesammten Mittelalters in Recht und Verfassung, besonders aber in der allseitigen Durchdringung der weltlichen Staats- und Lebens-Ordnung mit dem christlich-kirchlichen Grundprincip die Bahn gewiesen. Der enge Bund zwischen regnum und sacerdotium, welcher unter Einwirkung germanischer Rechtsanschauungen seine besondere historische Form ausgestaltet hat, die grundsätzliche Hinordnung der Aufgabe des bürgerlichen Gemeinwesens zu dem höheren, beherrschenden Ziele der Kirche, die eben durch diese einheitliche Grundanlage der christlichen Staatsgebilde bedingte ideelle Zusammenfassung derselben zu einer großen Völkerfamilie, der Christenheit, gerade dies bildet ja recht eigentlich das bestimmende Merkmal des Mittelalters; es bildet zugleich aber auch in besonderer, charakteristischer Färbung den scharf hervorspringenden Kernpunkt der karolingischen Reichsidee. — Dieses Reich Karl's des Großen war ein Weltreich, dessen Machtsphäre das ganze christliche Abendland umspannte

und bis tief nach Asien hinein ihr moralisches Gewicht fühlbar machte. Gallien, Germanien und Italien unterstanden seinem Scepter unmittelbar; in den Nordosten der iberischen, in den Süden der cimbrischen Halbinsel schoben sich seine Marken vor; der christliche König von Asturien und Gallizien nannte sich proprius Carolo, die Theilherrscher im schottischen Norden subditi et servi eius; am h. Grabe zu Jerusalem beteten die Gläubigen für die Erhöhung dieses Reiches, die h. Stadt selbst wurde seiner Schutzhoheit unterstellt; auf den Reichstagen in gallischen Landen wie im Herzen Sachsens begegneten sich die Gesandten der moslimischen Fürsten Sarragossa's, wendischer und avarischer Könige mit den Boten des oströmischen Basileus und den Geschenkträgern des märchenberühmten Harun al Raschid, der als Chalif von Bagdad über die Ursitze der Menschheitsgeschichte an Euphrat und Tigris gebot. Dieses ganze, gewaltige Reich aber, dessen Gleichen die christliche Zeit kaum je gesehen, stellt sich dar als die politisch organisirte Christenheit, deren Glieder, obgleich verschieden an Herkunft, Sprache und Sitte — von Nationalitäten zu reden wäre verfrüht — in dem gemeinsamen Christenglauben der römisch-katholischen Kirche auch ihren vornehmsten staatlichen Einigungspunkt fanden.

Das Haupt dieser neuen Theokratie war, in bedeutsamem Gegensatz zu der späteren mittelalterlichen Entwicklung, nicht der Papst, sondern der Frankenkönig. Karl ist das vornehmste Haupt, der eigentliche Lenker und Regierer der Kirche Gottes, er führt das Schwert zum Schutze und zur Verbreitung des Glaubens unter den Heidenvölkern, er reinigt den Garten der Kirche vom Schlingkraut der Irrlehre und gibt Entscheidungen in dogmatischen wie rituellen Sachen, er befiehlt den Priestern, lehrt die Bischöfe, mahnt den Papst. Daß dieser Umriß seiner unvergleichlichen Stellung selbst im inneren Heiligthum der Kirche nicht zu grell gemalt ist, wird auf jedem Blatt der Zeitgeschichte bekundet und durch eine Wolke von Zeugnissen erhärtet. Da erscheint als vornehmster Zeuge Alcuin, den der Scharfblick Karl's aus dem stammverwandten angelsächsischen Lande vor allen Anderen zum Lehrer des Frankenvolkes in Glauben und Wissen berufen, Paulus Diaconus, der Dichter und Historiograph, aus der langobardischen Heimath in die Umgebung des Königs verschlagen, Angilbert, der Liebling des höfischen Kreises, Einhard, Theodulf, Smaragdus, Arn, kurz all' die Sterne, verschieden an Glanz und Farbe, welche die Sonne Karl umkreisen. Ihnen insgesammt bildet der Gedanke: Karl, Schirmer und Regierer der Kirche, gleichsam das Leitmotiv, das sie in Liedern und Briefen hundertfach variiren. Die Capitularien der Zeit, die für die Königsboten erlassenen Anweisungen, die Diplome und Briefe des Herrschers spiegeln bald in ausdrücklichen

Worten, bald schon durch den zur Entscheidung gelangenden Gegenstand dieselbe Grundidee wieder. Ganz die gleiche Wahrheit von dem nicht selten autokratischen Schalten des Königs mit den Kirchen des Reiches schaut auch aus der köstlich naiven Hülle hervor, welche die Volks- oder besser die Kloster-Legende kaum achtzig Jahre nach dem Tode Karl's um dessen Worte und Thaten gewoben hat. Es sind das die Geschichtchen im ersten Buche des Monachus Sangallensis, deren etwa eines so recht im Märchentone anhebt: Erat quidam clericus in comitatu regis vilis et abjectus, und dann höchst anschaulich berichtet, wie der milde König diesem armen, ungebildeten Kleriker ohne weiteres ein Bisthum überträgt, weil er beim Chorgesang an Stelle des durch eigenes Verschulden fehlenden, von Karl designirten Bischofs eingetreten war.

Endlich hat Karl persönlich ein Mal dem neu gewählten Papste Leo III. gegenüber das Zusammenwirken und den Geltungsbereich der beiden Gewalten in den oft genannten Sätzen betont: Nostrum est, secundum auxilium divinae pietatis sanctam ubique Christi ecclesiam ab incursu paganorum . . armis defendere foris et intus catholicae fidei agnitione munire. Vestrum est, sanctissime pater, elevatis ad Deum cum Moyse manibus, nostram adjuvare militiam, quatenus . . . populus christianus super inimicos sancti nominis (Dei) ubique semper habeat victoriam et nomen domini nostri Jesu Christi toto clarificetur in orbe. Nun darf man zwar gewiß nicht annehmen, daß Karl in diesen Worten ein allseitig erwogenes kirchenpolitisches Programm für regnum und sacerdotium habe aufstellen wollen, denn es lag dem „ergebenen Vertheidiger und demüthigen Helfer der h. Kirche" wahrlich fern, die von ihm oft bekundete dogmatische Grundlage der päpstlichen Primatial-Gewalt in Frage zu ziehen, er, der gerade aus der innigen Verbindung mit dem Stuhle Petri für sich die Berechtigung zur innerkirchlichen Reform herleitete. Man muß eben annehmen, daß in dieser Stelle der versuchte Parallelismus der beiderseitigen Aufgaben bezüglich der kirchlichen Stellung des Papstes nur sehr unvollkommen durchgeführt sei; aber auch so bleibt die Aeußerung hoch bedeutsam, indem sie für den Frankenkönig jedenfalls einen hervorragenden und tiefgreifenden Antheil an dem inneren Kirchenregiment grundsätzlich in Anspruch nimmt. Und das entspricht durchaus den thatsächlichen Verhältnissen. Nicht allein daß den Bischöfen vom Königshofe gelegentlich dogmatische Unterweisungen zugingen, daß die adoptianische Irrlehre unter lebhaftester Antheilnahme Karl's Verurtheilung und Ende fand — dies alles entsprach den Intentionen des Papstes, erfolgte vielfach unter seiner ausdrücklichen Bekräftigung — aber die Frankfurter Synode von 794 faßte auch auf Drängen des gegen den oströmischen Kaiser ergrimmten Frankenherrschers die in

den Libri Carolini niedergelegten irrigen und geradezu gegen das siebente allgemeine Concil gerichteten Schlüsse in der Bilderfrage. Und der Papst, dem dieselben durch Karl vorgelegt wurden, ut illius judicio corrigerentur, wies zwar die dogmatischen Irrthümer zurück, erklärte sich jedoch, allem Anscheine nach durch den Wunsch, Karl zu gefallen, mitbestimmt, zu recht bedenklichen Schritten gegen den Kaiser bereit.

Die persönlichen Beziehungen zwischen König und Papst gewähren überhaupt ein besonders klares Bild von der gewaltigen Stellung des Frankenherrschers in der Kirche. Das Verhältniß der beiden Häupter des christlichen Volkes, denn natürlich erscheint auch der Papst jener Zeit als: caput orbis, caput ecclesiae, claviger coelestis regni, den Dichtern als: aurea lux mundi, terrae sal, porta salutis, war im Allgemeinen sicherlich von inniger persönlicher Freundschaft und Verehrung, von dem herzlichen Gefühle des gegenseitigen hohen Werthes getragen. Karl, wie vor ihm schon Pipin, ist den Päpsten der neue Moyses und David; gleich der erste Brief an die Königssöhne Karl und Karlmann spricht es aus: Haec est exaltatio sanctae Dei ecclesiae et defensio fidei orthodoxae: vestrae protectionis integritas. Karl erscheint dem Papste Hadrian in der glücklichen Gegenwart wie ein neuer Constantin: Quia ecce novus christianissimus Dei Constantinus imperator.. surrexit, per quem omnia Deus sanctae suae ecclesiae .. largiri dignatus est; seiner Herrschaft möge Gott alle barbarischen Nationen unterwerfen, das ist der immer wiederkehrende Segenswunsch der Päpste. Und Karl selbst hinwiederum hat mit ihnen „einen unverletzlichen Bund des Glaubens und der Liebe, ein h. Bündniß geistlicher Verwandtschaft" geschlossen; zumal Hadrian, „sein süßester Vater", war ihm durch die Bande „treuer und innigster Vertraulichkeit" verknüpft, und nach dessen Hinscheiden rief er selbst die Bischofskirchen angelsächsischer Reiche zum Gebet für seinen „vielgeliebten Freund" auf. Trotz alledem läßt sich nicht verkennen, daß auch in dem Verhältniß zu Hadrian und Leo das Schwergewicht durchaus auf Seiten Karl's liegt. Wenn man die demüthigen, von Lob und Dank überfließenden Briefe der Päpste, ihr Pilgern zu seinem Schutze, die oben berührte übergroße Willigkeit Hadrian's zusammenhält mit der überall hervortretenden Obmacht des Königs, die sich bis zu dem freilich an der festen Klugheit Leo's gescheiterten Versuche vorwagte, über den Papst selbst zu richten, so drängt sich unmittelbar das Gefühl auf, daß neben diesem strahlenden, übermächtigen Schirmherrn der Christenheit jede andere Persönlichkeit in den Schatten trat. Ist es nicht, um die augenfälligste Thatsache herauszugreifen, auf die schon Döllinger in seinem bekannten vortrefflichen Aufsatze über das Kaiserthum Karl's hinweiset, in hohem Grade bezeichnend, daß, während der König den fränkischen

Kirchen Sittenvorschriften gab, ja den Papst Leo zu heiligem Leben, zur Befolgung der Canones, auch durch seinen Gesandten Angilbert zur Abstellung der Simonie und de omni honestate vitae suae ermahnt, weder der Codex Carolinus noch die sonst erhaltenen päpstlichen Schreiben auch nur mit einem Worte die bis in die späte Zeit hinein sich fortsetzenden sittlichen Verirrungen des Herrschers und seines Hauses streifen? Und dasselbe Schauspiel gewährt mit verschwindenden Ausnahmen die poetische und prosaische Literatur, welche, sonst vielfach so tief, ernst und dem Höchsten zugewandt, um den König in wunderbarer Fülle aufgesproßt ist. Da wagt es zu Lebzeiten Karl's etwa Alcuin in einem herrlichen Mahnschreiben an seinen Schüler Nathanael, vor den coronatae columbae zu warnen, quae volant per cameras palatii, aber ein directer Vorwurf gegen Karl erhebt sich nicht, auch bei Einhard nicht, der in seiner bald nach des Kaisers Tode geschriebenen Vita Caroli den sittenlosen Lebenswandel der Prinzessinnen, diesen wunden Punkt des kaiserlichen Glückes, vorsichtig berührt. Erst die Nachwelt, welche nicht mehr unmittelbar unter dem Banne der mächtigen Persönlichkeit stand, wird hier dem sittlichen Bewußtsein gerecht, indem sie mit der Visio Wettini Karl wegen seiner sittlichen Makel im Fegefeuer erblickt. — Bei solcher Lage der Dinge begreift es sich denn auch sehr wohl, daß die Beziehungen der Päpste zu Karl nicht allweg frei von erheblichen, zum Theil jahrelangen Trübungen geblieben sind. So war es in den Jahren nach Nichterfüllung der großen Schenkung des Jahres 774, so zur Zeit der Kaiserherrschaft unter Leo III. Wem im Einzelfalle die Schuld beizumessen, entzieht sich zwar wegen der Sprödigkeit des Quellen-Materials der actenmäßigen Feststellung, doch spricht äußere wie innere Wahrscheinlichkeit durchaus dafür, daß eben die selbstherrliche, überall eingreifende und eigenwillig bestimmende Art des Frankenkönigs diese Lockerungen des Freundschaftsbandes verursacht habe.

Im Princip betrachtet, war diese übermächtige Stellung Karl's in der Kirche zweifellos nicht der richtige Ausdruck des Verhältnisses, das zwischen Leib und Seele der Christenheit — nach einem Ausdruck des Mittelalters — obwalten soll. Die einzelnen cäsaro-papistischen Ansätze, welche die Regierung des größten Frankenkönigs und Kaisers unverkennbar aufweiset, mußten bei weiterer Ausgestaltung und bei Fortdauer der gleichen Machtverhältnisse zu byzantinischen Zuständen zurückführen und geradezu die Scheidung der beiden Gewalten gefährden, dieses hohe christliche Grundgesetz des Verhältnisses von Kirche und Staat, wie es ein hl. Papst Gelasius in dem berühmten Briefe an den Kaiser Anastasius ausgesprochen und selbst Justinian theoretisch anerkannt hatte. So dürfen wir also von diesem Gesichtspunkte aus den eigentlich schon

mit dem Tode Karl's beginnenden Zersetzungsproceß des großen fränkischen Reiches nicht beklagen. So wenig sich die Bestimmung der jungen abendländischen Völker darin erschöpfen konnte, dauernd als bloße Glieder eines einzigen Weltreiches fortzuleben und darüber in der eigenartigen Entwickelung zu verkümmern, ebensowenig konnte es in Gottes Weltplan liegen, den römischen Stuhl unter das Joch des fränkischen Absolutismus zu beugen, nachdem gerade in den Frankenkönigen der Kirche die starken Retter aus Noth und Bedrückung durch Ostrom und Langobarden erweckt waren. Denn das begründet eben den unvergänglichen Ruhm, die tiefste Bedeutung der karolingischen Weltherrschaft, daß, wie sie die einzelnen Theile des weiten Reiches mit den Keimen einer gleichmäßigen christlichen Cultur in Sitte, Recht und Staatsordnung befruchtete und zu gesonderter Entfaltung tüchtig machte, sie auch die innere Erneuerung, den Schutz und die Ausbreitung des christlichen Glaubens, die Erhöhung und Stärkung des Papstthums vollbewußt erstrebte und in großartiger Weise erzielte. Dieses erhabene und reine Streben und Wirken einerseits, die rauhen, nach allen Seiten unentwickelten, geistliche und weltliche Verhältnisse überall mischenden, straffer Hand bedürftigen Zustände in Staat und Kirche anderseits sind die besten und gewichtigsten Vertheidiger und Erklärer für das selbstherrliche Regiment des großen Karl, für seine eigenartige Stellung in der Kirche.

Die von der gesammten damaligen Welt als Gegenleistung für diese glorreiche Stellung betonte Pflicht des Frankenherrschers war: treue Obhut über die Christenheit, Schirm des katholischen Glaubens wider innere und äußere Feinde, endlich Verbreitung der frohen Botschaft unter den Heiden-Völkern, die annoch im Todesschatten der Erlösung entgegenharrten. Der Verfolg gerade dieser letzten, äußeren Aufgabe des christlichen Herrscherthums sollte die ganze durchgreifende Energie und zielbewußte Ausdauer Karl's des Großen bewähren.

Von den Anfängen der fränkischen Geschichte her war ihm der Kampf gegen das stammverwandte Volk der Sachsen überkommen, welches in taciteischer Ursprünglichkeit der Verhältnisse dem Thunar, Wodan und Saxnot in den alten Hainen opferte und zum Schrecken seiner Nachbarn zu Land wie zu Meer der angeborenen Raub- und Kriegslust zügellos fröhnte. Schon war längst die Heilsbotschaft selbst an der großen Malstatt zu Marklo an der Weser erklungen, schon hatte auch das Blut der Missionare den Boden bereitet für den Samen des Evangeliums, als Karl in der Blüthe der Jahre den größten Kampf seines Lebens begann zur Eroberung und Christianisirung Sachsens. Gewiß ging bei diesem dornenvollen Unternehmen die Wohlfahrt des Reiches mit dem vorwaltenden religiösen Beweggrunde Hand in Hand, und gerade

in dem Hinzutreten des schwerwiegenden politischen Momentes, in der Nothwendigkeit der Eroberung für die endliche Sicherstellung der eigenen Grenzen liegt die innere Berechtigung der blutigen Waffenthaten des Frankenkönigs. Wohl ist es wahr, Zwang, harter, wie uns scheinen will, grausamer Zwang hat in dem dreißigjährigen Ringen die milde Lehre des Gottessohnes begleitet, das nackte Schwert war neben dem Zeichen der Erlösung aufgesteckt. Doch wer von uns will die Linie ziehen, welche gerechte Strafe des stets erneuten Treubruchs unserer Ahnen von grausamer Willkür des Siegers scheidet, wer vermag zu widersprechen, wenn das rauhe Geschlecht jener Tage im Zwang das allein wirksame Mittel zur Bekehrung des Starrsinnes erblickte, an dem das sanfte Wort der Glaubensboten fruchtlos abgeprallt? Wie hat doch der alte Corveier Mönch Widukind, der begeisterte Herold der Thaten seines Sachsenstammes, kaum anderthalb Jahrhunderte nach diesen Kämpfen deren Sinn und Ausgang so schön erfaßt, da er schreibt: „Der große Karl, aller Könige stärkster, der weiseste aller Menschen, betrachtete und sann, wie das edele Nachbarvolk der Sachsen nicht länger in leerem Wahnglauben verharren dürfe, sondern mit allen Mitteln auf den Weg der Wahrheit geführt werde; daher zwang er es dazu bald durch sanfte Beredung, bald durch Gewalt der Waffen. Und so sind wir zu Brüdern und gleichsam zu einem Volk im Christenglauben erwachsen." Gewiß Karl war nach den Worten des heimischen Dichters, der jüngst das schöne „Lied von Dreizehnlinden" gesungen:

Ein Apostel in der Brünne,
Ein mit Blut bespritzter Beter,
Der die Leuchte holder Bildung
Trug in unsre finstern Wälder,
Segensreiche Körner streute,
Doch in blutgedüngte Felder.

Ja aus blutiger Saat ist unsern Gauen die Wunderblume des Christenthums erblüht, aber preisen sollen den Säemann die spätesten Geschlechter, daß jetzt des Kreuzes Oriflamme weht, wo einst dem Wodan das Opferfohlen blutete. Und wie Alcuin dem Könige zuruft: Qualis erit tibi gloria, o beatissime rex, in die aeternae retributionis, quando hi omnes, qui per tuam bonam sollicitudinem ab idolatriae cultura ad cognoscendum verum Deum conversi sunt, te ante tribunal domini nostri Jesu Christi in beata sorte stantem sequentur et ex his omnibus perpetuae beatitudinis merces augetur!

Im Herzen des sächsischen Landes zwischen Rhein und Weser entsprang ein Fluß, der mächtiger als in unsern Tagen seine Wasser dem Rheine zuführte und dem kriegerischen Einfall aus Westen die natürliche Richtung vorzeichnete, wie das schon der strategische Scharf-

blick der alten Welteroberer gar wohl erkannt hatte. Nahe den Quellen dieses Flusses, der Lippe, wo das breite unwirthliche Gebirgsland des südlichen Westfalens nordwärts sanft sich abdachend, an seinem östlichen Endpunkte zusammenstieß mit dem langgestreckten Waldgebirge, das wie ein Querriegel weit nach Norden in die niedersächsische Tiefebene vorgeschoben, den Zugang zur Wesergegend deckte, dort, wo Thaleinschnitte als Ausfallspforten nach Osten das Gebirge durchbrachen, war ein Ort gelegen, den schon die Natur zum Wohnplatz der Menschen vorbestimmt hatte. Reiche, nie versiegende Quellen entsprudelten hier in engem Umkreis hundertfach dem Boden und sammelten sich zu einem klaren Fluß. Linder wehten, nach dem Worte der spätkarolingischen Translatio S. Liborii, hier die Lüfte, als in dem rauhen Lande rings umher, früher reiften alle Saaten, der nahe, bienendurchsummte Forst bot den Heerden reiche Mast, es war ein Ort: illi non dissimilis regioni, quam sacrae litterae vocant terram lacte et melle manantem. Als daher Karl mit den fränkischen Heersäulen in den siebenziger Jahren zuerst diese Gebiete berührte, trat ihm dort eine heidnische Siedelung aus grauer Vorzeit entgegen, welche von dem Fluß, der an ihrem Fuße entsprang, den Namen Padrabrun, Born der Pader, führte. Die Anmuth des Ortes, seine centrale Lage und militärische Wichtigkeit, alles wird zusammengewirkt haben, um das aufblühende Paderborn zu der Bedeutung zu erheben, welche es von jetzt ab thatsächlich gewinnt.

Paderborn ist unzweifelhaft in karolingischer Zeit recht eigentlich der Mittelpunkt und Herzschlag des Westfalen- und Engern-Landes; in ihm und seiner nahen Umgebung vollziehen sich die hervorragendsten Acte der Eroberungs- und Bekehrungsgeschichte unserer Heimath. Hier stand nicht fern auf ragender Höhe inmitten des heiligen Hains die Irmensul, deren Aufflammen den Gauen rings im Lande die Ohnmacht der alten Götter, den Morgenschein einer neuen Zeit verkündete, während das wunderbar quillende Wasser dem verschmachtenden Frankenheere die Hülfe des Herrn sichtbarlich vor Augen stellte. Hier an den Lippe- und Pader-Quellen drängten sich die ungezählten Schaaren der Heidenleute zum Bade der Wiedergeburt und knirschend zum Treuschwur für den fremden Zwingherrn. Wieder und wieder tagte hier der Sachsensieger, von den Großen des Reiches umgeben, in feierlichem Rathe, schrieb mit dem Schwerte die blutigen Capitula de partibus Saxoniae und zog die tiefen Grundlinien der geistlichen wie weltlichen Verfassung in dieses Neubruchland christlicher Cultur. Hier war nicht fern die Kampfhaide der Franken und Engern bei Theotmelli, sowie das Sinotfeld, wo vor Karl die schlachtbereiten Schaaren sich beugten. — Als dann der Kriegssturm endlich ausgetost, die wilden Wasser sich verlaufen, ward an der Paderquelle

der Stuhl Hathumar's, des ersten Bischofs, erhoben. Noch waltete er seiner jungen Heerde, als Kaiser Ludwig auf dem Umritt durch's Reich hier das neugewonnene Volk aus allen Gauen in Pflicht und Hulde nahm und, wo die Fluthen der Weser blauen, Corbeja nova zu erheben beschloß, die Perle des Paderborner Sprengels, das weitberühmte Siegeszeichen des Karolinger-Hauses über den heidnischen Wahnglauben. Und nicht lange, da saß zu St. Badurad's, des zweiten Bischofs, Füßen der Täufling Karl's, der fromme Diakon Meinolphus, den die sächsische Muttererde als früheste Blume der Heiligkeit dem Himmel dargebracht. Das waren die glücklichen Tage, wo Ido und seine Gefährten die Gebeine des hl. Bischofs Liborius aus dem fernen Le Mans im Feierzuge einholten, auf daß der „große Hirt und Gottesmann" der jungen Pflanzung für alle Zeit ein heißgeliebter Patron und mächtiger Fürsprecher werde. — So stehen denn allüberall auf dem Boden, der uns trägt, die Fußstapfen des gewaltigen Frankenherrschers, so wurzelt diese Stadt mit allen Fasern in der großen Zeit, da das milde Licht des Christenthums unserer Heimath aufgegangen ist. So kann und soll die „inclyta urbs Paderae", wie der Hymnus sie preiset, nie vergessen, daß die glorreichsten Erinnerungen ihrer Geschichte ihr für immer die Aufgabe vorgezeichnet haben, eine Leuchte katholischen Glaubens und ein flammender Herd echt christlicher Gesittung zu sein im alten Sachsenlande.

Aber eine besondere Weihe noch ist über die Anfänge von Stadt und Bisthum Paderborn ausgegossen, in besonderer Weise verknüpft sich ihr Geschick mit den weltgeschichtlichen Vorgängen an der Schwelle des neuen Zeitalters, dessen Werden wir betrachten. Es war im Lenz des Jahres 799, und Karl rüstete in dem geliebten Aachen zu neuer Heerfahrt nach Sachsen, als er die überraschende Botschaft empfing, Papst Leo III. sei einem Ueberfalle und der Mißhandlung seiner römischen Feinde wunderbar entronnen und schicke sich an, in Person den starken Schutz des Königs anzurufen. Weil aber die Wohlfahrt der östlichen Grenzmarken das fränkische Einschreiten forderte, so brach Karl von der Lippemündung her nach Sachsen auf und entsandte seinen Erstgeborenen, Karl, mit dem halben Heere an die Elbe, er selbst sah in Paderborn, von starker Macht umgeben, der Ankunft des Statthalters Christi entgegen. Schon war Leo nahe und es galt, ihn herrlich zu empfangen. Da schildert uns Angilbert, in Karl's nächster Umgebung Augenzeuge des ergreifenden Vorganges, wie auf weitem Plan die erzbewehrten Schaaren im Halbmond Aufstellung nehmen, wie von Sturmhaube und Brünne, von Schild und Speer tausendfach die Sonne wiederblitzt, wie die Helmzier nickt und die Banner flattern, wie die Rosse schnauben und die Kriegsdrommete durch die Reihen hallt. Inmitten

seiner Getreuen ragt der König selbst ob Allen hervor auf mächtigem Streithengst in goldenem Waffenschmuck. Vor den Reisigen dehnt sich, ein friedlicher Contrast, der dreifache Chor der Priester, mit wallenden weißen Gewändern angethan, die Kreuzstandarte erhoben. Bereits hat der junge Pipin im Gefolge eines auserlesenen Reitergeschwaders den Pontifex begrüßt und naht an seiner Seite dem Vater. Da mochte wohl vor dessen Geiste lebendig ein Bild aus eigener Jugend stehen, ähnlich dem jetzigen an Farbenpracht, ähnlich in seiner Bedeutung und doch auch wieder so verschieden. Karl sah sich selbst, wie er, ein zwölfjähriger Knabe, dem Papste Stephan entgegensprengte und ihm gleichfalls das Ehrengeleit zum Vater gab. Damals wie heute kam der Nachfolger Petri als demüthiger Flüchtling in's Reich, vom starken Arm des Frankenkönigs Hülfe zu erflehen; damals hatte sich das Band der Liebe und innigsten Interessen-Gemeinschaft zwischen Rom und seinem Geschlechte geknüpft, den Tagen von Ponthion und Quierzy war der festliche Morgen von St. Denis gefolgt, da ihn der Papst als Patricius der Römer grüßte. Jetzt trug er durch fünfzig Jahre diese Würde, und was dem Knaben jener Zeit als höchster Ehrenpreis des Lebens erschienen, das däuchte dem ergrauenden Manne eine Form, die den überquellenden Inhalt nicht mehr fasse, den seine eigenen Thaten hineingegossen. War denn er, der über die weite Christenheit waltend gebot, dessen Namen Neu-Rom und Jerusalem mit gleicher Ehrfurcht nannten, in dessen alleiniger Hand das Geschick des Papstthums zu ruhen schien, war er noch ein Patricius, durfte er fürder, wenn auch nur in der Idee, von jenem byzantinischen Kaiserthron zu Lehen gehen, den gerade jetzt ein unkräftiges Weib einnahm? Herrschte er denn nicht über die Kernlande des alten Kaiserreiches, nicht über die strahlende Roma selbst, die Herrin der Völker? Sah nicht Papst und alle Mitwelt seit Jahren in ihm den allerchristlichsten Kaiser Constantin zum Heile der Kirche neu erstanden? Nun, so mußten doch die kaiserliche Macht, das Verdienst des christlichen Kaisers auch im kaiserlichen *Namen* ihren vollendeten Abschluß, ihre geziemende Krone finden. Wohl war Byzanz im Besitz des Kaiserthums und groß die moralische Macht der ererbten Würde. Aber konnte er denn nicht als Wittwer etwa der Kaiserin Irene die Hand reichen und als Kaiser über das ungetheilte Reich herrschen? Alsdann erfüllte sich in ihm das uralte Sehnen der Völker nach dem Zauber des Imperiums, alsdann würde der rechtgläubige Franke das Kaiser-Scepter über die im Glauben neu geeinte Christenheit schirmend ausstrecken bis an das Ende der Tage, wie es dereinst Daniel im prophetischen Bilde geschaut und Hieronymus ausgedeutet! — Wohl mochten solche Gedanken blitzartig die Seele Karl's durchleuchten, wie sie vielleicht seit Jahren schon den Sinn seiner Staatsmänner bewegten, als nunmehr

König und Papst in inniger Umarmung einander umfingen, vereint die Salvatorkirche zur Feier des h. Opfers betraten und nachher beim prangenden Festmahl wie zu ernstem Rathschlag niedersaßen. Ob aber Karl diese Gedanken dem hohen Gaste anvertraut, ob Leo selbst dem Könige das Kaiserdiadem verlockend ausgemalt, das sucht der forschende Blick vergebens in den dürftigen Worten der Annalisten, nachdem Angilbert die Feder niedergelegt. Wenige Tage nur, so lesen wir, weilte der apostolische Vater an den Paderquellen, bemüht, den Zwecken seiner Reise Erfüllung zu sichern, und er wollte nicht scheiden, ohne dem beglückten Orte ein immerwährendes Unterpfand seiner Anwesenheit zu hinterlassen. Er weihte daher in Person einen Altar der Salvatorkirche und legte in demselben Reliquien des Erzmartyrers Stephanus nieder.

Aber wenn auch kein directes Zeugniß Kunde gibt von einem unmittelbaren Antheil, den Paderborn an einem der folgenschwersten Ereignisse der christlichen Universal-Geschichte genommen hat, so führt doch in der That eine Spur zu den Paderquellen, als dem Orte, wo die erhabene Idee des fränkisch-christlichen Kaiserthums vielleicht zum ersten Male aus dem Nebelschleier des poetischen Traumes an das volle Tageslicht diplomatischer Verhandlung getreten ist. Als nämlich Leo von Karl Abschied nahm, folgten dem Papste mit einem starken Heergeleite zehn der hervorragendsten fränkischen Staatsmänner, die dann, unbestimmt wess' Auftrages, ein ganzes Jahr lang in Rom verweilten, bis Karl selbst im Spätherbst 800 vor den Thoren der Stadt erschien und die Kaiserkrönung vom Weihnachtsmorgen dieses Jahres sich vorbereitete. Sollten diese zeitlich so genau anschließenden Ereignisse ohne innere Verkettung gewesen sein? Ist nicht vielmehr mit hoher Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß die Tage von Paderborn das erste Glied dieser in Rom endenden Kette bilden, daß der jubelnde Empfang des Papstes tief im Herzen Sachsens innig sich verknüpft mit dem donnernden Zuruf des römischen Volkes, der wiederhallend von dem reichen Gebälk der vaticanischen Basilika den „gottgekrönten, großen und friedeschaffenden Kaiser der Römer" pries?

Und wunderbar: Karl ist mit dieser überraschenden Lösung der lang erwogenen Kaiserfrage, wie sein Biograph uns glaubhaft erzählt, keineswegs einverstanden. Er hielt wohl mit Recht das Ergebniß der in Byzanz über diesen großen Schritt angesponnenen Verhandlungen für gefährdet, er hatte wohl auch die stolze Krone der Weltherrschaft nicht gerade aus der Hand seines Schützlings, des Papstes, erwartet. Das war ja ein Vorgang ohne Beispiel in der Geschichte Constantin's und Theodosius', deren Erbe er glorreich anzutreten gedachte. Aber mochte Karl immerhin auch mit dem Kaiserthum zu Gunsten des Sohnes selbstherrlich schalten, und Ludwig hier nochmals den Weg des Vaters wandeln, die Verleihung der Kaiser-

krone durch den Papst hat sich noch in karolingischer Zeit als unbestrittenes Grundgesetz festgestellt. Und so ist denn das schlichte und klare Wort, in welchem Papst Leo am Tage der Krönung Karl's des Großen selbst die kirchliche Auffassung des weltbewegenden Actes ausgesprochen hat, von typischer Bedeutung für die gesammte Idee des mittelalterlichen Kaiserthums geworden: Carolum auctore Deo in defensionem et provectum universalis S. Ecclesiae Augustum hodie sacravimus.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is inc by retaining it beyond the spe time.

Please return promptly.

Widener Library
3 2044 090 843 640